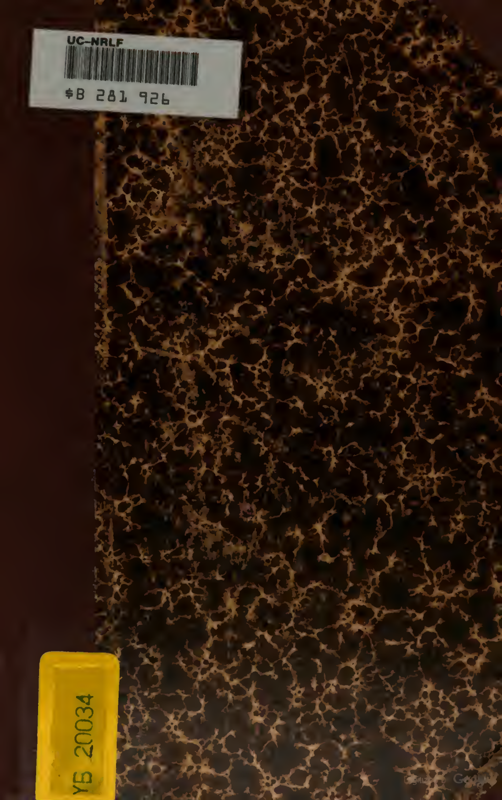
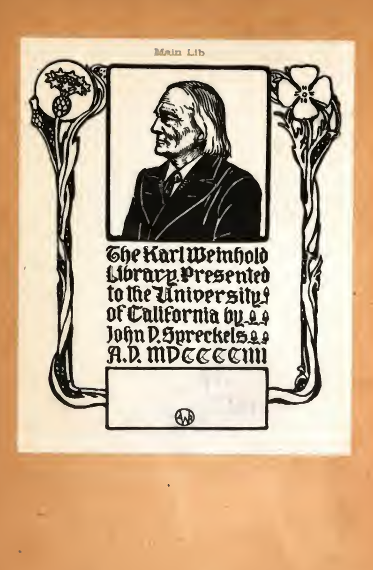



The Karl Weinhold
Library Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIII









Mythologische
Forschungen und Sammlungen

von

Wolfgang Menzel.



Erstes Bändchen.



Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1842.

Dem großen Orientalisten

Joseph Freiherrn v. Hammer-Purgstall

ehrfurchtsvoll zugeeignet

vom Verfasser.

Ew. Hochwohlgeboren

unsterblicher Name wird über der aufgeschlossenen Pforte des Orients um so heller leuchten, je mehr Europa nach Asien vorrücken und unsere Civilisation in die Gebiete eindringen wird, in welchen Ihre Werke uns schon im Geiste heimisch gemacht haben. Mit der allseitigen Würdigung morgenländischer Verhältnisse verbanden Sie die fruchtbarsten Forschungen über die Beziehungen des classischen Alterthums und des christlichen Mittelalters zum Orient. Ich nehme davon Veranlassung, Ihnen ein Buch zuzueignen, dessen Inhalt zum Theil jene Beziehungen berührt. Mögen Sie

indeß in dieser bescheidenen Gabe vorzugsweise den Ausdruck der Gesinnungen erkennen, die mir Ihr Charakter und eine langjährige Freundschaft eingeflößt haben.

In treuer Ergebenheit

Stuttgart, den 1 März 1842.

Der Verfasser.

Inhalt.



Vorwort.

In der Hoffnung, daß der einfache Gedanke, der den nachfolgenden Forschungen und Sammlungen zu Grunde liegt, ansprechen und daß die mühsame Ausführung den strengen Forderungen der Gründlichkeit und Vollständigkeit einigermaßen nachkommen werde, reihe ich sie den wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Tage an und widme sie zunächst den Freunden der Poesie und Kunst. Zu wissen, wie derselbe Gegenstand oder dieselbe Idee sich in den verschiedensten Vorstellungsweisen der Völker von den ältesten Zeiten an abgespiegelt habe, ist ein Bedürfniß, das sich den Forschern in mehr als einer Wissenschaft aufdrängt, zunächst aber von denen empfunden wird, die sich mit ästhetischen Ideen zu beschäftigen und im weiten Gebiete der Phantasie zu orientiren haben.

Die unbefangene, wenn ich so sagen darf, naturgeschichtliche Behandlung der Mythologie, die möglichst vollständige Sammlung und Vergleichung aller Symbole, Mythen und Dichtungen, die sich auf denselben Gegenstand beziehen, ist ohne Zweifel die zweckmäßigste und günstigste für das ästhetische Bedürfniß. Die neuern Mythologen haben gewöhnlich andern Bedürfnissen genügt und deßfalls ein zu Gunsten gewisser Behauptungen beweisendes und abweisendes, wenn ich so sagen darf plaidirendes Verfahren vorziehen müssen, wobei es ihnen nicht auf eine einfache Darlegung aller Mythen eines bestimmten Kreises, sondern nur auf eine Auswahl aus denselben zur Unterstützung ihrer Ansichten ankommen konnte. Ich bin weit entfernt, damit einen Tadel ausdrücken zu wollen. Wer in der heidnischen Mythenwildniß die Höhenpunkte gewinnen, wer die alten Religionen in ihren großen Hauptideen erfassen will, darf und muß ein unendliches Detail bei Seite liegen lassen. Aber neben den ruhmvollen Arbeiten dieser Art, durch die so viele Gelehrte sich ein ewiges Verdienst erworben, kann die Auffassungsweise, die ich in den nachfolgenden Blättern versucht habe, friedlich und anspruchslos bestehen, sofern sie aus der Einheit das Mannichfaltige zu entwickeln sucht, während jene

im Mannichfaltigen die Einheit suchten, und sofern sie beständig das ästhetische Interesse an den Werken der Phantasie festhält, während jene ein mehr religiöses, philosophisches oder historisches im Auge hatten.

Inzwischen läßt sich auch in letzterer Beziehung durch Festhalten eines einzigen Symbols in allen seinen Umbildungen und durch Vergleichung übereinstimmender Auffassungs- und Darstellungsweisen bei entlegenen Völkern theils für die richtige Verständniß des Einzelnen manches neue Moment gewinnen, theils lassen sich dadurch die interessanten Spuren eines innern Zusammenhanges der ältesten Naturreligionen weiter verfolgen.

Es versteht sich von selbst, daß man die Mythologien verschiedener Völker und Zeiten immer unterscheiden muß, daß man sie nicht willkürlich durcheinander werfen darf. Allein aus ihrer sorgfältigen Vergleichung lassen sich folgende nicht unwichtige Resultate ziehen. Einmal wird man inne: mit irgend einem Naturgegenstande verbindet sich ein gewisses Symbol, und nur dieses, so ungezwungen und nothwendig, daß weit entlegene Völker, auch ohne von einander zu wissen, dasselbe Bild für dieselbe Sache wählen mußten. In dem, was die alten Völker aus der Natur

herausgesehen und gedeutet haben, stimmen sie auffallend überein und kann man daraus selbst für die feinere Naturbeobachtung noch manchen Gewinn ziehen. Nur in dem, was sie später, schon von Systemen befangen, willkürlich in die Natur hineinlegten, weichen sie greller von einander ab und der Rapport jenes poetischen Magnetismus wird entkräftet. Dennoch lassen sich manche unerklärt auf uns gekommene Mythen oder Gebräuche verschiedener Völker, die uns einzeln unverständlich sind, nicht selten eine durch die andere ergänzen und erklären, sofern ihnen noch dasselbe Symbol zu Grunde liegt. Wenn sodann von Mythen die Rede ist, die wirklich mit Priestercolonien und Völkerwanderungen aus einer Weltgegend in die andere übertragen worden sind und deren abweichende Eigenthümlichkeit beweist, daß sie nicht wie einfache Symbole Gemeingut der Menschheit, sondern ausschließliches Eigenthum einer Race oder Religionspartei sind, so leistet die vergleichende Mythologie oft gute Dienste in Ausmittelung der unbekannten oder zweifelhaften Wege, auf denen jene alten Bekenntnisse fortgewandert sind. Ein Beispiel davon gibt die erste der hier vorliegenden Abhandlungen, indem sie die Uebereinstimmung zweier in Amerika vorherrschenden Mythengruppen mit hinterasiatischen nachweist.

Wenn man den Umfang und die Schwierigkeiten einer Forschung erwägt, die so genau ins Einzelne eingehen muß, wird man es billigen, daß ich mir zunächst nicht etwa in einem zusammenhängenden Systeme der vergleichenden Mythologie ein unabsehliches Ziel gesteckt, sondern mich begnügt habe, aus den von mir schon seit zwanzig Jahren angehäuften Sammlungen nur Monographien mitzutheilen, von denen jede wenigstens im Kleinen ein rundes Ganze bildet. Uebrigens wurde die Auswahl nicht dem Zufall überlassen. Die erste Abhandlung entfaltet in einem sehr weiten Panorama solche Mythen, die das classische Alterthum nur wenig berühren, aber desto tiefer in die Ideenwelt des Orients und des christlichen Mittelalters eingreifen und die mir zugleich eine mythologische Recognoscirung in allen Welttheilen verstatteten. Die zweite verweilt vorzugsweise unter den lieblichsten Phantasien des alten Hellas. Die dritte und vierte schienen mir geeignet zu seyn, um Proben von der Art und Weise abzulegen, wie ich Gegenstände der Natur im Reflex der Symbolik, Mythologie und Poesie aufzufassen gedenke. Somit liegt in diesen Abhandlungen ein gewisses Kriterium.

Daß ich an die Mythen der Alten auch einige neuere Dichtungen vergleichend angeschlossen habe, recht-

fertigt sich aus ihrer innern Verwandtschaft. Der poetische Geist, der die heidnische Vorwelt durchdrang, ist nicht ausgestorben. Er wirkt immer noch fort, und dieselben Quellen, aus denen die Alten ihre Dichtungen schöpften, fließen immer noch fort. Es kam mir darauf an, die ganze Mannichfaltigkeit schöner Motive zu entwickeln, zu welchen die vier in diesem Bändchen zunächst besprochenen Gegenstände den Dichtern und bildenden Künstlern aller Zeiten Veranlassung gegeben haben. Der Werth manches einzeln übersehenen Motivs wird oft erst einleuchtend durch die Vergleichung mit andern. Vieles aber, was im Staube der Bibliotheken mühsam gesucht werden muß, schien mir recht eigentlich aus der Nacht der Vergessenheit zum freundlichen Tageslichte sich zu sehnen; manches herrliche poetische und malerische Motiv, das, nur kaum angedeutet, der liebevoll ausführenden Künstlerhand noch wartet.

Die Schöpfung des Menschen.

Vergleichende Uebersicht der darauf bezüglichen Mythen und Dichtungen.

Der erste Mensch — eine poetische Idee von unergründlicher Tiefe. Woher kam er? Wie ist er entstanden? Welches war seine Bestimmung und die des Geschlechtes, das er zeugen und mit dem er die Erde bevölkern sollte?

Die mosaische Ueberlieferung, die wir alle kennen, verdient vollkommen das Ansehen, das ihr in der christlichen Welt zu Theil geworden ist. Sie enthält die einfachste, naivste, der kindlichen Urzeit angemessenste Erzählung, worin zugleich der tiefste Sinn verborgen ist. In den Mythen anderer Völker, wenn sie auch religiöses Ansehen und höchstes Alter ansprechen, fällt doch fast durchgängig eine gewisse philosophische Reflexion und eine Willkür der Phantasie auf, die auf spätere Erfindung oder Umdeutung schließen läßt. Selbst das Zurückdatiren der Ueberlieferung in eine der irdischen Schöpfung lange vorhergegangene Zeit, etwas in den hinterasiatischen Mythen sehr Gewöhnliches, verräth keineswegs ein höheres, sondern im Gegentheil ein jüngeres Alter. Denn erst spätere Denker mochten sich Zeit und Raum erweitern, die ältesten Berichterstatter waren gewiß noch im engsten Gesichtskreis der irdischen Natur befangen.

Zwar läßt sich den Ansichten der Inder, so wie der altpersischen, eine ungemeine Erhabenheit nicht absprechen. Sie gehen von einer Präexistenz der Seelen aus, sie bewahren angeblich die Erinnerung an eine schönere Welt, in der wir uns befanden, ehe wir in die unter dem Monde

versetzt wurden. Sie treffen damit ein geheimnißvolles Gefühl in unserm Innern, das uns bald lieblich schmeichelt, bald uns erschreckt, aber immer unwillkürlich einige Macht über den widerstreitenden Verstand ausübt. Doch diese Ansichten sind nicht die ursprünglichen des kindlichen Menschengeschlechts. Sie sind der Ausdruck eines Schmerzes, der diesem Geschlecht erst in einer spätern Zeit des Verderbens bekannt werden konnte. Sie glauben nicht mehr an eine Unschuld auf Erden, sie verlegen die Unschuld in eine andere Welt jenseits der Erde. Das allein dürfte hinreichen, ihnen ein minder hohes Alter zuzuerkennen, als der mosaischen Ueberlieferung, die noch eine Erdenkindheit kennt, und überhaupt nicht über die Erde hinausgeht.

Indessen wollen wir hier die hinterasiatischen Systeme dem mosaischen vorangehn lassen, um die Einfachheit und Alterthümlichkeit des letzteren durch die Vergleichung mit jenen noch anschaulicher zu machen.

Alle Hauptvölker im Osten Asiens theilen den merkwürdigen Glauben: die Menschen würden nicht zum erstenmal auf dieser Erde geboren, sondern sie hätten schon lange vorher als Geister existirt. Als böse Geister, die nun zur Strafe und Buße den irdischen Leib bewohnen müssen, sagen die Inder. Als gute Geister, die freiwillig in den irdischen Leib eingehen, um darin Gutes zu wirken und das Böse zu bekämpfen, sagten die alten Perser.

Wir wollen zuerst die indischen Lehren kennen lernen. Es gibt deren zweierlei, nach den zwei großen Religions-Parteien der Brahmanen und Buddhisten. Beide gehen wieder in Secten auseinander.

Nach dem Schastra des Brahma schuf das göttliche Urwesen zuerst aus sich selbst die Götter Brahma, Wischnu,

Schiwen als die schaffende, erhaltende und zerstörende Kraft, und außer diesen eine Menge Dewetas, d. h. Engel, die in ewiger Wonne Gott loben sollten. Aber Mahishasura (der Büffelgeist, gewöhnlich Moisasur genannt), der erste und vollkommenste unter den Engeln, der ihren himmlischen Reigen anführt, wollte nicht unter Brahma stehen, empörte sich und verleitete alle Dewetas zum Abfall. Da alle Ermahnungen nichts fruchteten, wurde Gott erzürnt, und sandte den Schiwen, der sie in die Onderah (höllische Finsterniß) hinabstürzte. Bald aber erbarmte sich Gott der Unglücklichen wieder und befahl Wischnu, eine neue Welt zu schaffen und Körper, in welche die gefallenen Engel zu ihrer Buße und Besserung eingehen könnten. Da schuf Wischnu die Thiere und die Menschen und in sie mußten die gefallenen Engel als Seelen eingehen. Die sich unter einander lieben und Gutes thun, sollen dadurch gereinigt und nach dem irdischen Tode in den Himmel wieder aufgenommen werden. Die aber aufs neue sündigen, sollen in einen niedern Thierleib wandern und so immer aufs neue in einen andern, bis sie sich endlich bessern werden. Die schlimmsten Seelen wandern in die Leiber der niedrigsten und häßlichsten Thiere, die bessern und der Vollkommenheit nächsten aber in die Körper der Frauen, die eher zur Liebe und also zum Guten fähig seyen, als alle andern körperlichen Wesen. Die ausführlichste Auseinandersetzung dieser Lehre findet man in Holwells Nachrichten von Hindustan.

In andern brahminischen Schöpfungsmythen wird diese Grundlehre noch modificirt und ergänzt. Statt des Wischnu erscheint gewöhnlich Brahma als der eigentliche Schöpfer der Natur. Brahma selbst ist gleichsam der Urmensch (Makro-Anthropos). Aus seinem Auge geht die Sonne, aus seiner

Brust der Mond, aus seiner Nase die Luft hervor ꝛc. Die ganze Natur ist nur der auseinander gefallene Urmensch. Aber der neue Mensch, der die Natur bewohnen und beherrschen soll, ist auch eben deßhalb nur die Wiedervereinigung jener auseinandergefallenen Glieder im verkleinerten Urbild (Mikrokosmus). Um nämlich die Dewetas in den Stand zu setzen sich zu bessern, mußte ihnen Einsicht in die Natur, die Herrschaft über die Natur und die Wahl zwischen Gutem und Bösem gegeben werden. Alle Elemente und Kräfte der Natur gingen zu diesem Zweck in den Menschen ein, die Sonne in sein Auge, der Mond in seine Brust, die Luft in seine Nase, die Pflanzenwelt in sein Haar, das Wasser in seine Säfte, das Gestein in seine Knochen, die Thierwelt in seine Neigungen. So wurde der Mensch der Mikrokosmus oder die kleine Welt, die alle Kräfte und Eigenschaften der großen in sich concentrirt trug. Den ersten Menschen aber nennen die Inder theils Adimo, theils Menu (Adam und Mensch).

Aber die Inder verweilten mit keiner lieblichen Mythe (gleich der mosaischen) bei der Schöpfung, sondern dachten sich statt eines ersten Menschen lieber gleich mehrere, um den Unterschied der Kasten bis zur Schöpfung zurückzuführen. Daher sagt Menu's Gesetzbuch: Brahma habe vier Urmenschen geschaffen, aus seinem Munde den ersten Brahminen (Priester), aus seinem Arm den ersten Krieger, aus seiner Hüfte den ersten Kaufmann, aus seinem Fuß den ersten Sklaven. — In Verbindung mit dem einen ersten Menschen sehen wir jene vier gebracht in einem Schastra, das die Asiatischen Originalschriften S. 435 mittheilen. Da heißt es: Gott hatte bereits die ganze Natur erschaffen und wollte nun auch noch ein Wesen machen, das vollkommener als alle andern seyn sollte, den Menschen. Da wuchs auf seinen Befehl der erste Mensch Puru aus der

Erde hervor, dem das erste Weib Parkuti zur Gesellschaft gegeben wurde. Sie lebten glücklich in paradiesischer Wonne und bekamen vier Söhne, Bramon den ersten Priester, Kutteri den ersten Krieger, Schuddri den ersten Kaufmann, Wise den ersten Handarbeiter. In diesen vier stellten sich zugleich die vier Temperamente dar, denn der erste war melancholisch, der zweite cholerisch, der dritte phlegmatisch, der vierte sanguinisch. Gott schuf vier Frauen, versetzte sie an die vier Himmelsgegenden und befahl den vier Söhnen, jedem eine derselben aufzusuchen. So wurde die Welt nach allen Seiten hin bevölkert. Der erste ging gegen Osten, der zweite gegen Westen, der dritte gegen Norden, der vierte gegen Süden. Einst kam ihnen der Gedanke, ihre alten Eltern wieder zu sehen, und sie machten sich auf mit Kindern und Kindeskindern und kehrten in die alte Heimath zurück. Aber nun konnten sie sich nicht mehr vertragen. Hier stritten die einen, dort vermischten sich die andern in unpassender Verbindung. Allgemeine Verderbniß war die Folge und Gott vertilgte sie durch eine Sündfluth. Nun befahl er dem Brahma, eine neue Menschheit hervorzubringen, und Brahma schuf den Mann und sein Weib Seterupa, welche von einem hohen Berge aus die Erde von neuem bevölkerten und wieder mit vier Menschenclassen. Aber auch diese verschlimmerten sich wieder so sehr, daß sie abermals vertilgt werden mußten, dießmal durch einen ungeheuren Sturmwind. Nur Ein Mensch, Ram, blieb übrig und bevölkerte die Erde zum drittenmal. Aber auch sein Geschlecht verdarb, wurde durch eine Oeffnung der Erde verschlungen und vertilgt und nur wenige blieben übrig, um eine vierte Generation zu erzeugen, zu der wir gehören.

In dieser Sage ist nicht von einer Präexistenz der Seelen die Rede. Die Menschen werden nur wegen ihrer auf Erden begangenen Sünden bestraft, nicht wegen Sünden, die sie schon vor diesem Leben begangen haben.

Auf eine ähnliche abweichende Weise und mit sehr origineller Wendung wird die Schöpfung der ersten Menschen erzählt im Bedang Schaster (Asiatische Originalschriften S. 386.) Brahma schuf den Wischnu (die erhaltende Kraft), befahl ihm, die Natur zu schaffen, und als das edelste Wesen darin den Menschen. Aber Wischnu, der nur das pflanzliche und thierische Leben bilden konnte und zur Erschaffung des menschlichen, dem höchsten Gott ähnlichen Geistes selber nicht Geist genug besaß, schuf statt der Menschen nur thierische Dickbäuche, fähig des Genusses, aber nicht der Erkenntniß. Da ärgerte sich Brahma, vertilgte jene Bauchmenschen und schuf allein aus seinem Athem vier Menschen. Nun waren aber diese wieder viel zu einseitig geistig gerathen und weigerten sich, stolz auf ihre Würde, ihm zu gehorchen. Da erzürnte Brahma und vernichtete sie; zwischen seinen Augen aber fuhr ein brauner Geist (sein Zorn) heraus, Schiwa (die zerstörende Kraft). Diesem befahl er, neue Menschen zu bilden, aber es wurden wilde Wesen, schlimmer als Tiger. Da vertilgte sie Brahma abermals und sah endlich ein, der wahre Mensch könne nicht durch eine Eigenschaft der Gottheit allein erschaffen werden, sondern müsse aus einer Harmonie aller hervorgehen. Brahma, Wischnu und Schiwen schufen nun gemeinschaftlich neun neue Menschen, die sogenannten Munias. Eine der geistvollsten Dichtungen des Orients.

So viel von den brahminischen Mythen, deren es wohl noch mehrere gibt. Die zweite große Religionspartei der Inder, die Anhänger Buddha's, halten an der Vorstellung

fest, die wir im Schastra des Brahma als die Grundlage des Brahminenglaubens erkannt haben.

Auch die Buddhisten glauben, die Menschenseelen seyen Engel oder Ausflüsse aus der Gottheit, wie Funken, die aus einer Flamme springen; aber diese reinen Lichtwesen seyen verderbt worden durch die Lust an der materiellen sinnlichen Welt und müßten dafür durch Gefangenschaft im Körper büßen. Ihre Aufgabe sey, all ihr Denken auf Gott zu richten, aller Sinnlichkeit gänzlich zu entsagen, um sich so bald und so vollkommen als möglich wieder von der Sinnenwelt auszuscheiden. Wer dieß aber nicht vermöchte, der müsse immer in neue und nach Umständen in niedrigere Körper eingehen. Die buddhistischen Mongolen glauben (nach Timkowsky), die Menschen seyen ursprünglich selige Geister gewesen, geflügelt, mit allen Kräften ausgerüstet, hätten jeden Wunsch befriedigen können ꝛc., bis sie von der Frucht Schimà gekostet, die weiß und süß wie Zucker war, worauf sie in gemeine irdische Menschen, wie sie jetzt sind, verwandelt wurden. Eben so heißt es in J. J. Schmidts Geschichte der Ostmongolen: die Urmenschen seyen göttliche Geister gewesen, aber durch den Genuß der sogenannten Erdbutter in einen niedern, doch immer noch sehr hohen Stand hinabgesunken. Nach einiger Zeit hätten sie nach einer noch schädlicheren Speise gelüstet, worauf sie noch tiefer gesunken seyen, indem ihnen plötzlich Genitalien wuchsen und sie in Geschlechtslust entbrannten. Wieder in einiger Zeit hätten sie nach der dritten gefährlichsten Speise, einer Art Reis, gelüstet und nun hätten sie ihre vorige Schönheit vollends ganz verloren und zugleich den Frieden, indem sie sich um den Reis gestritten und in Krieg gegen einander entbrannt wären.

Damit stimmt die Mythe der Tibetaner überein, bei denen der Buddhismus seinen Hauptsitz hat. Sie lautet nach Georgi: Die Lasen oder ersten von Gott geschaffenen Geister wurden von Finsterniß und Sünde befleckt und zur Strafe in die irdische Welt versetzt, um in die Körper der Menschen und der Thiere einzugehen. Die Thiere sind mithin nach dieser Lehre natürliche Brüder der Menschen, von ewigen Geistern beseelt und stehen nur auf einer tiefern Stufe der Verdammniß. Die zwei am mindesten schuldigen Lasen erhielten die zwei vollkommensten Körper als Mann und Frau; alle andern wurden entweder nur geschlechtslose Menschen oder Thiere. Das erste Paar lebte anfangs sehr rein und pflanzte sich nur auf geisterhafte Weise durch Blicke, allmählich auch durch Lächeln, durch Händedrücke, endlich durch Küsse fort. Aber auf diese Weise blieben die Lasen immer noch zu unkörperlich, und um das rauhe Tibet mit etwas mehr standhaften Naturen zu bevölkern, beschloß der Gott Cenresi mit der Göttin Kadroma, dieß neue Geschlecht zu zeugen. Da nun dafür kein anderes Vorbild vorhanden war, als das Affengeschlecht, so verwandelten sich beide in ein Affenpaar, von dem alle Bewohner Tibets ihren Ursprung haben sollen. — Eine sinnigere Wendung nimmt diese Mythe nach Schmidts Darstellung; bei ihm nämlich heißt es: Es existirte anfangs Niemand als ein Affe, der überaus edel und tugendhaft war, und als Einsiedler lebte, und neben ihm scheußliche Dämonen, die Manggus, die er tief verabscheute. Da kam einmal ein Manggusweibchen zu ihm, sagte ihm, sie sey das letzte Weibchen ihrer ganzen Gattung, obgleich es noch viele Männchen gäbe, und machte ihm zärtliche Anträge. Der heilige Affe entsetzte sich vor ihr, allein er überlegte, daß die Mangguś, wenn er ihr einziges Weib zu sich nähme, kein Weib mehr

haben, sich also auch nicht mehr würden fortpflanzen können, und daß er auf diese Weise im Stande sey, die Erde von jenen Scheusalen für immer zu befreien. Was nun zu thun? Es kostete ihm den schwersten Kampf, aber die Pflicht, die Sorge für die künftigen Erdenbewohner siegte. Er nahm die Dämonin zu sich und zeugte mit ihr das jetzige Menschengeschlecht, das zwar noch immer von der Mutter her etwas Teuflisches an sich hat, darneben aber vom Vater her auch alle Tugenden des — Affen. (J. J. Schmidt Forschungen S. 211.)

Auch in China hat sich der Buddhismus ausgebreitet. Neben ihm besteht aber noch im höchsten Ansehen die alte Religion des Confutse. Den Lehren dieser Secte zufolge begann die Schöpfung mit dem Chaos. In diesem trennte sich das männliche Princip Yin, der Himmel, vom weiblichen Princip Yang, der Erde. Zwischen beiden entstand der erste Mensch Pwan-ku, der vermittelst einer Art das rohe Chaos vollends zurecht hieb und seinen Nachkommen eine wohnliche Stätte bereitete. Aber diese Nachkommen entarteten, sie mußten durch eine Sündfluth vertilgt werden und auch die spätern Geschlechter bedurften von Zeit zu Zeit immer wieder der Nachhülfe Gottes, der ihnen göttliche Propheten zusendete. So den Yao, den Stifter der ältesten Dynastie in China und später den Confutse.

Von den Japanern berichtet der berühmte Kämpfer nur eine ziemlich rohe Sage, die aber ebenfalls mehrere Stufen des Herabsinkens bei den ersten Menschengeschlechtern annimmt. Anfangs gab es nur Götter. Dann ließen sich der Gott Isanagi und die Göttin Isananni durch das Beispiel eines Vogels verführen, sich auf thierische Weise zu paaren und aus dieser Verbindung entstand ein neues Geschlecht von Halbgöttern. Aber auch sie sollten noch tiefer hinabsteigen und

der letzte unter ihnen Awa se Dsuno Misotto wurde der Stammvater der eigentlichen Menschen. Von dieser Zeit an ist nichts Göttliches mehr in den Menschen, außer in den Kaisern von Japan, in denen sich immerfort noch Götter und nur Götter incarniren.

Phantastischer ist eine andere japanische Sage, mitgetheilt in des Montanus niederländischen Gesandtschaften S.435. Im Anfang war ein großes Ei von Erz, das Weltei, das in sich alle Elemente und Keime der Dinge enthielt, ringsum verschlossen. Da kam der Urstier, zerstieß es mit seinen Hörnern und schnaubte gewaltig von der großen Arbeit. Zufällig blies er seinen starken Athem gegen einen Kürbis, der dadurch belebt und ein Mensch wurde, aber weiblichen Geschlechts. Von dem Kürbis Pou heißen alle Menschen Purang. Das Urweib war allein, bekam Langeweile und vermischte sich mit den niedern Götzen, mit welchen sie andere Menschen zeugte. Dadurch wurde sie die Stammmutter unsers Geschlechts. Die ersten Generationen aber waren ausgeartet und verwilderten so sehr, daß die Götter beschlossen, sie durch eine Sündfluth wieder zu vertilgen. Nur eine Familie wurde ihrer Tugend wegen (wie das Geschlecht Noahs) erhalten und von ihr stammen die heutigen Menschen. Aber auch unter ihnen gab es bald wieder arge Sünder, die den Untergang der frühern Menschen bedauerten und sich dafür an den Göttern zu rächen wußten. Einst jagten die Götter zu ihrer Lust in einem großen Walde, indem sie auf den Bäumen saßen und über den Bäumen schwebten. Da zündeten die bösen Menschen den Wald an und viele Götter verbrannten. Die übrigen aber hielten Gericht über die ruchlosen Brandstifter und stürzten sie in die tiefste Hölle hinab.

Ganz eigenthümlich ist die Sage der Kamtschadalen. Hier erscheint der Gott Schöpfer zugleich als der erste Mensch und Stammvater der nachfolgenden Geschlechter. Er heißt Kutka und wird als sehr einfältig geschildert. Wie konnte er auch besser seyn, da er ein so rauhes unfruchtbares Land wie Kamtschatka schuf? Zum Glück war sein Weib Chachy verständiger, besserte wieder, was er durch seinen Blödsinn verdarb und impfte auch den Nachkommen einigen Witz ein. Stellers Kamtschatka S. 253.

Wir wenden uns nun zum Westen, wo uns Mythen von einem ganz andern Charakter entgegentreten. Einen leisen Uebergang von der indischen Schöpfungslehre her mag man in der chaldäischen Sage wiedererkennen. Nach Berosus nämlich lehrten die Chaldäer: der große Gott Bal habe die Göttin Omoroka von einander gehauen, und aus ihrer untern Hälfte die Erde, aus der obern den Himmel gemacht, dann habe er sich selbst den Kopf abgehauen und aus seinem mit der Erde vermischten Blute sey der erste Mensch entstanden. Dieß erinnert wenigstens einigermaßen an die Zerstückelung des indischen Brahma. — Die phönizische Kosmogonie ließ, nach Eusebius, aus dem Chaos und der in demselben wirkenden Liebe den Urschlamm Mot entstehen, aus dem sich nach und nach die ganze Natur entwickelte, Erde, Sonne, Mond und Sterne, Pflanzen, Thiere und Menschen. Hier vermissen wir den Zusammenhang mit andern orientalischen Vorstellungen fast ganz. Bei den Aegyptern herrschte troß des Gegensatzes mit diesem Lande und Phönizien doch eine ganz ähnliche Vorstellung. Nach Diodor I. 7. und 10. sollen die ersten Menschen aus dem Nilschlamme hervorgegangen seyn, wovon man sich überzeugen könne, wenn man bemerke, daß noch jetzt aus diesem Schlamme Mäuse

hervorwachsen. Die schaffende Gottheit habe das fruchtbare Nilthal den ersten Menschen ausgewählt, weil es ihre Bedürfnisse am reichlichsten befriedigen konnte, und weil hier gleichsam der edelste Schlamm von der Natur präparirt wurde. Im Schlamme entwickelten sich organische Bläschen, stufenweise immer vollkommner, und jedes war ein Uterus. Auf der höchsten Stufe dieses Bildungsprocesses kam aus einer solchen Blase der erste Mensch hervor. Aber er war, wie Diodor bemerkt, noch thierähnlich und entfaltete erst nach und nach die Blüthen der Humanität.

Die alten Perser hatten eine der asiatischen völlig entgegengesetzte Ansicht vom Ursprung des Menschengeschlechts, obgleich auch sie die Menschen ursprünglich für Engel hielten. Sie glaubten nach dem Zenda=Vesta, Gott habe zuerst selige Geister oder Engel geschaffen. Unter diesen haben sich Ahriman gegen Gott empört, viele andere Engel verführt und durch seine Bosheit die ganze erste Schöpfung verderbt. Da habe Gott den Ormuzd geschaffen, den mächtigsten der guten Engel, um mit Ahriman zu streiten, und zugleich die irdische Welt, und die menschlichen Leiber, in welchen die guten Engel eine Verbindung und Vermischung mit der Verderbniß Ahrimans eingehen müssen, um sie desto gründlicher zu überwinden und nach und nach gänzlich zu reinigen. Denn das Böse kann nicht von außen, sondern nur von innen vernichtet werden.

Wie aber die ganze irdische Schöpfung nur den Zweck hat, die bösen Keime durch die guten, das Unkraut durch die segensreiche Frucht zu ersticken, so geht auch der Mensch nur in folgerechter Entwicklung aus dem Ganzen der Natur als ihr edelster und vollkommenster Theil hervor, und wie vorzüglich die Pflanzenwelt das aus der Nacht der Tiefe zum

Licht aufstrebende Princip darstellt, so entsteht auch der Mensch aus ihr, als der edelste der Bäume. Dieser lebendige Baum muß zunächst hergeleitet werden von Hom, dem Lebensbaum der Perser, in dessen Rinde Gott das Schöpfungswort Honover schrieb und von dem alles Gute kam. Auch der Menschenbaum war ohne Zweifel auf ihn bezüglich (wie homo auf hom) und eine Cypresse (die der Menschen schlanken Wuchs nachahmt), aber ein Zwitter, Mann und Weib zugleich, Meschia und Meschiane (Mensch und Menschin). Weil aber die Zweiheit des Guten und Bösen in ihnen lag, und die freie Wahl zwischen beiden, waren sie der Sünde fähig und fielen, ohne noch die Bestimmung, zu der sie in die irdische Welt eingingen, zu ahnen, von Ahriman verführt, in die Sünde. Sie essen gegen das Verbot Gottes von der Frucht des Todesbaumes, von Ahriman geschaffen, welcher in der Gestalt einer Schlange sie zum Genuß verführt, und sie trinken von der Milch der lüsternen Ziege, werden dadurch in verderblicher Geschlechtslust entzündet und trennen sich, die sündenlos verbunden waren, um sich in der Sünde wieder zu vereinigen. Sie zeugen nun andere Menschen und dieß wird von Gott wieder zum Guten gewendet, indem nun immer mehr gute Engel in menschliche Leiber eingehen und weniger zur Sünde geneigt, als ihre ersten irdischen Eltern, den Zweck der Weltreinigung allmählich erfüllen können. Meschia und Meschiane aber werden am längsten in der Unterwelt auf Erlösung harren müssen. Die zuerst gesündiget auf Erden, werden zuletzt in den Himmel eingehn.

Nach diesen altorientalischen Ansichten ist der Mensch schon vorher dagewesen, ehe er auf die Erde kam, und die Erde ist ihm weder eine Heimath, noch ein Aufenthalt der Freude, sondern ein Strafort oder ein Kerker. Auch alle

Verbindungen, die er hier eingeht, haben keinen Werth. Namentlich nach der indischen Ansicht wandern die Seelen durch viele, nicht nur menschliche, sondern auch thierische Körper, werden zwei-, drei-, hundertmal wieder geboren, haben hunderterlei verschiedene Eltern und gehen durch alle diese Familienverbindungen nur hindurch, wie durch eben so viele Träume. Nicht einmal eine bestimmte Persönlichkeit kann sonach der Mensch gewinnen, denn seine Seele durchläuft nach einander eine Menge der verschiedensten Personen und ist keine ganz und ausschließlich. Also läuft hier alles auf ein Ueberwinden und Zunichtemachen der irdischen Wirklichkeit hinaus.

Ganz anders war die mosaische Weltansicht und Schöpfungslehre. Sie ging davon aus, diese Welt sey keineswegs eine feindliche Schranke, welche man niederreißen müsse, oder ein bloßes Mittel zu einem ihr fremden Zwecke, ein bloßes Werkzeug, das man, wenn der Zweck erfüllt sey, zerbreche und hinter sich werfe; sondern die irdische Welt sey ein Meisterwerk der Allmacht, der Liebe und Güte Gottes, sich selber Zweck, schön und herrlich. Und dieser jungen Schöpfung schönste Blüthe sey der Mensch, das geliebte Kind Gottes. Dadurch erhielt die Wirklichkeit ihr Recht und ihren vollen Werth. Die trübselige und undankbare Naturverachtung wurde verworfen. Der Mensch sollte sich der Erde, seiner schönen Heimath freuen, sollte fröhlich, wenn auch mit Maaß, alle ihre Gaben genießen. Nach derselben gesunden und natürlichen Weltansicht wurde dem Menschen auch seine Persönlichkeit gesichert und gefestet. Nie vorher existirend, erst auf dieser Erde geboren, nur mit diesen und keinen andern Eltern, Geschwistern und Kindern verbunden, sollte er seine bleibende Persönlichkeit auch mit hinüber nehmen in eine andere Welt, ja sollte sogar denselben Leib, mit dem er

begraben worden, am jüngsten Tage wieder mit ihm aufer-
stehen zum neuen Leben.

Und so ist denn in der Genesis über die Erzählung von der Schöpfung Adams im Paradiese ein tiefer Liebreiz der Unschuld und naiven Wahrheit ausgegossen und sie spricht unmittelbar zum Herzen. Die Milde des ewigen Vaters, die Schönheit der jungen Natur, die Kindlichkeit des ersten Menschenpaares gewähren ein Bild, wie es lieblicher und wahrer nicht gedacht werden kann.

Ich kann die liebliche allbekannte Idylle des Paradieses aus dem ersten Buche Mose hier nicht wiederholen, wohl aber muß ich aufzeichnen, wie sie von den christlichen Malern und Dichtern im ursprünglichen Charakter ihrer edeln Einfachheit sinnig weiter ausgeführt worden ist. Das schönste Bild der Schöpfung Adams malte Michel Angelo, obgleich er von dem Formen aus Thon und vom Einblasen des Odems absah, und nur eine magnetische Beseelung annahm, indem er Gott mit der äußersten Spitze seines Fingers die des Adam berühren läßt. Sodann haben sich Malerei und Dichtkunst erschöpft in unzähligen reizenden Bildern der ersten Paradiesesscenen: Adams Erwachen und erstes holdes Erstaunen. Adams erstes Gebet. Adam unter den Thieren, denen er Namen gibt. Adam, dem die Engel dienen. Adam schlummernd unter den Engeln. Adams erster lieblicher Traum. Die Entstehung Eva's aus seiner Rippe. In Eva's Bilde haben die sinnreichsten Maler immer den reinsten und indifferentesten weiblichen Charakter darzustellen gesucht, nicht das geistig Erhabene, wie in der Madonna, aber auch nicht das sinnlich Verführerische und Lockende, wie in der Venus, nie etwas Sentimentales, aber auch nie etwas Kokettes, sondern

plastisch die kräftige und schöne, aber noch ganz junge Mutter des Geschlechts und im Ausdruck kindliche und heitere Naivetät. Haar gewöhnlich blond, als der Weichheit des weiblichen Charakters mehr entsprechend. Auch geben die Maler unserer ersten Mutter gern ein sehr volles Haar. Auf einem alten Kirchenbilde in Hildesheim (beschrieben in Augusti's Denkwürdigkeiten XII. 387) führt Gott sogar die Eva bei den Haaren herbei, um sie dem Adam vorzustellen. — An der ehernen Thür des Baptisteriums in Florenz von des berühmten Ghiberti Meisterhand ziehen vier Engel die neugeborne Eva hervor und stellen sie Gott dar, der die letzte Hand an das schönste Geschöpf der Erde zu legen im Begriff ist. — In der Domkirche zu Florenz hat Bandinelli unsere ersten Eltern abgebildet und zwar auf capriciöse Weise, die Eva größer als den Adam. Hin und wieder findet man noch mehr solche Scherze in Darstellungen unserer ersten Eltern, ironische Beziehungen theils auf die ungeheure Fruchtbarkeit, welche unserer ersten Mutter inwohnen mußte, um das ganze Menschengeschlecht zu gebären, theils auf die Herrschaft des schwächern Geschlechts über das stärkere, meist harmlose aber doch auch nicht ganz würdige Scherze.

Eva's erster, staunender und lächelnder Blick in die Welt, Ueberraschung und reizende Furcht. Ihr erstes frommes Gebet. Eva betrachtet den schlummernden Adam. Adams Erwachen und freudiges Staunen. Scenen der reinsten Unschuld. Satans Einschleichen ins Paradies, wie er die Kinder Gottes belauert und beneidet, überaus schön in Miltons Gedicht vom verlornen Paradiese. Die bunte Schlange ringelt sich vor Eva her und verlocket sie durch ihre Schönheit. Eva schläft unter Blumen, die Schlange flüstert ihr heimlich ins Ohr und Eva lächelt im Traum. Der Sün-

denfall. Eva bricht den Apfel. In Raphaels berühmtem Bilde, das sonst in jeder Beziehung unübertrefflich ist, erscheint doch Haltung und Blick Eva's zu theilnahmlos.

Die Schlange wird zuweilen kriechend unter dem Baum, noch öfter durch die Aeste des Baums geschlungen und hin und wieder auch mit einem Mädchengesicht abgebildet. Der Baum ist bei den neuen Malern immer ein Apfelbaum, bei den ältern kommt aber auch statt dessen der Feigenbaum vor, z. B. auf einem Bilde des Van Eyck. (Vergleiche Waagen Van Eyck S. 217.) Man stritt lange, was für ein Baum der verbotene des Paradieses gewesen sey. *) Die Juden glaubten ein Weinstock; bei den ersten Christen kam der Glaube an den Feigenbaum auf, den noch Augustinus theilte. Nach und nach aber nahm man allgemein an, es sey der Apfelbaum gewesen. Auf einem Bilde von Padoanino nimmt Adam den Apfel vom Schooße der Eva.

Nach dem Fall die beschämende Erkenntniß, Erwachen des Gewissens, Scham und Furcht. Schadenfreude des Satans. Die Schuldigen bekleiden sich mit den Feigenblättern.

---

*) Auf der Insel Ceylon nennt man eine halbmondförmige, an einem langen Zweige herabhängende Frucht, die einem halb angebissenen Apfel gleich sieht (Dichotoma) den Evaapfel. Dieser Name ist der Frucht natürlicher Weise erst von den Christen beigelegt worden. Doch findet sich auch eine ächt indische Vorstellung vom verbotenen Apfelbaum. Nämlich im Paradiese auf dem Gipfel des Berges Meru soll nach indischer Lehre neben dem Baum der Unsterblichkeit (Kalpavrksham) der Baum des Uebels (Ciamba) stehen, von dem alles Uebel in der Welt herkomme. (Vergl. Paullinus brahmanische Götterlehre S. 251.) Aber der indischen Sage fehlt, wenn sie auch den Baum hat, das erste Menschenpaar, und vielleicht ist auch der Baum des Uebels erst durch Perser oder Muhamedaner in Indien bekannt worden.

Dieser Umstand schien die Annahme zu begünstigen, nach welcher der verbotene Baum ein Feigenbaum gewesen seyn soll. *) Naives Verstecken unserer ersten Eltern vor Gott. Das Strafurtheil. Die Verstoßung aus dem Paradiese, die Flucht vor dem Engel mit dem Flammenschwerte. Die Verfluchung der Schlange.

Die Liebe unserer ersten Eltern hat, eben weil sie die erste irdische Liebe war, einen Reiz vor allen andern, den aufzufassen viele Dichter sich bemüht haben. Wie viel poetischer Zauber liegt nicht allein in der Idee des ersten Kusses? Milton, der sonst die paradiesische Idylle so glücklich ausgeführt hat, vergißt hier leider alle Naivetät und fällt in sentimentalen Schwulst.

Die Arbeits- und Familienscenen nach dem Falle, wie Adam harkte und Eva spann, bieten das poetische Interesse nicht mehr dar, wie die Paradiesscenen vor dem Fall, und haben die Dichter oft zu viel Ironie hineingelegt. Um des Contrastes willen zogen sie gar unsere ersten Eltern, die im Paradiese so vornehm dagestanden, etwas ins Gemeine herab. Eines der artigsten Epigramme, die von diesem ironischen Standpunkte aus gemacht wurden, ist das bekannte:

Du armer Vater Adam du,
Dein erster Schlaf war deine letzte Ruh.

Victor, ein christlicher Dichter des fünften Jahrhunderts, bildete in seinem Gedicht Genesis in lateinischen Hexametern (abgedruckt unter den poet. vet. eccl. bei Fabricius) die Sage von Adam und Eva eigenthümlich und sinnig aus.

*) Irenäus sah in den Feigenblättern bereits ein Vorbild der Stachelgürtel, die sich spätere Asceten zur Pönitenz anlegten, weil diese Blätter sehr rauh und auf der bloßen Haut empfindlich seyen.



Nachdem er geschildert, wie unsere ersten Eltern aus dem Paradiese verbannt worden, fährt er fort: indem sie ängstlich im Urwald, der die Erde bedeckte, umherirrten und nichts mehr von den Früchten des Paradieses fanden, erblickte Eva die Schlange, die sich vor ihnen zu verkriechen suchte. Sogleich forderte sie ihren Gatten auf, das verhaßte Thier zu tödten, damit es den Tod, der ihnen von Gott verheißen sey, und den sie um der Schlange willen leiden müßten, selber zuerst empfinde. Beide rafften Steine auf, und warfen nach der Schlange, aber vergebens, da sie sich verkroch. Ein Stein traf auf einen andern, es gab Funken, dadurch wurde das dünne Moos umher angezündet und auf einmal gerieth der große Wald in Brand. Staunend und erschrocken sahen unsere ersten Eltern das neue irdische Licht, das so ganz verschieden war von dem himmlischen Lichte der Sonne, das ihnen bisher im Paradiese geleuchtet. Aber sie sollten bald noch mehr sehen. Hier entblößte das Feuer die Erde und legte die in ihr verborgenen Metalle bloß. Dort häufte sich vom ersten Regen, der den großen Rauch erzeugte, benetzt, die Asche zu fruchtbarem Boden an und wurde fähig, durch der Menschen Fleiß bebaut zu werden. Endlich blieb in der Asche Feuer zurück, das dem Menschen zu allen seinen Werken unentbehrlich seyn sollte, und so lernten Adam und Eva die Mittel kennen, durch die sie künftig ihr Erdenleben fristen sollten.

Ueber das Schicksal Adams nach seinem Tode hat der Christ milder gedacht, als der Perser. Nach altpersischer Lehre muß der erste Mensch am längsten in der Hölle aushalten. Dagegen wird er nach christlicher Ansicht durch Christi Opfertod erlöst. Dieß ist am schönsten aufgefaßt in der erhabenen Dichtung des apokryphischen Evangeliums Nico-

demi. Unmittelbar nach seinem Tode am Kreuz sprengt Christus die Pforten der Hölle, um daraus alle die Gerechten zu befreien und mit sich in den Himmel zu nehmen, die nicht bis auf den jüngsten Tag warten sollen. Der älteste von allen, die in der Hölle sind, Adam, bleibt trauernd sitzen, und zweifelt, ob ihm Vergebung werde. Da faßt Christus liebevoll seine Hand, erhebt ihn und führt ihn aus der Finsterniß empor zum Paradiese. In nicht minder erhabener Sprache malt dieselbe Scene der Bischof Epiphanius in seiner berühmten (in Augusti's Denkwürdigkeiten II. 168 mitgetheilten) Rede. Adam liegt in Fesseln, da naht Christus ihm als Gott, spricht zu ihm als zum Geschöpf und schafft ihn gleichsam zum zweitenmal, indem er ihn frei macht und ins himmlische Paradies führt.

Auf alten Kirchenbildern kommen zuweilen Adam und Eva im Fegefeuer vor, ihnen gegenüber die Verkündigung Mariä — Sünde und Erlösung.

In Dante's unsterblichem Gedicht ist Adam schon längst ein Bewohner des Paradieses. Dante trifft ihn hier an, und hört von ihm die Bestätigung, daß er bis zum Tode Jesu in der Hölle habe weilen müssen. Doch sey er der Seligkeit gewürdiget worden, wie das Laub, das vom Winde gebeugt sich wieder erhebe. — Klopstock ist in seinem Messias sehr willkürlich und, wie mir scheint, unzlemlich von der alten Vorstellung abgewichen, hat das herrliche poetische Motiv derselben nicht benutzt und den sündigen Adam ohne weiteres schon lange vor Christi Geburt selig werden lassen und in die Sonne versetzt, von wo aus er auf Christi irdischen Wandel niederblickt (im Anfang des zweiten Gesanges).

Während die orthodoxe christliche Kirche immer der einfachen mosaischen Schöpfungslehre treu blieb, wichen die

keßerischen Secten mehrfach davon ab, und griffen in die ältere indopersische Vorstellungsweise zurück. Insbesondere wurde Christus in mehrfache Verbindung mit Adam gebracht. Die Kirche selbst huldigte wenigstens im Allgemeinen einer gewissen Neigung zum Vergleichen und Parallelisiren. In diesem Sinne galt ihr Christus als der neue Adam, der wieder ins Paradies zurückführt, wie der erste herausgeführt hat. Daher der auch in jedem Menschen sich wiederholende Gegensatz des alten Adams (des sündigen Fleisches) und des neuen in Christo wiedergebornen Menschen. Auf dieselbe Weise wurde das Wort Eva durch ein kirchliches Wortspiel umgekehrt in Ave, das Wort, womit man die heilige Jungfrau Maria zu begrüßen pflegt, und Maria wurde die neue Eva, wie Christus der neue Adam. Endlich wurde auch der Baum des Lebens zum Kreuze Christi umgedeutet. Adam, sagt die Legende, brachte einen Kern des Apfels mit aus dem Paradiese, und behielt denselben im Munde, als er starb. Daraus wuchs über seinem Grabe ein Apfelbaum. *) Als viel später die Königin von Saba zum weisen König Salomon reiste, soll sie unterwegs den Baum, der als rohe Brücke über einen Fluß diente, gesehen und mit ihrem geistigen Auge erkannt haben, daß aus ihm einst das Kreuz des Erlösers werde gezimmert werden. Darauf betete sie dieses Holz an. In demselben Sinne hat man früher zuweilen das Kreuz Christi grün gemalt, und hat der Apfelbaum eine

*) Eine abweichende Sage führt Francesco da Buti an (vergleiche Dante's Fegfeuer vom Prinzen Johann S. 313). Adam schickte seinen frommen Sohn Seth, das verlorene Paradies aufzusuchen; diesem wurde aber vom Engel mit dem Flammenschwert der Eingang verboten, dafür aber ein Zweig vom Baum des Paradieses überreicht, den er nach Adams Tode auf dessen Grab pflanzen sollte.



symbolische Bedeutung bei der Weihnachtsfeier erlangt. Man hängt in der Christnacht vergoldete Aepfel an erleuchtete Bäume zur Freude der Kinder, und nach der Volkssage soll in derselben Nacht von 12 — 1 Uhr ein Apfelbaum bei Tribur am Rhein blühen. *) Die Portugiesen fanden in Indien einen Apfel, der, wenn man ihn mitten entzwei schnitt, die Werkzeuge des Leidens Christi enthielt und den sie Adamsapfel nannten.

Um Adam und Christus, den verbotenen Baum des Erkenntnisses und das Kreuz, noch näher mit einander in Verbindung zu bringen, wurde die Legende endlich dahin ausgebildet, daß Adam bei Jerusalem auf dem Berge Golgatha soll begraben worden seyn. Als der Heiland auf diesen Berg zum Tode geführt, und das Kreuz aufgerichtet wurde, kam das letztere gerade in den Mund von Adams Todtenschädel zu stehen, und als Christus das Haupt senkte und starb, sah er nieder auf das Haupt Adams, ihm ankündigend, daß

*) Ich übergehe hier die Vergleichungen, die man zwischen dem Baum des Paradieses mit andern mythischen Bäumen angestellt hat, weil sie von dem Gegenstande, von dem ich hier ausschließlich handle, nämlich vom Ursprung des Menschen abführen. Schon auf den vielen alten Mithrabildern, welche die Opferung des Stiers durch Mithras darstellen, kommt Schlange und Scorpion neben einem Apfelbaum vor. In der griechischen Heraklesmythe kommt der Baum der Hesperidenäpfel vor, unter dem ein Drache wacht; in der nordischen Edda die Esche Ygdrasill, der Weltbaum, an dessen Wurzeln Schlangen nagen. In allen diesen Mythen bedeutet die Schlange das nächtliche Princip, der Baum das Naturleben, die Frucht wahrscheinlich die Verheißung der Wiedergeburt. Auch die Sonne findet sich gewöhnlich repräsentirt, sey es durch den Helden, der den Drachen bekämpft, sey es durch einen Adler oder Phönix auf des Baumes Gipfel, als das Lichtprincip im Gegensatze gegen das Nachtprincip an der Wurzel.

nun die Schuld des Baumes getilgt sey. (Sinnig ausgeführt im Judas Ischarioth von Abraham a St. Clara I. 455 und II. 145). In demselben Sinne läßt ein geistvoller neuerer Dichter (Stehling in seinem jüngsten Gericht) den letzten Menschen (den ewigen Juden) beim Weltende, während rings um die Erde brennt, noch allein auf Golgatha stehen. Wie selbst namhafte Kirchenlehrer auf dieses Allegorisiren und auf die Parallelen zwischen Adam und Christus eingingen, beweist unter andern der heil. Basilius, der in Adam auf doppelte Weise die vorbedeutende Figur des Kreuzes nachwies; einmal sey der Staub, aus dem er geformt worden, kreuzweis an allen vier Himmelsgegenden gesammelt und sodann sey die Thonfigur, die Gott daraus bildete, mit ausgebreiteten Armen als ein Kreuz geformt und so durch Gottes Odem belebt worden.

Von dieser unschuldigen Symbolik schweiften die Secten weit ab. Die alte indische Lehre hat sich hauptsächlich in der christlichen Secte der Manichäer wiederholt und auf eine wahrhaft schreckenerregende Weise phantastisch ausgebildet. Auch diese Secte sah nämlich in den Menschen ursprünglich böse Wesen und wenn auch nicht gefallene Engel selbst, doch Geschöpfe derselben, mit Einem Worte Kinder des Teufels. Mani lehrte, als Gott die Sonne erschaffen habe, um überall in der Welt himmlisches Licht und Segen zu verbreiten und die höllische Macht zu besiegen, seyen die Teufel in Zorn und Bitterkeit ergrimmt, und Saklas, der Oberste der Teufel, habe die Kinder aller andern Teufel gefressen, um sich mit ihren sämmtlichen Kräften zu stärken, und dann mit der Teufelin Nebrod ein Kind gezeugt, das alles Feuer der Hölle in sich vereinigen, zugleich aber auch alle noch in den Teufeln, als gefallenen Engeln vorhandene Keime des Lichts

wie in einem Kerker in sich fassen sollte, um sie jeder sympathetischen Berührung mit dem himmlischen Lichte zu entziehen, ein aus der Tiefe geschöpftes Gegenbild der aus der Höhe geschöpften Sonne. Und dieses Teufelskind war der erste Mensch, Adam. Doch Gott sah vom Himmel herab und erkannte in dieser Zeugung des Teufels, durch welche die in den gefallenen Engeln zerstreuten Lichtkeime alle in ein neues Wesen hinübergeführt wurden, ein Mittel, eben diese Keime der Dämonenwelt zu entziehen und zum verwandten Licht des Himmels zurückzuführen. Er wollte also nicht dulden, daß diese Keime künftig im Menschen wie in einem Kerker verschlossen würden, sondern ihnen einen Weg zum Himmel offen halten. Darum nahm er selbst auf magische Weise Theil an der Zeugung Adams und fügte, daß die Nebrod im Momente der Empfängniß in die Sonne sehen und in derselben das reine Urbild der menschlichen Gattung, die strahlende Schönheit Jesu Christi erblicken mußte. Sein Abbild ging nun in ihr Kind über und Adam trug, obgleich von teuflischem Samen erzeugt, die Signatur des Gottmenschen, und das menschliche Geschlecht wurde dadurch fähig sich über die teuflische Welt zu erheben und die in ihm aus der Hölle geretteten Lichtkeime zum Himmel zurückzuführen. Dieß kann der Mensch aber nur, lehrte Mani, wenn er aller Sinnlichkeit gänzlich entsagt, daher auch die Fortpflanzung hemmt und das ganze in Sünde erzeugte Geschlecht möglichst bald aussterben macht.

Eine andere christliche Secte, die der Gnostiker, die sich wieder in mehrere Secten theilte, versenkte sich in nicht minder staunenswürdige Phantasien.

Die Valentinianer lehrten: Gott schuf dreißig Aeonen oder Urgeister, je einen männlichen und einen weiblichen.

Aber nur der erste männliche Aeon, Nus, hatte volle Einsicht in die ewigen Dinge. Darüber wurde der letzte weibliche Aeon, Sophia, neidig, trennte sich von den andern, suchte in der Finsterniß außerhalb des Himmels unruhig umher und gebar die Achamoth, welches eben der in ihr wohnende Geist der Unruhe und Finsterniß selbst war. Dieses dunkle Wesen trachtete nach dem Licht und Gott schuf ein neues vollkommen reines Lichtwesen, Christus, der sich der Achamoth erbarmte und mit ihr den Demiurg, den Schöpfer der irdischen Natur, erzeugte. Dieser schuf in seiner neuen Welt auch den Adam, aber weder Schöpfer noch Geschöpf waren so vollkommen, daß sie nicht abermals der Nachhülfe bedurft hätten, die ihnen durch die zweite Erscheinung Christi als Jesus auf Erden wurde.

Die Ophiten lehrten: Gott Vater und der heilige Geist (als Göttin) zeugten einen Sohn und eine Tochter, Christum und die Sophia = Achamoth. Die letztere verirrte sich aus dem Himmel, indem sie nach Unabhängigkeit trachtete, und gebar den Jaldaboth oder Demiurg, schämte sich aber nachher, wollte zum Himmel zurück, konnte nicht mehr und blieb als Aether zwischen Himmel und Erde in der Mitte. Unterdeß erschuf der Demiurg den Menschen Adam nach seinem Bilde. Die Sophia aber erbarmte sich Adams und gab ihm ohne ihres Sohnes Wissen etwas von ihrer himmlischen Lichtnatur. Dadurch erhob sich Adam über den Demiurg. Dieser aber ergrimmte, daß das Geschöpf mehr seyn sollte als der Schöpfer, blickte in die Tiefe der Finsterniß unter der Erde, spiegelte seinen Zorn und Haß darin ab, und dieses Bild des Hasses wurde ein selbstständiges Wesen, Satan. Der Teufel rieth nun dem Demiurg, was er zu thun habe, damit Adam dem Einfluß der Sophia entzogen werde. Sie

schufen die Eva, hielten sie ihm als lockendes Bild vor und sperrten sie zusammen ins Paradies ein. Aber Sophia schickte die Schlange (ein heilbringendes, daher von den Ophiten als Symbol des guten Geistes verehrtes Wesen), welche die ersten Menschen lehrte, vom Baum der Erkenntniß zu essen. Dadurch wurden sie abermals des himmlischen Lichts theilhaftig, aber vom zornigen Demiurg aus dem Paradiese verstoßen, und mit des Satans Hülfe in so viel Trübsal und neue Verlockung gestürzt, daß nur die Wiederkunft Christi auf die Erde sie wieder erlösen konnte.

Unter den abweichenden Lehren anderer Gnostiker zeichnet sich noch eine durch eine eigenthümliche Vorstellung aus (Neanders Gnostiker S. 216): Gott schuf zwei Söhne, den Demiurg, der die irdische Welt formte, und den Adam, der das Werk seines Bruders durchforschen wollte, in der Natur aber wie in einem Spiegel sein eigenes Bild erblickte, und sich (gleich dem Narcissus) so sehr darein verliebte, daß er ganz in dasselbe überging, und sein himmlisches Wesen mit dem irdischen vertauschte.

Die Lehre des Marcion schließt sich etwas mehr an die mosaische an. Sie sagt einfach: Jehovah habe den Adam nach seinem Bilde geschaffen, Adams Geschlecht habe sich über die Erde ausgebreitet und bis zu Christi Geburt habe alles das Ansehen gehabt, wie es im alten Testamente geschildert wird. Als aber Christus auf die Welt gekommen sey, habe sich plötzlich offenbart, daß Jehovah nicht der alleinige Gott, sondern nur der Demiurg, der kleine Erdengott, ein von dem weit höhern Gott geschaffener Geist sey, und erst durch Christus, den Sohn dieses höchsten Gottes, sey die Kunde desselben unter die Menschen gekommen und den Men-

schen jenes höhere Licht eingepflanzt worden, das sie über die irdische Natur, wie über den alten Demiurg erhebe.

Origenes theilte noch die Ansicht, nach der die Menschen gefallene Engel sind und hier auf Erden ihre Prüfungsjahre bestehen. Die Priscillianer hielten die Seele des Menschen für göttlich und nur den Körper und seine Einwirkung auf die Seele für teuflisch.

Die christlichen Mystiker der spätern Zeit kamen auch noch zuweilen auf die altorientalische Vorstellung zurück, wenn auch mit weit mehr besonnener Einschränkung, als die Manichäer und Gnostiker. Insbesondere findet man, daß unser theosophus teutonicus Jakob Böhme sich einigermaßen zu der altpersischen Ansicht neigte. Er lehrt: der Engel Lucifer fiel ab von Gott (wie Ahriman), und um ihn und sein finsteres Reich zu bekämpfen, schuf Gott die irdische Natur und den Menschen, die das Finstere selbst an sich nehmen müssen, um es von innen her zu überwinden. Im Menschen ist das Licht und die Finsterniß, die ganze Engelwelt und die ganze Teufelwelt enthalten, darum ist er mehr als alle Engel und Teufel, jene müssen ihm dienen, diese ihn fürchten. Auch mehr als die aus Gutem und Bösem gemischte Natur ist der Mensch, obgleich er in ihr geboren ist, wie die Blume, obgleich aus dem Boden wachsend, doch edler ist als dieser. Nun sollte Adam vermittelst des Göttlichen in seinem Wesen das Teuflische überwinden, und wenn er es in sich selbst überwunden hätte, würde es auch außer ihm aus der Welt verschwunden seyn. Allein das Umgekehrte fand statt. Das Göttliche in ihm wurde durch seinen sündigen Theil überwunden. Anstatt wach zu bleiben, schlief er ein, d. h. er versenkte sich in die Lust des Irdischen. Sein Schlaf war seine Sünde. Da floh sein himmlischer Theil von ihm,

Sophia, die ewige Weisheit, und statt ihrer gebar er aus sich selbst, aus seiner Seite, Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch, ein irdisches Weib, die nur seinem sündigen Theile gleich war. Damit war die schöne Harmonie seines Wesens zerstört, er hatte den Talisman, womit er die Natur beherrscht und den Satan eingekerkert, verloren. Der Satan wurde frei, erkannte im Menschen nicht mehr seinen Meister und suchte ihn nun durch jede List, vor allem aber durch das Weib zu verführen. Doch eben dieses Weib ersah Gott in seiner ewigen Güte zum Werkzeug der Erlösung. Das weibliche Geschlecht, aus sündiger Neigung entsprungen, daher unselig von Anbeginn, nur der finstern Seite Adams angehörig, nicht theilhaftig seines ursprünglichen Lichts, wurde von Gott begnadet, zur Seligkeit fähig gemacht und so hoch gestellt, wie einst Adam im Paradiese, durch die Jungfrau Maria, in der Gott sich selbst gebar und selbst als Mensch auf Erden wandelte und starb, um Adams sündige Kinder zu erlösen. (Von den drei Principien, 13.) An einem andern Ort gibt Jakob Böhme zu verstehen: eigentlich schlafe Adam immer noch und das ganze Erdenleben sey nur ein böser Traum, den er träume bis zum jüngsten Tage, da das eigentliche Erwachen Adams doch erst wieder im zweiten Paradiese statt finden kann. (Von der Gnadenwahl 6, 42. folg.)

Die Juden selbst sind bei der einfachen mosaischen Sage nicht stehen geblieben, sondern haben sie höchst phantastisch in den Fabeln ihres Talmud ausgeschmückt und verfälscht, indem sie zum Theil altorientalische Vorstellungen wieder aufgenommen haben. Zunächst machten sie aus Adam einen ungeheuren Riesen und maßen alle Glieder desselben im höchsten Maaßstab aus. Selbst nach dem Sündenfall, als er seine

erste Größe verlor, soll er noch 500 Ellen lang gewesen seyn. Sodann machten sie ihn wieder, wie die Perser, zu einem Zwitter, Adam und Eva mit dem Rücken zusammengewachsen, und nachher erst von Gott auseinander gesägt. Drittens lehrten die Rabbinen: in den ersten 130 Jahren hätten sich Adam und Eva nicht berührt, vielmehr seyen sie beide anfangs getrennt und in die Hölle versetzt worden und Adam sey durch die Teufelin Lilith, Eva durch den Teufel Sammael verführt worden und hätten mit diesen Dämonen eine Menge Teufel gezeugt, namentlich Adam mit der Lilith den Kain, der von der Mutter her ein Teufel gewesen sey. Von Adam sagen sie sogar aus: er habe sich mit allen Thieren vermischt und dämonische Geburten mit ihnen erzeugt. Weiter lehrten sie: der Apfel vom verbotenen Baum sey ein Aphrodisiacum gewesen und die Schlange, wodurch Eva verführt worden sey, das membrum virile, und was des jüdischen Schmutzes im Talmud noch mehr ist. Weit artiger erscheint eine andere talmudistische Erzählung, nach welcher Eva, als sie den Apfelbaum berührte, den Engel des Todes auf sich zukommen sah, und aus Furcht, sie werde nun sterben müssen und Adam werde nun eine andere Frau bekommen, ihn überredet habe mitzuessen, damit sie beide zugleich stürben. Gleichwohl wird Adam andrerseits für eine so hohe Person ausgegeben, daß sogar die Engel ihn sollen angebetet haben. Er besaß ein Buch, worin alle Weisheit der Welt enthalten war, das ihm zwar nach dem Sündenfall davonflog, das aber nachher der fromme Henoch wiederbekam. Gott selbst richtete dem Adam die Hochzeit aus, putzte die Eva in eigener Person, flocht ihr die Haare und führte sie dem entzückten Bräutigam zu. Sonne, Mond und Sterne und alle Engel tanzten auf der Hochzeit. Adam und Eva gingen zu zweien zu Bette und

standen zu sieben wieder auf, denn sie empfing und gebar in einer Nacht fünf Kinder.

Ferner lehrt der Talmud: in Adam sey das ganze Menschengeschlecht enthalten gewesen, jedoch nur in physischem Sinne. Was seine Seele betreffe, so seyen in derselben nur die sämmtlichen Seelen der Juden enthalten gewesen, denn in alle andern ältesten Völker (die Kainiten) seyen teuflische Seelen gekommen, durch Kain, dem er zwar als Vater den Leib, die Lilith aber als Mutter die Seele gegeben habe. Auch später hätten sich immer noch teuflische Geschlechter von dem Stamme der Juden abgezweigt, aber diesen zum Heil, sofern dadurch der verderbte Samen abgeleitet und der alte Stamm gereinigt worden sey, z. B. durch die Ausscheidung der Ismaeliten Abraham habe in Ismael, dem Sohn der Hagar, nur sein sündlich Theil abgelegt, um dann in Isaac, dem Sohn der Sarah, einen desto geläuterteren Stamm zu pflanzen ꝛc. In Adams Seele aber seyen schon ursprünglich die Seelen aller reinen Juden eingeschlossen gewesen, und sie habe sich namentlich in ihrer ganzen Ursprünglichkeit in David reproducirt, so wie sie sich in dem noch nicht erschienenen Messias reproduciren werde. Diesen Adam, der als Messias wiedererscheinen soll, nennt die mystische Kabbala den Adam-Kadmon. Adam vor dem Fall war schon der Messias, so wie der Messias, wenn er wieder erscheint, seyn wird, was Adam vor dem Fall war.

Das Ende der Welt wird eine Wiederholung der ersten Hochzeit im Paradiese seyn. Sonne, Mond und Sterne und alle Engel werden wieder dabei tanzen. Die beste Quelle aller dieser Fabeln ist bis jetzt noch immer für die, welche den Talmud selbst nicht lesen können, Eisenmengers entdecktes Judenthum. Etwas sentimental ist die jüdische Tradition

von Herder aufgefaßt (zur schönen Lit. und Kunst Band IX. S. 18.) Der Schöpfer stieg hernieder und alle Engel, die Fürsten der Elemente, sahen auf sein Werk. Er rief dem Staube. Zusammen flog der Staub aus allen Theilen der Erde; der Engel der Erde sprach: „Ein sterbliches Geschöpf wird dieß Gebilde seyn, wo irgend auf Erden es lebt. Denn Erde ist es, und muß zur Erde werden.“ Er rief der himmlischen Wolke; sie feuchtete den Staub. Da wälzete sich der Thon, und wölbete sich mit innern Gefäßen und Kammern. Und der Engel des Wassers sprach: „Du wirst der Nahrung bedürfen, künstliches Geschöpf; Hunger und Durst werden die Triebe deines Lebens werden.“ Von innen formeten sich Adern und Gänge; von außen mancherlei Glieder, und der Engel der Lebendigen sprach: „Mancherlei Verlangen wirst du unterworfen seyn, kunstreich-schönes Gebilde, die Liebe deines Geschlechtes wird dich ziehen und treiben.“ Da trat Jehovah zu ihm mit seinen Töchtern, der Liebe und der Weisheit. Väterlich richtete er ihn auf, und gab im Kuß ihm seinen unsterblichen Athem. Erhaben stand der Mensch, und blickte freundlich umher: „Siehe“ sprach der Schöpfer, alle Gewächse der Flur, alle Thiere des Feldes habe ich dir gegeben, dein Vaterland, die ganze Erde ist dein, daß du sie verwaltest. Aber du selbst bist mein, dein Athem ist mein; ich nehme ihn dir, wenn deine Zeit kommt, wieder.“ — Die Töchter Gottes, Weisheit und Liebe, blieben bei ihm, dem neuen Gott der Erde. Sie unterrichteten ihn, lehrten ihn kennen Kräuter und Thiere; sie sprachen mit ihm als seine Gespielinnen, und ihre Lust war bei dem Menschenkinde. So lebet der Mensch hienieden seine Zeit. Dann sinket er zusammen und gibt zurück den Leib den Elementen, aus wel-

chen er ward; aber sein Geist kehrt wieder zu Gott, der seinen Athem ihm im Vaterkusse gegeben.

Eine sehr eigenthümliche Stellung behauptete die Lehre des alexandrinischen Juden Philo, der ein Zeitgenosse der Apostel war. Er bearbeitete die mosaische Genesis nach den philosophischen Begriffen, die sich in Alexandrien, wo altorientalische und ägyptische Weisheit und griechischer Platonismus auf das Judenthum einwirkten, gebildet hatten. Da unter den nämlichen Umständen bald darauf auch das Christenthum die Einwirkung dieser alexandrinischen Philosophie empfing, so hat Philo's Lehre schon einige Aehnlichkeit mit der spätern Lehre der Gnostiker und Manichäer, die ich bereits erwähnt habe. Philo glaubte an eine Präexistenz der Seelen, wie die alten Inder und Perser. (Vergl. Gfrörers Philo I. S. 374.) Doch nahm er an, daß nur die schlechten und gemeinen Seelen ihrer frühern Sünden wegen in den Kerker des irdischen Leibes gebannt worden seyen, die reinen Seelen der Patriarchen und Propheten dagegen seyen freiwillig und nur aus edler Wißbegier ins irdische Leben eingegangen. (I. S. 391.) Er vergleicht die Menschheit mit einer Colonie abgefallener Geister, die sich auf einige Zeit auf unsern Planeten haben niederlassen müssen. Adam aber und Eva gehen bei ihm in Personificationen von bloßen Begriffen auf. Adam ist ihm die Seele vor dem Fall, das reine Geschöpf Gottes; Eva aber ist ihm das Fleisch, die Körperwelt, die Sinnlichkeit, durch welche die Seele zu Falle gebracht und in die irdische Leiblichkeit hinabgezogen wurde. (I. S. 91.)

Auch die muhamedanische Sage ist von der mosaischen ausgegangen, hat dieselbe aber mit einigen ältern orientalischen Vorstellungen vermengt, sehr phantastisch ausgebildet und manchen äußerst zarten und sinnreichen Zug einge-

webt. Die nahe Berührung mit den buddhistischen Mongolen erklärt die unter den Muhamedanern in Persien verbreitete Vorstellung von mehreren der Schöpfung Adams vorausgegangenen Weltperioden. Nach Herbelot regierten auf Erden schon vor Adam 40 oder gar 72 sogenannte Solimanen oder königliche Weise und Geisterfürsten (nach dem Modell des in der muhamedanischen Welt hochgefeierten spätern König Salomon) in sieben auf einander folgenden Zeitaltern, aber nur dem berühmten (aus der altpersischen Mythologie entlehnten) Vogel Simurgh war es vergönnt, sie alle zu überdauern und bis in unser Zeitalter fortzuleben. Von ihm soll die Kunde jener ältern Epochen auf uns gebracht worden seyn. — Nach der bei allen übrigen Muhamedanern herrschenden Vorstellung empörten sich die erstgeschaffenen Engel, die Dschinen (Genien), unter der Anführung des Eblis (verdorben aus diabolus) gegen Gott, der, erzürnt darüber, ein neues höheres Wesen hervorzubringen sich vornahm. Die Erde sollte dazu den Stoff liefern, und Gott schickte einen Erzengel nach dem andern zu ihr hinab; aber sie weigerte sich, denn sie sah die Gebrechlichkeit des neuen Geschöpfs voraus und fürchtete, Gott werde sie einst um seinetwillen verfluchen. Zuletzt wurde der Engel Azrael zu ihr abgesandt, und dieser nahm ihr den Stoff, aus dem Adam geformt werden sollte, mit Gewalt. Deßhalb erhielt er nachher das Amt des Todesengels, der die Seelen eben so gewaltsam wieder vom körperlichen Stoffe trennt, wie er den ersten Körper gezwungen hatte, die Seele in sich eingehen zu lassen. Jenen Stoff aber sammelte Azrael aus allen Arten von Erde, aus weißer, gelber, rother, schwarzer Erde und diese in Adam vereinigten Farben schieden sich später wieder aus in den Racen der Menschen. Gott formte den Adam, aber er wartete noch vierzig Jahre, bevor er

ihm eine Seele einhauchte. Da sah Eblis die leblose Thonfigur liegen, musterte sie voll Neugier, klopfte an ihr und ging sogar in alle ihre Theile ein, um sie ganz auszuforschen, und da er sie hohl und leer fand, meinte er, sie werde sich einst anfüllen wollen und dadurch der Habgier, mancherlei Begierde und jeder Versuchung aussetzen. Endlich blies Gott dem Thon seinen Odem ein, und Adam wurde belebt, von oben nach unten. Kaum aber fühlte der neue Mensch seinen Kopf und sein Herz, als er schon voreilig aufstehen wollte, ehe noch seine Füße belebt waren. Darum sank er wieder zusammen und schon seine erste Handlung war ein Fall. Als er nun aber vollendet war in seiner strahlenden Schönheit, Gottes Meisterstück, da mußten alle Dschinen vor ihm niederknien und ihm huldigen. Nur Eblis that es nicht und ward in die Hölle verstoßen. Dem Adam aber gab Gott das schöne Paradies zur Wohnung und die liebliche Eva zur Gefährtin und ließ ihn in einer Vision alle seine Nachkommen, die unzähligen Geschlechter der Menschen sehen. Da staunte Adam und betrübte sich zugleich, denn er war damals noch riesengroß und göttlich schön (weil er noch nicht gesündigt hatte), in seinen Enkeln aber sah er kleine Wesen, die meisten unschön, viele krank und krüppelhaft. Gott aber tröstete ihn und sprach: es müsse der Wesen vielerlei und von allen Arten geben, er liebe nicht, sich nur auf eine Art danken zu lassen. Die Freude des Paradieses wurde gestört durch Eblis, der sich listig als Schlange einschlich und den Pfau (die Hoffart) für seine Absicht gewann. Durch sie wurde Eva verführt, die verbotene Frucht zu brechen. Diese Frucht aber war kein Apfel, sondern Korn von einem Getreidebaum oder einer kolossalen Aehre. Kaum war die Sünde begangen, so fielen die kostbaren Kleider, die Gott

unsern ersten Eltern gemacht hatte, von ihnen und sie sahen sich in ihrer Blöße. Als Gott den Frevel erfuhr, schleuderte er voll Unwillen alle dabei Betheiligten aus dem Paradiese und sie stürzten auf die Erde herab. Adam fiel auf der Insel Ceylan nieder, auf den Berg, der noch jetzt Adams=Pic heißt und wo man noch die riesenhafte Spur seines Fußes zeigt. Eva fiel bei Dschidda am rothen Meere nieder, Eblis (die Schlange) bei Bassora, der Pfau in Indien, der Getreidebaum streute seine Körner überall hin auf die Erde aus. Adam und Eva behielten zwar ihre vorige Größe, verloren aber die rothe Hornhaut, die sie bisher umkleidet hatte und von der nur ein kleiner Rest in den Nägeln der Finger und Zehen sitzen blieb. (Um die rothe Farbe wiederherzustellen, pflegen sich die Muhamedanerinnen noch jetzt die Nägel mit Henna roth zu färben.) Der Pfau verlor zur Strafe die schöne Stimme, die er im Paradiese gehabt. Das Getreide wurde so klein, wie es noch jetzt ist. — Adam war untröstlich, warf sich auf sein Angesicht und weinte hundert Jahre lang. Aus seinen Thränen wuchsen die Palmen und die andern hohen Bäume, die Ceylan zieren.*) Endlich sandte Gott barmherzig den Engel Gabriel zu ihm, der ihn trösten und aufrichten mußte und ihn lehrte, das=

*) Percifal in seinem Werk über die Insel Ceylan theilt eine merkwürdige Sage von dem heiligen Cypressenbaum mit, der auf dem Adamspic verehrt wird. Wer ein Blatt von diesem Baum erhascht, soll dadurch wieder jung werden; aber es ist nie eines gefallen. Der Baum soll nicht irdischen Ursprungs, sondern durch die Luft auf den Berg herabgekommen seyn. Man wird hiebei versucht, an die Cypresse der persischen Sage zu denken, die im Paradiese wuchs und aus der das erste Menschenpaar hervorging. Auch in Kaschmir, wohin Viele das Paradies verlegt haben, verehrte man eine uralt heilige Cypresse, welche die Muhamedaner zerstört haben.

selbe Getreide, das er im Paradiese auf unerlaubte Weise gekostet, nun mühsam anzubauen. (Eine tiefsinnige Idee.) Aber die Sehnsucht nach so langer Zeit seine Eva wiederzufinden, trieb ihn aus Ceylan fort. Er watete, was bei seiner Riesengröße möglich war, durch die große Furth, die noch jetzt die Adamsbrücke heißt, auf das Festland von Indien hinüber und irrte durch die Länder, bis er endlich auf dem Gebirge Arafat die einsam trauernde Eva wieder fand. Der Engel Gabriel sorgte ferner für sie und brachte ihnen ein Haus aus dem Himmel herab, darin sie wohnen sollten, die heilige Kaaba zu Mekka. Hier lebten sie, bis Adam in hohen Jahren starb. Seine Leiche wurde später von Noah mit in die Arche genommen und in Jerusalem beigesetzt. Hier fand einst lange nachher Jesus Christus den Todtenschädel Adams und redete ihn mit Worten an, die kein Sterblicher nachspricht. Am jüngsten Tage aber wird Adam auferstehen und in der Mitte stehen aller seiner Kinder, ihm zur Rechten die das Himmelreich erben, ihm zur Linken die Verdammten. (Ich habe diese reiche Sage aus den einzelnen Erzählungen im Koran und bei Herbelot und aus den Schriften des Herrn von Hammer, meines hochverehrten Freundes, musivisch zusammengesetzt.)

Von den jüdischen und muhamedanischen Vorstellungen ist Manches, aber nicht gerade das Tiefsinnigste, in die christliche Phantasie eingedrungen. Daß der Sündenfall die physische Beschaffenheit Adams und Eva's bedeutend verändert habe, wurde schon von den Juden und Muhamedanern angenommen und darüber nicht wenig gegrübelt. Vor allem bemerkt man, daß ihnen der Nabel gemangelt habe, da sie nur geschaffen, aber nicht geboren worden seyen. Auch Dante nennt Adam die einzige Frucht der Welt, die ohne Keim

und Blüthe gleich in voller Reife da gewesen sey. Daß unsere ersten Eltern vor dem Fall nichts von all dem Unreinen an sich gehabt, womit wir jetzt behaftet sind, und daß sie namentlich noch keiner Ausleerung bedurft hätten, bemerkt die talmudistische und mosleminische Sage. Sogar die Nieren, die Galle wurden ihnen, wie die Genitalien abgesprochen und sollen erst nach dem Fall entstanden seyn. Ueber alles dieß hat sich noch unser großer Arzt Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim sehr weitläufig ausgelassen. In der schmutzigsten Anatomie und Physiologie aber wühlten die alten Rabbiner, die unter andern auch die Zeiten der Weiber von dem Umgang der Eva mit der Schlange ableiten. — Nach Wahls Koran (11te Sure) bewahren die Muhamedaner heute noch das Hemd Adams als Reliquie.

In der Zeit, in welcher der deutsche Volkswitz sich in humoristischen Auslegungen der Bibel in geistlichen Komödien, Fastnachtspossen und gemalten Späßen gefiel, bot auch die Schöpfungssage mancherlei Stoff zu den naivsten Scherzen dar. So malte man Adam und Eva als Eltern des ganzen Menschengeschlechts mit kolossalen Genitalien. So travestirte noch im vorigen Jahrhundert der lustige Pfaff Sebastian Seiler die ganze Schöpfungsgeschichte in einer geistlichen Komödie, die voll Witz ist. Artig ist auch der Gedanke, den sogenannten Adamsapfel am Halse der Männer für ein Stück des verbotenen Apfels auszugeben, der dem Adam im Halse stecken geblieben sey. — Bei einer Procession zu Heidelberg am Palmsonntage 1784 trat Adam in doppelter Gestalt im Zuge auf, einmal als Adam vor dem Fall, schön und unschuldig mit einer Lilie; dann als Adam nach dem Fall, traurig mit einer Schaufel und mit einem Todtenkopf, der einen Apfel im Munde hielt. (Journal von und für Deutschland I. S. 431.)

Als Curiosa können auch manche rationalistische Erklärungen der Genesis betrachtet werden. So hat einer gemeint, die verbotene Frucht sey eine Aphrodisiacum gewesen und habe die Eva zur sinnlichen Lust gereizt. Die strafende Stimme Gottes aber und der Engel mit dem Flammenschwerte sey nichts als ein starkes Gewitter gewesen, durch das Adam und Eva heftig erschreckt und in die Flucht getrieben worden seyen. Nicht besser sind die allegorischen Erklärungen, welche die ganze Geschichte Adams in die Psychologie und Ethik übersetzen und zu einer Parabel machen, die in einem erdichteten Beispiel eine gewisse Lehre klar machen wolle &c.

Ein wenig sentimental ist eine Dichtung in Leons rabbinischen (größtentheils von ihm selbst erfundenen) Legenden. Als Gott die Menschen erschaffen wollte, riethen ihm alle Engel dazu, außer Emeth, der Engel der Wahrheit, denn dieser wußte, daß der Mensch lügen würde. Gott war über diesen Widerspruch erzürnt und verstieß den Engel, rief ihn aber nachher wieder zu sich und Emeth überreichte Gott zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit eine mit seinen Thränen befeuchtete Erdscholle, aus der nun Adam geformt wurde.

Als sinnreiche Dichtung verdient erwähnt zu werden, was der sicilianische Dichter Meli erzählt: Gott und der Teufel spielten Schach mit einander. Gott verlor seine Königin, die bei Seite geworfen wurde und auf die Erde herabfiel — die Eva. Aber Gott gewann wieder und machte sich nach der Spielregel eine neue Königin, indem er mit einem Bauer ins Schach rückte — die Madonna.

Zu den heitern Scherzen dieser Art gehört auch eine Sage der Muhamedaner: Eva gebar sehr viele Kinder, und schämte sich dieser großen Zahl, als sie einmal von Gott überrascht wurde, und versteckte einige davon. Nun rief Gott

die Kinder zu sich und theilte alle Würden und Güter der Erde unter sie aus. Die aber versteckt waren, bekamen nichts, und von ihnen stammen die Bettler und die Fakirs ab.

Da ich den Faden, durch den die altorientalische, die jüdische, christliche und muhamedanische Ansicht zusammenhängen, nicht abschneiden wollte, muß ich nun die Vorstellungen nachholen, welche sich andere Völker von der Schöpfung des ersten Menschen gemacht haben.

Die griechische Sage entfernt sich nicht sehr weit von der Schönheit und Einfachheit der mosaischen. Als die alten Titanen, die rohen Urkräfte der Natur, nach der griechischen Sage von dem jungen Götterkönig Zeus überwältigt wurden, bildete der Titane Prometheus aus Erde den Menschen, holte in einem Rohr Feuer vom Rade des Sonnenwagens und hauchte es dem Thongebilde als Lebenskraft ein. Zeus fürchtete, dieses neue Wesen könne etwas von dem Ungehorsam der Titanen erben und ihm gefährlich werden, strafte daher den Prometheus, indem er ihn an den Kaukasus anschmieden und ihm täglich das (immer wieder wachsende) Herz von einem Adler aushacken ließ. Ohne jedoch den Menschen selbst zu vernichten, begnügte er sich, denselben unschädlich zu machen, indem er ihm — ein Weib gab. Der erste Mensch war nämlich ein Mann, und um ihm ein verderbliches Spielzeug zu geben, durch das er hinlänglich beschäftigt und mit Sorgen überhäuft werden möchte, ließ er durch den kunstreichen Hephästos aus Erde und Wasser einen zweiten Menschen, die Pandora formen, gab ihr Leben, ließ sie von allen Göttern und Göttinnen beschenken, von der Venus reizend schmücken und führte sie dem Manne zu. Als Mitgift aber gab er ihr eine Büchse, die alle irdischen Uebel einschloß und verbot ihr schalkhaft, sie zu öffnen. Aber natürlich konnte

die weibliche Neugier das Gebot nicht halten. Sie öffnete die Büchse und nun kamen alle Plagen über den armen Mann und seine Nachkommen.

Nach einer andern eben so schönen Sage enthielt die Büchse keine Uebel, sondern vielmehr die kostbarsten Geschenke der sämmtlichen Götter, die plötzlich, als sie die Büchse gegen das Verbot öffnete, wieder verschwanden, und wodurch der Mensch aller himmlischen Güter verlustig ging.

Der bekannte Scherz in Plato's Symposion enthält vielleicht eine dunkle Erinnerung an die persische Sage oder ist auch nur ein Spiel des Witzes. Aristophanes erzählt nämlich hier: die ersten Menschenpaare seyen in Kugelform zusammengewachsen uud so stark und übermüthig gewesen, daß sie sogar die Götter angegriffen hätten. Zeus aber theilte sie von einander in Männer und Weiber und diese bekamen nun mit sich selbst so genug zu thun, daß sie nicht mehr daran dachten die Götter zu bekämpfen. Nun seyen aber, fügt der unsaubere Poet hinzu, jene ersten zusammengekugelten Paare nicht immer ein Mann und eine Frau, sondern es seyen auch häufig je zwei Männer oder je zwei Frauen zusammengepaart gewesen. Getheilt, hätte jedes zu dem, mit dem es ursprünglich verbunden gewesen, eine unbezwingliche Sympathie gefühlt und daher komme die wechselseitige Liebe der Männer und Frauen, aber auch die griechische Liebe der Männer und die Tribaderie der Weiber unter einander.

Inzwischen scheint auch etwas von der ältesten indischen Vorstellungsweise zn den Griechen übergegangen zu seyn, wenigstens kommt in einem dem Orpheus zugeschriebenen Hymnus (bei Eusebius de praep. ev. III. 9.) eine pantheistische Lehre vor, in welcher Gott, fast ganz so wie der

indische Brama, als Augen Sonne und Mond, als Leib die Erde, als Knochen die Gebirge hat.

In der römischen Sage läßt sich eine Spur der mosaischen, so wie der ägyptischen und phönizischen wiedererkennen, sofern auch nach ihr die ersten Menschen aus Erde und Wasser (Schlamm) geformt wurden. Ovid sagt (in den Metamorphosen I. 76): der Vater der Dinge habe zulezt, nach allen andern Creaturen, auch den Menschen, als die vollkommenste von allen, gebildet:

Aber ein heiligeres, hochherziger denkendes Wesen
Fehlt' annoch, das beherrschen die andern könnte mit Obmacht.
Und es erhub sich der Mensch; ob ihn aus göttlichem Samen
Schuf der Vater der Ding', als Quell der edleren Schöpfung,
Oder ob frisch die Erde, die jüngst vom erhabenen Aether
Los sich wand, noch Samen enthielt des befreundeten Himmels;
Aber Japetus Sohn mit fließender Welle sie mischend,
Bildete jen' in Gestalt der allvorsorgenden Götter,
Und da in Staub vorwärts die andern Leben hinabschaun,
Gab er dem Menschen erhabenen Blick, und den Himmel betrachten
Lehrt' er ihn, und empor zum Gestirn erheben das Antlitz.
(Nach der Uebersetzung von Voß.)

Bei den Römern findet man auch die Vorstellung vom Paradiese wieder, denn das saturninische oder goldene Zeitalter der Unschuld, das sie in den Anfang der Geschichte setzen, entsprach sehr dem paradiesischen Zustande. Auch leiteten sie den Namen des Menschen von der Erde ab, aus der er entstanden sey, homo von humus.

Eine bloß dichterische Erfindung, aber eine sehr reizende ist (nach Hyginus, 220) noch folgende. Cura (die Sorge) saß sinnend am Ufer, formte wie durch Zufall eine menschliche Gestalt und bat den Zeus, dieses merkwürdige Product ihrer Kunst zu beleben. Er that es. Nun aber entstand ein Streit, wer dem Kinde den Namen geben solle. Da erhob sich Tellus, die Erde, von ihr sey der Mensch genommen,

von ihr müsse er den Namen haben. Zeus gab dieß zu und entschied, sein ganzes Leben hindurch solle der Mensch ungetheilt ein Eigenthum der Sorge bleiben, nach seinem Tode aber solle sein Leib der Erde anheimfallen, seine Seele aber, zu ihm, der sie ihm eingehaucht, in den Himmel zurückkehren.

Eine gar eigene Vorstellung von den ersten Menschen machte sich der alte sicilianische Philosoph Empedokles. Die Natur soll nämlich anfangs nur einzelne Glieder hervorgebracht und diese sollen sich erst nach und nach an einander gefügt haben.

Zahlreich sproßten die Köpfe empor, des Nackens entbehrend,
Arme auch schweiften umher, von den tragenden Schultern verlassen,
Einsam irrten die Augen, noch nicht in der Stirne befestigt.

Noch abenteuerlicher war die Ansicht des Philosophen Anaximander, der die ersten Menschen aus den Leibern großer Fische hervorgehen ließ. Leukippus, Demokrit, Epikur kehrten zu der altägyptischen und phönizischen Vorstellungsweise zurück, indem sie behaupteten, die Menschen seyen aus der Wärme und Feuchtigkeit der Erde durch generatio aequivoca entstanden. Dabei gefiel sich ihre Phantasie darin, vorauszusetzen, daß die Erde anfänglich lauter unvollkommene Geschöpfe, Ungeheuer, Mißgeburten hervorgebracht habe, bis ihr endlich durch Zufall ein ordentlicher Mensch gelungen sey.

In der altnordischen Mythologie (der Edda) kehrt die indische Vorstellung des auseinanderfallenden Brama in der Sage vom Riesen Ymer wieder, aus dessen zerfallenem Leibe die ganze Natur gebildet wurde; ferner die alte Vorstellung vom Baum, über den die Schlange ragt, in der Sage von der Weltesche Ygdrasill und endlich die persische Vorstellung von der Entstehung des ersten Menschenpaars aus einem Baum in der Sage von den ersten Menschen Esca und Embla, die aus Holzblöcken entstanden seyn sollen, der Mann aus einer Esche, das Weib aus einer Erle.

Entfernen wir uns nun vom alten Festlande und gehen über das Meer nach Amerika hinüber, so begegnen uns wieder neue Sagen, in denen aber doch einige Vorstellungsweisen der alten Welt, namentlich hinterasiatische vorherrschen, wodurch die Vermuthung, die ersten Ansiedler in Amerika seyen aus Japan und Nordasien gekommen, Bestätigung erhält. Besonders zwei Vorstellungen lassen sich deutlich wiedererkennen, die japanische nämlich, die nicht einen Urvater, sondern vielmehr eine Urmutter des Menschengeschlechts annimmt, und die tibetanische, welche die ersten Menschen zu Affen macht.

Auf den Andreasinseln herrscht der Glaube: die Göttin Ligobund habe über der Erde in den Lüften geschwebt, sey schwanger gewesen und habe sich, um zu gebären, auf die junge Erde herabgelassen und da zuerst Pflanzen, dann Thiere, endlich Menschen ausgeboren. — Zu Nutka glaubt man: Gott schuf zuerst ein Weib, die einsam unter den Thieren lebte, bis Gott selbst in der Gestalt eines schönen Jünglings sie tröstete. Sie gebar hierauf durch die Nase, indem sie niesen mußte, einen Tropfen, der lebendig und ein kleiner Knabe, dann ein Mann wurde und mit ihr das Menschengeschlecht erzeugte. (Roquefeuil Reise um die Welt.) — Unter den nördlichsten Indianern des amerikanischen Festlandes fand Hearne (S. Reise, herausg. von Forster. S. 281.) eine sehr merkwürdige Sage, in der viele orientalische Reminiscenzen in einander spielen. Der erste Mensch nämlich soll ein Weib gewesen seyn. Dieses Weib blieb lange einsam und nährte sich von Beeren, bis sich einmal ein Hund zu ihr fand, der ihr in ihre Höhle folgte, sich in einen schönen jungen Mann verwandelte und Kinder mit ihr zeugte, aber jedesmal bei Tage seine Hundegestalt wieder annahm. Da kam ein ungeheurer Riese, dessen Kopf bis in die Wolken reichte,

ebnete die rauhe Erde, zeichnete mit seinem Stock Seen und Flüsse hinein, zerriß den Hund und streute seine Därme in die Flüsse und Seen, woraus Fische wurden, sein Fleisch auf die Erde, woraus vierfüßige Thiere wurden, und Haut und Haar in die Lüfte, woraus Vögel wurden. Die Kinder des Hundes aber und ihre Mutter, das erste Weib, schonte er und gab ihnen die Herrschaft über die von ihm aus ihres Vaters Leib erschaffenen Thiere. Hier kehrt die Idee des zerfallenen Brahma und Riesen Ymer in sehr origineller Wendung wieder, während zugleich der Hund an den tibetanischen Uraffen erinnert und der Umstand, daß der erste Mensch ein Weib ist, auf Japan weist.

Eine Variante zu dieser Sage (ebenfalls aus Canada) ist folgende: Michapus, das höchste Wesen, schuf Thiere und setzte sie auf ein Floß ins Meer, denn damals gab es noch kein Festland. Michipisi, der Wassergott, wollte nicht erlauben, daß ein Festland geschaffen werde. Aber der Biber und die Fischotter holten ein wenig Erde herauf und machten nach und nach einen hohen Berg. Hier vermehrten sich die Thiere ausnehmend und tödteten sich untereinander. Da schuf Michapus aus den todten Thieren Männer, die auf die übrigen Thiere Jagd machten und sich durch eine Frau, die ihnen der Gott beigab, vermehrten. (Geschichte der Meinungen. Stendal 1784. II. S. 179.) — Hennepie erwähnt in seinen Reisen im mitternächtlichen Amerika, die Indianer glaubten, zuerst sey in der Welt ein Weib gewesen und zwar ein böses, aber ihr Sohn sey dagegen gut gewesen und habe alles Gute in der Welt hervorgebracht und erhalten. — Noch weiter südwärts bei den Irokesen herrscht der Glaube: Gott schuf zuerst sechs Männer und sie lebten allein, bis sie hörten, im Himmel sey auch eine Frau, Namens

Ata-Entsik. Einer, Namens Hogonaho, hatte die Kühnheit sich auf einem Vogel in den Himmel tragen zu lassen. Hier fand er die Frau an einem Baum, wo sie eben Wasser holte, und verführte sie. Der Herr des Himmels erzürnte sich aber so sehr über dieses Vergehen, daß er die Schuldige aus dem Himmel hinunterstürzte ins Meer. Hier wurde sie aber von einer Schildkröte aufgefangen, auf deren Rücken Fische die Erde bauten, und auf dieser jungen Erde gebar die Frau nunmehr den ersten Menschen, von dem alle andern abstammen. (Allg. Geschichte d. Länder und Völker von Amerika I. 45.) — Noch tiefer im Süden herrschte unter den alten Mexicanern, wie Clavigero berichtet, eine eben so phantastische Sage. Sie glaubten, ein früheres Geschlecht der Menschen sey spurlos untergegangen. Nun aber, heißt es, gebar die Göttin Omecihuatl ein Wesen, das auf die Erde fiel und aus dem 600 Krieger entstanden. Diese baten die Göttin um ein Weib und einer von ihnen bekam einen Knochen eines Weibes von der ausgestorbenen Race. Der Bote fiel aber unterwegs und zerbrach den Knochen, aus dem nachher ein Knabe und ein Mädchen entstanden, die das neue Menschengeschlecht gründeten. — Einer andern mexicanischen Sage zufolge zerfloß das erste Menschenpaar in Wasser, als es badete, und ein neues Paar hielt erst Stand, als Gott den Mischungsstoffen, woraus er es bildete, Metall beifügte.

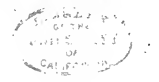
Hier kehrt überall die Grundidee einer Urmutter wieder, welcher der Urvater untergeordnet ist, wie wir dieß schon in der Sage der Japaner fanden. Daneben findet sich aber auch die tibetanische Sage von den Affen wiederholt. Die Tlascalaner, ein Nachbarvolk der alten Mexicaner und denselben feindlich, hegten (nach Clavigero) die Meinung: nachdem ein früheres Geschlecht von Erdenbewohnern durch eine

Sündfluth vertilgt worden sey, hätte Gott zwar ein neues Geschlecht geschaffen, es seyen aber nur Affen gewesen und sie hätten sich erst nach und nach zu Menschen herangebildet. — In Peru glaubte man, wie Gomara meldet, zuerst sey Con, ein Mann aus Norden gekommen und habe Menschen gemacht, die aber Uebles thaten. Dann sey ein andrer Mann gekommen, Pachacamac, ein Sohn der Sonne, und habe jene bösen Menschen sämmtlich in Affen verwandelt, neben ihnen aber ein neues besseres Menschengeschlecht geschaffen. Damit stimmt auch eine weitere, den Irokesen (in der Allg. Historie der Reise XVII. S. 28.) zugeschriebene Meinung zusammen, nach welcher Gott nach der Sündfluth neue Menschen aus Thieren schuf, deren verschiedene Neigungen und Laster sofort in die Menschen übergingen.

Endlich findet sich in Nordamerika auch noch eine leise Spur von der verbotenen Frucht, die, wie wir oben sahen, in den Mythen Hinterasiens vorkommt, wie in der persischen und mosaischen Sage. Nach Franklin nämlich (zweite Reise) glauben einige Wilde im nördlichsten Theile des Festlandes von Amerika, Gott habe den ersten Menschen erlaubt von einer weißen, aber verboten von einer schwarzen Frucht zu essen, welches Gebot sie übertreten hätten.

Außer diesen Sagen aber, die wahrscheinlich aus Hinterasien stammen, hat sich hoch im Norden von Amerika eine eigenthümliche Sage ausgebildet, welche die Menschen aus dem Innern der Erde, aus einer tiefen Höhle hervorkommen läßt. Cranz berichtet in seiner Historie von Grönland, die alten Einwohner daselbst erzählen, der erste Mensch, Kallak genannt, sey aus der Erde heraufgestiegen und aus seinem Daumen sey das erste Weib hervorgegangen. Dieses Weib habe nach einiger Zeit gemeint, es wäre gut, wenn ein Theil

ihrer Nachkommenschaft wieder verschwände, damit die Folgenden Platz bekämen, und dadurch sey der Tod in die Welt gekommen. — Eine ganz ähnliche Sage hatten weiter südwärts die Delawaren an der Ostküste Nordamerika's. Sie sagen (nach Heckewelder, deutsche Ausgabe S. 429): die ersten Menschen wohnten im Innern der Erde und blieben dort so lange, bis einmal einer zufällig durch eine Höhle auf die Oberwelt emporstieg, daselbst auf einen Hirsch stieß, denselben erlegte, und in die Höhle zurücktrug. Gelockt durch das delicate Fleisch des Hirsches kamen nun alle aus dem Innern der Erde heraus und verbreiteten sich in den Wäldern von Nordamerika. Das Kaninchen aber und das Erdschwein ehren sie noch heute als ihre unterirdischen Verwandten und essen nicht von ihrem Fleische. — Noch weiter ausgebildet fand sich die Sage bei den Karaiben (nach Delaborde) und bei den alten Einwohnern der Insel St. Domingo (Hayti). Die ersten Menschen, glaubt man, waren in einer Höhle eingeschlossen, um vor der Sonne geschützt zu seyn. Eine Riese bewachte sie, wurde aber, als er sich selbst einmal an die Sonne wagte, in einen Berg verwandelt (gleich den Bergriesen der nordischen Sage). Nun wagten sich bei Nacht auch einige Menschen heraus, wurden aber bei Aufgang der Sonne in Bäume verwandelt. Abermals wagten sich einige heraus und einer wurde zu einem Vogel, eine Mutter mit ihren Kindern zu schreienden Fröschen. Endlich gelang es den noch übrigen sich allmählich an das Sonnenlicht zu gewöhnen. In dieser rohen Sage verbirgt sich eine Kosmogonie. Das Mineralreich wird zuerst geschaffen, dann das Pflanzenreich, dann das Thierreich, zuletzt tritt der Mensch als solcher hervor; aber er trägt in sich noch die Verwandtschaft mit den



Thieren und Pflanzen, die als nur verwandelte Menschen aufgefaßt werden. — Selbst noch in Peru fand diese Sage einen Anklang, denn (nach einem andern Bericht, als dem schon angegebenen) soll der erste Mensch daselbst, der Sonnensohn Manco Capac mit drei andern Männern, jeder mit einer Frau, aus einer Höhle gekommen seyn und die Erde in vier Theile getheilt haben.

Bei den Insulanern des stillen Oceans kehrt die Vorstellung von der verbotenen Frucht eben so wieder, wie im äußersten Norden Amerika's, ohne daß wir wissen, wie sie dahin gekommen ist.

Die Indianer auf den Freundschaftsinseln glauben, es seyen einst unsterbliche Götter von der seligen Insel Bolotuh auf einem Kahn ausgefahren und auf der Erde (den Freundschaftsinseln) gelandet, und sobald sie von irdischer Speise gegessen, seyen sie Menschen geworden. (Mariners Reise.) Ganz originell und unmittelbar im stillen Ocean selbst entstanden ist die Schöpfungssage von Otaheite. Der höchste Gott, heißt es dort, war die Sonne, wählte einen Felsen zum Weibe, schleppte ihn tief in den Ocean und zeugte mit ihm allerlei seltsame Kinder, Meeressand, Winde, Wasserhosen, süßes Wasser rc. Der Sohn des Sandes aber, Ti, wurde der Stammvater der Menschen. (Englische Missionsreise nach dem stillen Ocean, übersetzt von Sprengel).

Auf den Marianeninseln gegenüber von China hat sich eine ganz indische Vorstellung erhalten. Nach Velarde II. 291. glaubt man dort, zu Anfang der Welt habe niemand als ein weiser Mann, Namens Puntan und seine Schwester existirt, und nachdem er lange gelebt, habe er sterbend seiner Schwester aufgetragen, aus seinem Leibe Erde und Himmel, aus seinen Augen Sonne und Mond, aus seinen Augenbrauen

den Regenbogen zu machen. — Auf den Karolinen hat sich dagegen die japanische Vorstellung vom Urweib erhalten. Ursprünglich soll nur ein Weib existirt haben, die Göttin Ligopup, Mutter des Aluelap, des Herrns der Herrlichkeit, der aller spätern Götter und Menschen Vater wurde. Kotzebue erste Reise. II. 129.

Unter den Negern in Afrika kehrt häufig eine Sage wieder, die höchst wahrscheinlich von neuerm Datum ist und ihren Ursprung dem Conflict mit den Muhamedanern und Christen verdankt. Die Sage nämlich, daß die drei Söhne Noahs, ein weißer, brauner und schwarzer, sich hätten in die Erbschaft ihres Vaters theilen sollen, daß aber der weiße zuerst erwacht und das Beste vorweggenommen hätte, daß hierauf der braune das Uebrige genommen und dem verschlafenen schwarzen nur etwas Tabak und Baumwolle gelassen hätte. (Nach St. Pierre's, Isert's, Demanet's und andern Reiseberichten.) Am eigenthümlichsten hat sich diese Sage ausgebildet bei den kriegerischen und selbstständigen Ashantees, bei denen sie Bowdich kennen lernte und folgendermaßen erzählt (Mission nach Ashantee, deutsch von Leidenfrost 1820, S. 356). Gott schuf drei weiße und drei schwarze Männer mit eben so viel Weibern und beschloß, damit sie sich nachher nicht zu beklagen hätten, sie selber Gutes oder Böses sich wählen zu lassen. Er legte einen Kürbis und ein versiegeltes Papier hin. Die Schwarzen wählten zuerst und zwar den Kürbis, in dem sie etwas Gold und einige andere Metalle fanden, deren Gebrauch sie nicht kannten. Die Weißen nahmen das Papier, das jene ihnen übrig gelassen, und fanden darin die Kenntniß aller Dinge.*) — Lander fand in Haussa im west-

*) Es ist merkwürdig, daß sich bei einem wilden (jedoch nicht negerartigen, sondern mehr mongolischen) Urstamm in Ostindien, bei

lichen Afrika den Glauben: Gott habe zuerst zwei Menschen geschaffen, einen weißen und einen schwarzen (Reise, deutsche Ausgabe II. 113). Auch wurde ihm vier Monde weit hinter Katunga die Gegend bezeichnet, wo die ersten Menschen erschaffen worden seyen. (I. S. 162.)

Ganz originell und ohne Zweifel älter ist eine andere Schöpfungssage in Guinea, wovon der Däne Römer Meldung thut (Nachrichten von Guinea, 1769, S. 43). Eine große schwarze Spinne, Naunj genannt, spann die ersten Menschen aus sich heraus und zwar so viele, daß sie dadurch ganz erschöpft wurde. Allein umsonst wartete sie auf den Dank der neuen Geschöpfe, die vielmehr auseinander liefen und sich nicht um sie bekümmerten. Da spann die Spinne aus dem letzten Stoffe, den sie noch in sich fand, noch einen Menschen, den sie bei sich behielt, in allen Listen unterwies und zum Betrug der übrigen Menschen abrichtete. Von diesem, dem die Spinne auch ihren eigenen Namen beilegte, werden nun viele lustige Streiche erzählt. Isert nennt die Spinne Anansie.

Auf der großen Insel Madagaskar haben sich muhamedanische und indische Vorstellungen in der Sage vereinigt, daß aus dem ersten Menschen, als er schlief, sieben Weiber hervorgegangen seyen (eine siebenfache Eva), die Mütter der sieben Kasten. Und zwar die erste aus dem Kopf, die zweite aus dem Halse, die dritte aus der Schulter, die vierte aus

den Puharries eine ähnliche Sage findet. Die ersten Menschen, sagen sie, waren sieben Brüder, die vom Himmel kamen. Der älteste, von dem sie herstammen, wurde krank und mußte von den Brocken leben, welche die andern übrig ließen, und in die rauhen Berge flüchten. Vergl. über sie Schaw und Hebers ostindische Reise.



der Seite, die fünfte aus der Hüfte, die sechste aus den Beinen und die siebente aus der Sohle.

Nach diesen alten Sagen sey es nun erlaubt, noch einige moderne Philosopheme anzuführen.

Wie sehr auch jene alten Völkerphantasien ausgeschweift sind, so liegt in denselben doch eine unendlich reichere Fülle von Ideen, als in alle dem, was die neuere sogenannte Weltweisheit hervorzubringen vermocht hat. Zwei Grundideen sind es vorzüglich, die jenen alten Sagen das Uebergewicht geben, einmal die Idee des Schöpfers, an den das Geschöpf vor allem und unaufhörlich sich erinnern sollte, sodann die Idee des Schicksals, das der Menschheit eingeboren ist. Hierin stimmen selbst die in anderer Beziehung am weitesten divergirenden Traditionen überein, die indopersische, die eine Sünde vor der Geburt, und die mosaisch-christliche, die eine Erbsünde des Geschlechts von Adam herleitet. Beide bringen das Schicksal der Menschheit überhaupt, wie das des Individuums, in genaueste Verbindung mit jener Schuld, die zu sühnen der ernsteste Beruf der Menschen bleibt und bleiben wird.

Die Philosophie fing damit an, die Wahrheit des Ueberlieferten zu bezweifeln, und versuchte dann, die Thatsache, die sich nicht bezweifeln ließ, nämlich daß doch die jetzt existirende Menschheit irgendwann und irgendwie einmal angefangen haben muß, auf eine sogenannte natürliche Weise zu erklären.

Voltaire erhob die Zweifel. In seinen questions sur l'encyclopédie III. art. Ignorance sprach er die Meinung aus: die biblische Vorstellung von einem Menschenpaare genüge nicht, denn die schwarzen Neger könnten unmöglich dieselben Stammeltern haben, wie die weiße Race. Unter den Engländern bekannte sich Home ganz zu derselben Ansicht. Rousseau aber faßte die Sache wieder von einer an-

dern Seite auf, indem er in der Geschichte der Menschheit ein Aufsteigen aus der Barbarei in die Cultur, aus der Thierheit in die Humanität wahrnahm und daraus den Schluß ziehen zu müssen glaubte, unsere ersten Eltern seyen Halbthiere gewesen, die auf allen Vieren herumgekrochen wären. Es ist doch einigermaßen auffallend, daß diese Ansichten, mit denen die neuere Philosophie den Krieg gegen das Christenthum eröffnete, gerade von dem Tiefsinnigsten und Großartigsten, was die alten Sagen darbieten, absahen, und sich mit der Hypothese doppelter (schwarzer und weißer) und bestialischer Adamiten gerade an die rohesten Vorstellungen, die wir nur unter den Negern und unter den Wilden Amerika's einheimisch finden, unmittelbar anschlossen.

Die Hypothese Rousseau's fand unter den Anhängern der sogenannten natürlichen Religion den meisten Beifall. Die Denkweise, welche die französische Revolution verbreitete und durchführte, umkleidete nur die Zukunft mit Glanz und warf dagegen auf die Vergangenheit die schwärzesten Schatten. Aufklärung war das große Wort des Jahrhunderts. Dem eingebildeten Tempel des Lichts zuwandelnd sah man nicht hinter sich in die alte Nacht. Nachher traten umgekehrt wieder Schwärmer des Obscurantismus jenen Schwärmern der Aufklärung entgegen und Friedrich Schlegel stellte sich auf die äußerste Rechte der Linie, deren äußerste Linke Rousseau eingenommen hatte. Er behauptete nämlich, die Menschen seyen ursprünglich unendlich viel höher begabt gewesen als jetzt und erst von Stufe zu Stufe herabgesunken. Ein ideales weisheitsvolles Urvolk wurde den eichelfressenden Vierfüßern entgegengestellt, eines so unwahr als das andere, beide gleich weit entfernt von der kindlichen Vorstellung und unergründlichen Ideentiefe der Bibel.

Die meisten und einflußreichsten Philosophien haben es sich bequem genug gemacht, die Frage nach unsern ersten Eltern zu ignoriren. In der That, man muß sich fast schämen, wie wenig die Neuzeit, die jene älteren Vorstellungsweisen verachtet, eigentlich gethan hat, um sie zu ersetzen. Was die neuen Denker vom Ursprung der Menschen gedacht haben, ist wirklich armselig gegen das, was sich die ältern Völker davon vorgestellt haben.

Unter den Naturforschern der neuern Zeit haben sich ebenfalls Zweifel erhoben, ob das ganze Menschengeschlecht von einem Paar abstammen könne, namentlich seit Blumenbach mit großer Schärfe den gänzlich verschiedenen Typus der Menschenracen festgestellt hat. Bory de St. Vincent hat geglaubt, jede Race, die der Weißen, der Neger, der Mongolen, Malaien und Amerikaner habe ihren eigenen Adam gehabt, je einen in einem Weltheil. Man hat sogar die tolle Meinung äußern hören, in Eva's Ovarium sey eine Seite weiß, die andere schwarz gewesen. Selbst ein Naturforscher von ausgezeichnetem Range, Link in Berlin, hat sich in seinem Werk über die Urwelt (Berlin 1821) für die Ansicht erklärt, Adam und Eva seyen ein Negerpaar und das Paradies sey in Afrika gewesen (was auch schon Schultheiß in seiner Schrift vom Paradiese, Zürich 1816 behauptet hatte). Link sagt, von den Negern hätten sich durch die Kaffern die weißen Stämme, und durch die Hottentotten die Mongolen, Malaien und Amerikaner abgezweigt, wie auch bei den Thieren aus einer wilden Urrace, die immer schwarz sey, die zahmen und edlern Racen, die mehr zu hellen Farben neigen, nach und nach hervortreten. Diese Ansicht hat noch unlängst auch der Engländer Pritchard eifrig vertheidigt.

Auch auf die buddhistische Vorstellung von mehreren auf-

einander folgenden präadamitischen Zeitaltern kam man zurück, sofern die versteinerten Ueberreste einer vorweltlichen Pflanzen- und Thierwelt auch voradamitische Menschen vermuthen ließen. Indeß hat man keine fossilen Menschenüberreste finden können und jene Vermuthung wieder fallen lassen.

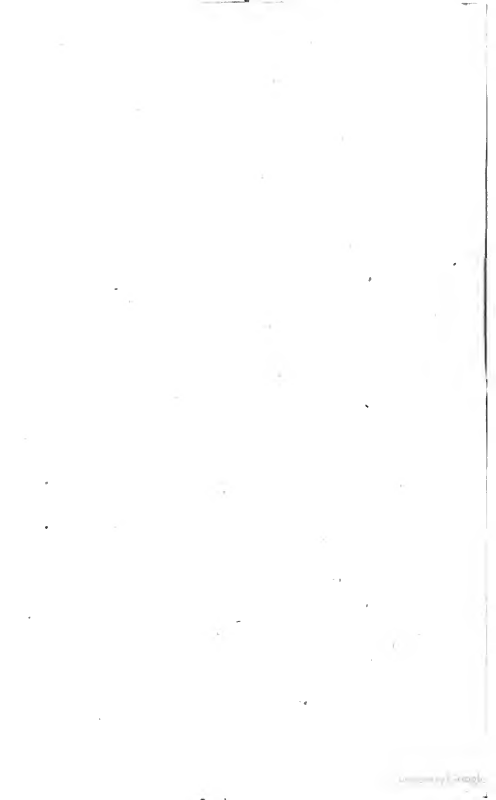
Oken, unser großer Naturphilosoph, kehrte zu der altägyptischen, phönizischen und epikurischen Ansicht zurück, indem er die Meinung aufstellte, der erste Mensch sey durch generatio aequivoca im Meer entstanden.

„Als sich der Granit mit dem Meerwasser niederschlug, wurde ohne Zweifel so viel Wärme entwickelt, daß das Wasser kochte und dampfte. Beim Niederschlagen des Gneises war die Hitze schon gemildert — die Metalle entstanden. Beim Niederfallen des Thonschiefers schied sich schon halbgefrischtes Metall aus, Kohle. Pflanzen konnten sich bilden; es mußten solche seyn, welche dem heißen Klima entsprechen. Endlich fiel der Kalk. Die Temperatur war gesunken und Thiere wurden aus dem Schleim da, wo Kohle mit Wasser und Luft in Berührung kam, an den Gestaden des Urmeers. Einmal muß eine Zeit gewesen seyn, wo die Wassertemperatur der gleich war, welche im Mutterleibe statt findet. Da entstanden Menschen." Isis 1829 S. 1123. Dieß erinnert an die alte Vorstellung, welche sich die Phönizier von dem Urschlamm Mot gemacht.

Wie löblich und nützlich aber auch das Bestreben ist, den Zusammenhang des Menschen mit der Natur, des höchsten Organismus mit der gesammten ihn umgebenden organischen und unorganischen Welt zu ergründen, so vermag doch die Naturwissenschaft nicht die ganze Frage des Menschen zu lösen. Denn des Menschen Inneres weist auf einen höhern Ursprung hin, der außerhalb der Natur zu suchen ist im ewigen Geiste.

II.

Eros.



Vieles, was diese Sammlung enthält, ist tiefern Sinnes, vieles, vielleicht das meiste freilich nur Spielerei. Aber es ist ein eigener Reiz in den Spielen des Eros. Sollte es nicht der Mühe werth seyn, zur Uebersicht zu bringen, was so viele Künstler und Dichter von der frühesten Blüthe altgriechischer Bildung an bis auf unsere Tage liebevoll ausgeführt oder wenigstens geistreich angedeutet haben? Ich mag mich deßfalls gern auf einen Kenner vom feinsten und edelsten Geschmack, auf unsern Winckelmann berufen, dessen reiche Vorarbeit ich dankbar benutzt habe, der mir aber noch gar viel zu ergänzen übrig gelassen hat.

Wie nach altgriechischer Theogonie Eros der erste unter den Göttern gewesen, so ist er auch der letzte geblieben, denn seine Macht wird überall noch anerkannt, sein Bild von den Künstlern erneut, sein Lob von unzähligen Dichtern immer wieder gesungen.

Hesiod und der Pseudo-Orpheus nennen den Eros oder den Gott der Liebe den zuerst in der Welt erschienenen, als noch nichts war als das gestaltlose uranfängliche Chaos. Orpheus sagt in seiner Argonautenfahrt (Vers 12. ff.):

Erst, wie der Urzeit Chaos im schrecklichen Zwange das All hielt,
Dann, wie Chronos den Aether aus unermeßlichem Schooße
Zeugt' und in Doppelgestalt den hell umschauenden Eros,
Der aus der ewigen Nacht vorschimmerte; diesen benennt auch
Phanes das jüngere Menschengeschlecht, dem am ersten erschien er.

(Nach der Voß'schen Uebersetzung). In demselben Sinne nennt eine orphische Hymne den Eros auch Protogonos, den Erstgebornen. Ich theile sie hier mit nach der Uebersetzung Herders:

Erstgeborenes, du, das aus dem Eie der Nacht sich
Hoch in den Aether schwang, und droben auf goldenen Flügeln
Regend erfreut: o du, das Götter und Menschen erweckte:
Licht! o du mächtiges, zartes, du vielbesungnes, und dennoch
Unaussprechlich; geheim und allenthalben im Glanze
Strahlend. Du nahmest die Nacht von unserm geschlossenen Auge,
Als du hohen und heiligen Strahl fern über die Welt hin
Wälztest und mit der Stille des Lichtstrahls mächtig ertöntest.
Weltenkönig! du weithinschauender Erdenumleuchter,
Vielrathschlagender, vielaussäender, glänzender Weltspross.
Sprieße den Völkern Glück, und säe Strahlen und sende
Licht auf alle geschlossenen Augenlieder, und sende
Leben hinab, du Zweigestaltiger, Licht und Liebe.

Wieder eine andere Hymne des Orpheus an den Eros (übers. von Herder) sagt:

Gott der Liebe, du großer, reiner, lieblicher, süßer
Gott, mit dem Bogen und Pfeil und Flügeln feurigen Laufes,
Schnellen Anfalls, der mit Göttern und Menschen sein Spiel hat,
Du streitbarer, doppelgestaltiger, der du den Schlüssel
Trägst zu allem, zum himmlischen Aether, dem Meere, der Erde,
Und was sterblichen Menschen die allgebärende Göttin
Leben und Geist gibt, was der weite Tartarus inn' hat,
Und das salzige Meer – von allem bist du der König –
Komm', ich rufe dich, Seliger, komm' zu deinen Geweihten
Reines Sinnes, und treibe von uns unsittige Lust ab.

In der orphischen Hymne an die Rhea wird sogar diese Göttin (die Erde) Tochter des Protogonos genannt.

Eros war also ursprünglich das Licht und folglich auch das Leben der ganzen Welt, und es war gewiß ein tiefsinniger, man möchte beinahe sagen, christlicher Gedanke des Alterthums, die Liebe zum Princip der Welt zu machen.

Sofern die Urliebe oder das Urlicht das nächtliche Chaos belebte, und das Leben in den mannichfachsten Erscheinungen wechselnd sich gestalten sollte, heißt Eros Protogonos in der Hymne an die Rhea auch πολυμόρφος, und insofern scheint er auch einerlei Bedeutung zu haben mit dem räthselhaften Proteus, dem großen Verwandler und Zauberer der Alten, dessen Wesen nichts anders als eben die Vielgestaltigkeit der Natur ausdrücken sollte.

In der orphischen Hymne an Proteus wird dieser der Schlüsselbewahrer des Meeres genannt, wie in der Hymne an den Eros dieser der Schlüsselbewahrer von Meer, Erde und Himmel zugleich heißt. Beide mythische Wesen verrathen also einen ursprünglichen Zusammenhang.

Die Vorstellung, daß Eros geflügelt, gleich einem Vogel, aus dem Weltei, welches Chronos (die Zeit) mit der Nacht (dem öden Raum) gezeugt habe, hervorgekommen sey, erinnert an die fast bei allen ältern Völkern, vornehmlich aber in Indien vorkommende Vergleichung der Erde und des Himmels mit den zwei Hälften eines zerbrochenen Eies. Auch in der indischen Mythologie kommt der schaffende Gott Brahma aus einem Ei hervor, und häufig auch als Sonne, als das Lichtprincip. In den Vögeln des Aristophanes V. 695. hat die alte Mythe vom Eros, der aus dem Ei schlüpft, begreiflicherweise schon eine scherzhafte Wendung genommen.

Die Idee der ewigen uranfänglichen, das ganze Weltall durchdringenden Liebe wurde nach und nach von den sinnlichen Griechen eingeschränkt. Der Liebesgott, seiner hohen Würde als Erstgeborner unter den Göttern mehr und mehr entkleidet, sank zum Genius der Geschlechtsliebe herab. Aber was ihm die Griechen an seiner Würde nahmen, das ersetzten sie ihm reichlich durch Reiz und Anmuth.

Auf diesen neuen Eros paßte natürlich die alte Theogonie nicht mehr. Die Willkür der Dichter gab ihm daher bald diesen, bald jenen neuen Ursprung, und die Idee des Protogonos ward vergessen. Man war dabei weder über den Vater, noch über die Mutter, die man ihm geben sollte, einig. Die Vorstellung, daß er ein Kind der Aphrodite oder Venus, der Liebesgöttin sey, lag am nächsten, und wurde auch die beliebteste. Zum Vater gab man ihm ebenso vorzugsweise den Mars. Indem man ihn zu einem Sohn des Kriegsgottes machte, wollte man andeuten, daß Liebe ein Kind des Kampfes sey. Doch war es nach Cicero de natura deorum nicht Eros, sondern Anteros, den Ares mit Aphroditen zeugte. Eros wollte nicht wachsen, da rieth Themis seiner Mutter, ihm einen Gespielen zu geben und dieß war Anteros, des Eros jüngerer Bruder, von Ares erzeugt. Beide zankten beständig miteinander und nun erst wuchs der kleine Eros. Diese zarte Mythe sagt, daß die Liebe in dem Maaße wächst, in dem man ihr ihren Gegenstand streitig macht. — Sehr gut ist auch eine spätere Dichtung, die den Eros aus der Umarmung des Poros und der Penia oder des Ueberflusses und des Mangels entstehen läßt. Sie findet sich in einer Erzählung der Diotima bei Platon. Aphrodite feierte ihr Geburtsfest in Gegenwart aller Götter. Da schlief nach der Mahlzeit Poros berauscht im Garten ein;

Penia sah ihn, nahte sich ihm scheu und zitternd und schlief bei ihm. Davon gebar sie nachher den Eros, der die Naturen beider Eltern in sich vereinigt und bald arm, scheu und zitternd umherschleicht, auf der bloßen Erde schläft und jede Mühe duldet, bald übermüthig und in Ueberfluß schwimmend alles um sich her verachtet. — Weniger Sinn haben die Angaben der alten Mythographen, die den Eros zu einem Sohn des Zeus, oder des Vulkan, oder des Hermes und der Artemis, oder des Zephyr und der Iris machen.

Unter den neuen Dichtern, welche die Geburt des Eros besungen haben, ist Pastorini bemerkenswerth. Er schildert, wie die Venus, als sie mit dem Eros schwanger war, von den drei Parzen heimgesucht und arg bedroht wurde. Du wirst eine giftige Schlange gebären, sagte Klotho. Du wirst ein seltenes Ungeheuer gebären, sagte Lachesis. Du wirst einen Feuerbrand gebären, sagte Athropos. Venus bekümmerte sich sehr über diese Reden, aber wie lieblich war sie getröstet, als sie den schönen Knaben gebar. Und dennoch hatten die Parzen wahr prophezeit.

Eros wird als ein ideales Kind dargestellt, als ein kleiner lieblicher Knabe, unbekleidet, geflügelt, mit Pfeil, Bogen und Köcher oder mit einer Fackel. Die antike Plastik hat allen ihren Liebreiz in seiner Darstellung erschöpft, immer aber das Motiv dazu aus der Poesie entlehnt. Das Kind wurde erst ideal durch seine Bedeutung als Liebesgott. Die kindliche Gestalt eignete sich aber für diesen Gott, weil in der Liebe selbst so viel Kindliches ist, weil ihr Leben ein zweites Paradies ist, das uns wieder zu Kindern macht. Die Kindlichkeit des Eros steht in einem wunderbaren Contrast mit der Macht, Stärke und Schlauigkeit des allüberwindenden Gottes, aber eben das ist poetisch. Eros, der

den Löwen bändigt, ist poetischer als Herkules, der dasselbe thut. Auch die Mitleidswürdigkeit des leidenden Eros wird erhöht durch seine Kindlichkeit, und selbst seine Grausamkeit erscheint weniger verletzend, wenn man sieht, daß es nur die eines Kindes ist. Alle Tugenden der Liebe und sogar ihre Fehler erscheinen liebenswürdiger im Gewande der Kindlichkeit.

Indeß wurde Eros doch ursprünglich und auch noch später zuweilen als ein reifender Jüngling dargestellt, in welchem Fall immer seine kindliche Schalkhaftigkeit verschwindet, und dafür ein mehr männlicher Ernst, etwas sittlich Edles und Sentimentales eintritt. So in alten Tempelbildern und auf Vasen, wo Eros mehr Jüngling und Genius, als Knabe ist. In den Ueberresten der alten Kunst oder wenigstens in den Nachrichten, die uns davon erhalten sind, lassen sich die Eroten auf der ganzen Stufenleiter des Alters von der zarten Kindheit bis zum aufgewachsenen Jüngling verfolgen. Praxiteles wählte für seine Darstellungen des Eros eine mittlere Reife, schwebend zwischen dem infans und adolescens, den puer in seiner reinsten Erscheinung.

Der Knabe Eros muß sich eben so von andern göttlichen Knaben, z. B. von einem jungen Zeus, Hermes, Bachus ꝛc. unterscheiden, wie seine Mutter von den Göttinnen Here, Pallas, Demeter ꝛc. Die Liebenswürdigkeit muß ihn auszeichnen. Siegreich und seiner Macht sich bewußt, wie Zeus, muß er doch anders, minder heroisch seyn. Schlau wie Hermes, muß er doch anders, naiver seyn. Weich, bequem, süßtrunken wie Bachus, muß er doch um so viel mehr Selbstbewußtseyn haben, als dieser, und weniger als Hermes.

Ich weiß nicht ob Künstler schon den Gedanken ausgeführt haben, den Eros unter andern kindlichen Göttern und Heroen darzustellen. Es würde freilich unschicklich seyn,

ältere und höher gestellte Götter als Kinder mit ihm spielen zu lassen. Aber in einigen Fällen ist es zulässig, z. B. wenn Bacchus, den die Alten so oft als Kind auffaßten, dem Eros gesellt wird. Oder Herakles als Kind. Der Künstler hat bei solchen Gruppirungen Gelegenheit, in den kindlichen Köpfen und Gestalten die reichste Charakteristik zu entwickeln und die anziehendsten Contraste darzustellen.

Eros ist unbekleidet, weil die Liebe das Natürlichste auf der Welt ist, weil sie den Menschen ganz so, wie er ist, sich hingeben läßt, weil aus demselben Grunde auch seine Mutter Aphrodite fast immer hüllenlos erscheint. Uebrigens unbeschadet der Verhüllungen und Masken und Listen, die der Liebe nach Umständen eigen sind, denn nicht immer ist wahr, was ein spanischer Dichter (bei Mutzl S. 128) sagt:

Amor ist nackt, er haßt der Kunst Bemühen.

Zuweilen wird die Nacktheit des Eros sogar als ein Motiv seiner Arglist gebraucht. Er stellt sich kindlich, unschuldig und wehrlos; er scheint um Hülfe zu flehen und bringt Verderben. Er kommt im Regen, naß, vor Kälte zitternd, und schleicht sich ein, um seine schadenfrohe Lust zu üben.

Der nächtliche Besuch des Eros bei Anakreon (nach Ramler):

Nachts, als schon der Bär am Himmel
An Bootes Hord sich drehte,
Und, entlastet von der Arbeit,
Alle Welt des Schlafes pflegte,
Kam und pochte neulich Amor
An die Thüre meines Hauses.
Wer lärmt an der Thüre? rief ich,
Und verjagt mir meine Träume? –
Thu mir auf, war Amors Antwort:
Fürchte nichts! ich bin ein Knabe,
Welcher ganz von Regen triefet,
Und im Finstern sich verirrt hat. –

Dieß bewegte mich zum Mitleid.
Schnell ergriff ich meine Lampe,
That ihm auf, fand einen Knaben,
Welcher Pfeil und Bogen führte
Und am Rücken Taubenflügel.
Hurtig setz' ich ihn zum Feuer,
Wärme seine kalten Finger
Zwischen meinen beiden Händen,
Und aus seinen gelben Locken
Drück ich ihm das Regenwasser.
Als ihn nun der Frost verlassen,
Spricht er: laß uns doch versuchen,
Ob die Sehne meines Bogens
Nicht vom Regen schlaff geworden.
Schon war sie gespannt die Sehne,
Und gleich einem Wespenstachel
Saß der Pfeil mir in dem Herzen.
Hüpfend rief er aus, und lachte:
Lieber Wirth, sey mit mir fröhlich!
Sieh' mein Bogen ist nicht schadhaft;
Aber du wirst Herzweh fühlen.

Ein artiges Gedicht auf die Nacktheit des Eros haben wir auch von Ovid (amor. I. 10. 15):

Nackt wird Venus gemalt, nackend die Götter der Liebe;
Und ein Knab' und nackt ist Amor, im Alter der Unschuld,
Ohne Gewänder, damit jeder ihn schleunigst erkennt.
Sagt, wie könnte der Knabe sich feiler Bestechung ergeben?
Fehlen ihm ja die Taschen, um Kostbarkeiten zu bergen.

Eros ist geflügelt, denn Liebe findet überall den Weg, schwingt sich über jedes Hinderniß hinaus und hat immer Eile. Dieß ist am schönsten ausgedrückt in dem altenglischen Liede, das unser Herder übersetzt hat:

Ueber die Berge,
Ueber die Quellen;
Unter den Gräbern,
Unter den Wellen;

Unter Tiefen und Seen,
In der Abgründe Steg;
Ueber Felsen, über Höhen
Find't Liebe den Weg!

In Ritzen, in Falten,
Wo der Feuerwurm nicht liegt;
In Höhlen, in Spalten,
Wo die Fliege nicht kriecht;
Wo Mücken nicht fliegen,
Und schlüpfen hinweg,
Kommt Liebe! Sie wird siegen
Und finden den Weg!

Sprecht, Amor sey nimmer
Zu fürchten, das Kind!
Lacht über ihn immer
Als Flüchtling, als blind!
Und schließt ihn durch Riegel
Vom Tagstrahl hinweg.
Durch Schlösser und Riegel
Find't Liebe den Weg!

Wenn Phönix und Adler
Sich unter euch beugt!
Wenn Drache und Tiger
Gefällig sich neigt!
Die Löwin läßt kriegen
Den Raub sich hinweg;
Aber Liebe wird siegen
Und finden sich Weg!

Nach einer antiken Dichtung (beim Athenäus) sollen einst die Götter dem Eros die Flügel genommen haben, damit er auf der Erde bleibe und nicht in den Olymp zurückfliege, weil er die Götter selbst zu sehr beunruhigt. Sie gaben aber seine Flügel der Nike oder Victoria, weil ihnen der Sieg inwohnt. Aus demselben Grunde, um sich vor den Mißhandlungen des Eros zu schützen oder ihn dafür zu bestrafen, haben ihn Künstler und

Dichter oft beim Flügel genommen, ihm die Flügel gebunden, beschnitten, ausgerupft, verbrannt, und dergleichen mehr.

So heißt es schon in einem Gedicht der griechischen Anthologie (bei Herder):

> Mutter der Liebe, du hast dem Sohne die Flügel geraubet,
> Und nun weint er, und fleht um ein phantastisches Glück.
> Gib, o gib es ihm wieder. Erzwungen-beständige Liebe
> Quält die Geliebte mehr, als sie den Liebenden quält.
> Laß ihn flattern, den Eiteln, um manche glänzende Flamme;
> Sehnend kehret er doch seiner Getreuen zurück.

Die Flügel sollten aber nicht allein die Vogelnatur des kleinen Gottes bezeichnen. Hesiod ließ ihn aus einem Ei hervorgehen. Und oft geben ihm die Dichter ein Nest. Anakreon verglich sein eigenes Herz mit einem ganzen Nest voll Eroten. Unter den Possen der neapolitanischen Volkstheater kommt unter andern das Familienleben des Amor vor. Derselbe holt alle seine Jungen aus dem Nest und lehrt sie tanzen. Es sind ihrer eine Menge vom kleinsten bis zum größten. (Mayer Neapel II. 8. 73.)

Artig heißt es in einer Grabschrift auf den italienischen Dichter Marini in Hoffmannswaldau's und andern deutschen Gedichten (VI. 92.): Cupido gab dir aus seinem eigenen Flügel eine Feder, um dich zum Dichter der Liebe zu weihen. Etwas willkürlicher ist der phantastische Gedanke in denselben Sammlungen (I. 284), Amors Flügel voll Jungfernaugen zu setzen. Auf einer Gemme bei Tassie (catalogue Nr. 6599.) kommt ein Eros mit vier Flügeln vor.

Eros führt Bogen und P f e i l. Er hat Flügel, um euch zu verfolgen, wenn ihr fliegt, und Pfeile, um euch zu besiegen, wenn ihr euch wehrt. Eros, dichteten die Alten, hat goldene Pfeile, welche Liebe bewirken, und bleierne, welche die Liebe verscheuchen. Ovid läßt (Metamorph. I. 468. ff.)

den Apoll über Eros spotten: Was soll dir, muthwilliger Knabe, eine so tapfere Waffe, Pfeil und Bogen und Köcher, die zu tragen nur unsern Schultern geziemt?

Drauf der Cypria Sohn: und trifft dein Bogen, o Phöbus,
Alles; der meinige dich! So weit dir alles, was lebet,
Nachsteht, eben so weit verschwindet dein Ruhm vor dem unsern!
Amor sprach's; und die Luft mit geschwungenen Fittigen schlagend,
Kam er in Eil', und stand auf dem schattigen Haupt des Parnassus.
Und er enthob zween Pfeile dem schmerzbeladenen Köcher,
Beide verschiedener Kraft: der scheucht, und jener erregt Gluth.
Der sie erregt, ist golden, und blinkt mit spitziger Schärfe;
Der sie verscheucht, ist stumpf, und enthält Blei unter dem Rohre.
Diesen entsandte der Gott der peneischen Nymphe; doch jenen
Schnellet' er durch die Gebein' in das innerste Mark dem Apollo.
Stracks ist einer verliebt; und den Liebenden meidet die andre.

(Nach Voß.) Oft taucht auch Eros seine Pfeile in Honig oder Feuer, um durch Liebe glücklich, in Galle und Gift, um durch Liebe unglücklich zu machen. Er taucht sie in den Trank der Unsterblichkeit, um der Liebe eine ewige Dauer und einen ewigen Ruhm zu geben. Er taucht sie in Nectar, um Liebenden die Süßigkeit des Himmels kosten zu lassen.

Daß Eros Pfeile hat, wird in der griechischen Anthologie also erklärt:

Wundert ihr euch, daß Amor den Herzen brennende Pfeile
Sendet und auf euch stürmt und der Verwundeten lacht?
War nicht seine Mutter des Kriegesgottes Geliebte?
Nicht des Vulkanus Weib? Also mit Flammen und Schwert
Gleich vertraulich. Und ihre Mutter, das stürmende Meer, brüllt
Wilde; den Vater kennt keiner der Sterblichen ja.
Also Vulcanus Weib, des Meeres Tochter, des Mavors
Buhle, sie liebt auch im Sohn Flammen und Wunden und Sturm.

Von den vielartigen Pfeilen des Eros sang Weiße:

Ich sah den Amor heut im Traume,
O Chloe! schlummern sah ich ihn,
Dort unter jenem Ahornbaume,
Der oft sein Schirmdach uns geliehn.

Sein Köcher lag halb ausgefallen:
Die Pfeile, sah ich, glichen sich,
Doch am Gefieder war von allen
Nicht einer der dem andern glich.

Der Knab erwachte, sah mich stehen,
Und sprach: Nicht wahr? du wunderst dich,
Mein Federwerk so bunt zu sehen?
Nun ist es unverbesserlich.

Mit diesem schwarzbekielten Pfeile
Schieß ich den finstern Menschenfeind:
Die Federn sind von einer Eule!
Denn die war nie dem Lichte Freund.

Für solche, die nicht Liebe fühlen,
Doch immerdar von Wollust glühn,
Ist dieser Pfeil: und mit den Kielen
Des wilden Sperlings krönt' ich ihn.

Der Adler flieget zu dem Kecken,
Zum Plauderer ein Krähenschwanz,
Und wider einen eitlen Gecken
Leiht mir der Pfau der Farben Glanz.

Dem Pfeil hier wird das Herz zum Raube,
Das treue Liebe nur beglückt:
Und aus der Brust der Turteltaube
Ward er mit Federn ausgeschmückt.

Von allen die ich dir gewiesen,
Wird der nur von mir werthgeschätzt.
Ach, rief ich, Amor, ach, durch diesen
Hast du für Chloen mich verletzt.

Eros als Schleifer, emsig beschäftigt, seine Pfeile zu spitzen; in der Schmiede des Vulkan. Eros prüft mit dem Finger die Spitze seines Pfeils (berühmtes Bild von Mengs). Er schnitzt sich Pfeile und befiedert sie. Er versteckt den Pfeil hinter seinem Rücken. Er holt einen Pfeil aus seinem Köcher und blickt dabei hinter sich mit einer schönen Wendung des Halses.

Er droht mit dem Pfeil, zielt schalkhaft, zielt ernstlich und mit großem Feuer, reitet auf einem Bock und zielt zugleich mit wilder Gebärde; fliegt in der Luft und zielt von oben herab. Amor als Sieger auf dem Schlachtfeld der Liebe. Ringsumher liegen Könige und Königinnen, Helden und Damen, Leute jedes Standes, alle mit einem Pfeil durchbohrt.

Von den Pfeilen des Eros sang Anakreon (nach Ramlers Uebersetzung):

Cytherens Ehmann schmiedet
In der Feueresse Lemnens
Pfeile für die Liebesgötter
Von dem allerfeinsten Stahle;
Und der Pfeile Spitzen tauchet
Venus in den süßen Honig,

Den ihr Sohn mit Galle mischet.
Einst kömmt Mars aus einem Treffen,
Schwenket eine schwere Lanze,
Und verspottet Amors Pfeile.
„Dieser hier ist schwer," spricht Amor:
„Nimm ihn nur, du wirst's erfahren."
Mavors nimmt ihn in die Hände:
Aber Cytherea lächelt,
Und der Kriegesgott erseufzet:
Der ist schwer! — Da! nimm ihn wieder.
„Nein! behalt' ihn nur," spricht Amor.

Daß aber des Eros Pfeil nicht schmerze, daß man glücklich sey, ihn im Herzen zu tragen, davon sang Herder:

Nicht mit dem Bleigeschoß, mit dem goldnen Pfeile der Freundschaft
Traf die Liebe mein Herz, traf es im Innersten mir,
Und ich trage den Pfeil, und werd' im Herzen ihn tragen,
Bis ihn des Todesgeschoß selbst mit dem Herzen zerbricht.

Zuweilen wird Eros, wenn er zu muthwillig Schaden stiftet, durch seine Mutter oder durch die Grazien der

Waffen beraubt oder mit seinem eigenen Bogen geschlagen. Weinend hält er den zerbrochenen Bogen in der Hand.

Eros führt auch die Fackel. Als erstgeborner Gott leuchtet er mit seiner Fackel ins dunkle Chaos. Er bedeutet das belebende Princip; seine Fackel ist das Urfeuer. Wie er (nach Pausanias IX. 27. 2.) zugleich der älteste und der jüngste unter den Göttern ist, so erinnert auch die Fackel in seiner Hand an die der aufsteigenden und sinkenden Jahres- und Tagesgottheiten, an die hochflammende und an die gesenkte und verlöschende Fackel auf den Darstellungen des Mithra-Opfers (in Bezug auf das Jahr) und an die erhobene und gesenkte Fackel der Aurora oder des Hesperos (in Bezug auf den Tag). An des Eros ältester Fackel scheinen alle andern Götterfackeln ursprünglich entzündet zu seyn und sein Feuer ist es, das in allen flammt, das allgemeine Lebensfeuer. Doch verstand man zuletzt darunter nur im engern Sinne das Feuer der Liebe in Bezug auf die Geschlechter. Insofern nun ist die Fackel des Eros auf geschnittenen Steinen, Basreliefs ꝛc. der Alten ein sehr oft vorkommendes Motiv. Hymen, der Gott der Ehe, zündet seine Fackel an Amors Fackel an. Amor senkt seine Fackel oder löscht sie aus (das Ende der Liebe). Er bläst die halberloschene Fackel von neuem an. Er hält grausam einen Schmetterling (die Seele) oder ein Herz in die Flamme seiner Fackel. Er verbrennt Spolien der von ihm Besiegten. Er steckt ein Haus in Brand. Er zündet seine Fackel an den Augen eines schönen Mädchens an (nach Tibull). Er verbrennt die Welt (nach Thorwaldsen). Am schönsten ist die Fackel des Eros in dem bekannten Epigramm aufgefaßt:

Konntest mit deiner Flamme du nicht zwei Herzen entzünden,
Liebe, so nimm sie auch mir, oder verbrenne mich ganz.

Aeußerst sinnreich ist der Gedanke der griechischen Anthologie, daß eine warme Quelle ihre Wärme von der Fackel des Eros erhalten habe:

Unter dem Ahorn hier lag einst in lieblichem Schlummer
Amor; die Fackel lag neben die Quelle gesenkt.
Siehe, da sprachen die Nymphen: „was sollen wir thun mit der Fackel?
Löschen wollen wir sie! kühlen der Sterblichen Herz!"
Und sie tauchten sie nieder; da mischten sich Wellen und Liebe;
Liebende Nymphen, ihr strömt selber nun wallende Gluth.

Derselbe Gedanke wiederholt sich noch in einem andern Gedichte derselben Anthologie:

Amor und Cypris badeten hier in der lieblichen Quelle:
Amor scherzte darin, tauchte die Fackel hinein,
Siehe da mischten sich Funken der Liebe zur glänzenden Welle
Und von der Göttin floß süßer ambrosischer Duft.
Immer noch blinkt und duftet die Quelle von rosiger Liebe:
Amor und Paphia, sie baden noch immer in ihr.

Eros erscheint als Blinder. Die Liebe ist blind, ein uraltes Sprüchwort. Darum wird Amor mit verbundenen Augen dargestellt. Er spielt zuweilen mit Nymphen Blindekuh. Eine Nymphe hält ihm die Augen zu. Oder er selbst ist sehend und führt einen Blinden.

Einer artigen talmudistischen Fabel zufolge fingen einst zwei fromme Juden den Amor, um die Welt von ihm zu erlösen. Von Stund' an legten aber die Hühner keine Eier mehr, und um einem Kranken zu helfen, der nur durch den Genuß von Eiern geheilt werden konnte, beschlossen die Juden, den Amor nicht zu tödten, sondern wieder frei zu lassen, stachen ihm aber zuvor die Augen aus (Historisches Rosengebüsch 1710. S. 741).

Sehr gut ist folgende Dichtung von Langbein:

Die Klugheit hatte, da sie noch
Ein junges Mädchen war,

Oft mit dem Liebesgott Verkehr;
Sie scherzten hin, sie scherzten her,
Wie ein verlobtes Paar.

Ein Kettchen muntrer Spiele flocht
Sich in ihr Freundschaftsband.
Auf solche Weise trug sich's zu,
Daß einst das Spiel der blinden Kuh
Der Kinder Witz erfand.

„Komm, binde mir die Augen fest!"
Gebot der kleine Mann:
„Und sieh, nun mußt du auf den Zeh'n
Den armen Blinden rings umgehn,
Bis er dich fassen kann."

Gesagt, geschehen! Mit Nacht umzog
Ein Tuch der Augen Glanz.
Dann floh das Mädchen blitzgeschwind,
Und schwebte, wie ein Frühlingswind,
Dahin im leisen Tanz.

Der Blinde griff wohl rechts und links
Rasch in die leere Luft;
Er tappte dort, er tappte hier,
Doch trennte leider ihn von ihr
Stets eine weite Kluft.

So währt bis diesen Tag das Spiel,
Als fing es heut erst an.
Des Liebesgottes Aug umzieht
Noch Finsterniß, und ewig flieht
Die Klugheit seine Bahn.

Nicht übel ist auch ein Epigramm von Conz auf die Blindheit des Eros:

Amor, ihr Blinden, sey blind? Wo trifft auch ein Schütze, wie er trifft?
Kennt er durch Himmel und Erd' und durch die Hölle nicht selbst
Weg' und Stege, die heimlichsten, überall? — Aber bezwingbar
Keiner Red' ist sein Ohr: Taub ja ist Amor; nicht blind!

Es ist merkwürdig, daß die Griechen und Römer nie daran gedacht haben, den Eros auch weiblich zu denken. Wurde auch Eros Protogonos doppelgeschlechtlich gedacht, als das Urwesen, das aus dem Chaos hervorging, so findet dieser mystische Begriff keine Anwendung mehr auf den eigentlichen Liebesgott im spätern Sinne. Psyche als Gefährtin des Eros ist nicht er selbst, und eben so ist Venus, seine Mutter, von ihm verschieden. Von einer innigen Verbindung eines männlichen und weiblichen Eros, wie bei den Indern (wovon wir später handeln werden), findet sich im alten Hellas keine Spur. Erst in der christlich romantischen Zeit faßten die provenzalischen Troubadours den amore als weibliches Wesen auf und machten ihn zu einer seltsamen Amazone, statt des Pfeiles mit einer Lanze ausgerüstet. (Diez Poesie der Troubadours S. 139.)

Die Alten haben in einigen Fällen den Eros in Mißgestalten verzerrt, in symbolischer Beziehung oder aus reinem Humor. So kommt er vor, den himmlischen Schützen im Thierkreise darstellend, oben als Eros, unten in einen Scorpionschwanz endigend und statt der Flügel mit Krebsscheeren versehen. Man mag sich darunter die Sommer = und Herbstzeit glücklicher Liebe denken. Auf einem bekannten antiken Wandgemälde sehen wir ihn auch als einen kleinen Kentauren, den großen Kentauren in einem Entführungskampfe beistehend.

Eros hieß bei den Römern Amor, die Liebe, oder in etwas minder edelm Sinne Cupido, die Begierde. Auch die Griechen gaben dem Eros zuweilen den Pothos (Begierde) zum Gefährten, doch ohne sie so häufig zu verwechseln, wie die rohern Römer. Dagegen gesellten ihm die Griechen auch den Himeros (die Sehnsucht) zu. Noch

unentbehrlicher aber ist ihm, wie oben schon gesagt wurde, Anteros. Dieser muß unterschieden werden von Dyseros, dessen Servius zu Virgils Aeneide IV. 520 gedenkt, und der die Versagung der Liebe bedeutet. Anteros ist nicht dasselbe, nicht das Gegentheil der Liebe, sondern die eifersüchtige, nebenbuhlerische Liebe. Uebrigens wird er wie Eros dargestellt und zwei mit einander kämpfende Eroten bezeichnen bei den Alten immer den Eros und Anteros. Das lebhafteste Bild dieses Kampfes zeigen sie uns in einer antiken Darstellung, indem sie um eine Taube mit einander ringen und einer den andern wüthend in den Arm beißt. Ein andermal kämpfen sie um eine Palme, die hier überhaupt das Sinnbild des Sieges ist (öfter auf Gemmen und bei Pausanias VI. 23. 4). Außer den gewöhnlichen Kämpfen, Wettspielen, Wettrennen ꝛc. der Eroten auf Gemmen kommen auch andere kleine Gruppirungen vor, in denen das Verhältniß des Eros zum Anteros geistreich ausgedrückt scheint. Einer geht traurig davon, der andere lacht. Einer studirt emsig, der andere schläft. Einer zieht dem andern einen Dorn aus dem Fuß. Einer legt den Finger auf den Mund und gebietet dem andern Stille. Einer schreckt den andern mit einer Maske. Beide schleppen an einem schweren Füllhorn ꝛc. Der Ursprung des Anteros ist am schönsten erzählt von Porphyrius: Eros blieb so klein, wie er geboren war, und konnte nicht wachsen, bis seine Mutter sich bei der Themis Raths erholte, die ihr rieth, ihm einen Gespielen zu geben. Dieser Gespiele wurde nun Anteros, den Venus mit dem Mars, dem Kriegsgott, zeugte. (Vergleiche Cicero de natura deorum III. 23). Von diesem beständig gereizt und geneckt, nahm Eros täglich zu an Wachsthum und Größe. Der Sinn ist klar: Liebe wächst durch Eifersucht. — Daß Anteros auch die Gegenliebe bedeute, obwohl diese Be-

deutung immer eine untergeordnete bleibt, geht aus Pausanias I. 30. 1. hervor, denn es heißt hier: zu Athen sey ein Anteros als Rächer der Liebe verehrt worden, nachdem sich Timagoras aus Liebe zu Meles von einem Felsen, und bald darauf Meles selbst aus Reue von demselben Felsen herabgestürzt habe. In ähnlicher Weise ist auch eine von Herder mitgetheilte Mythe gedichtet:

Als einst die Mutter der Anmuth
Den Knaben Amor gebar,
Bekränzt er, ein einziges Söhnchen,
Mit Rosen sein lockiges Haar.

Er schuf nur Qualen den Herzen;
Die zarte, süßere Pflicht,
Mit Liebe Liebe zu lohnen,
Die kannte der Flüchtige nicht.

Und manche beleidigte Göttin,
Und mancher beleidigte Gott,
Sie zürnten alle dem Knaben
Und schufen ihm Flügel zum Spott.

Bis einst Urania selber
Ein schöneres Mittel ersann;
Sie ward zur Welle des Meeres
Und blickte den Lieblichen an.

Er sieht im Meere sein Bildniß,
Und wird von Liebe beseelt;
Und fühlt nun selber die Schmerzen,
Mit denen er andre gequält.

Umfangen will er das Wahnbild,
Ihm in der Welle so nah,
Und sieh! sein schönerer Bruder
Steht vor dem Liebenden da.

„Wer bist du?" spricht er verwirret,
„Du selbst, dein Bruder bin ich!

Laß uns versuchen im Kampfe;
Vielleicht besiegest du mich."

Und seitdem ringen die beiden
Der Liebe mächtigen Streit;
Wo einer Herzen verwundet,
Ist nie der andere weit.

Wo Liebe, schaffende Liebe
Hinschaut mit zaubernde[m] Blick,
Kommt ihr vom Bilde des Anschauns
Die Gegenliebe zurück.

Hier ist Anteros ausschließlich die Gegenliebe, und der Sinn ist sehr schön. Aber insgemein war Anteros bei den Alten die nebenbuhlerische und nicht die Gegenliebe. Dieß geht schon aus den vielen antiken Bildern hervor, in welchen Wettkämpfe, Wettrennen ꝛc. mehrerer Eroten dargestellt werden.

Uebrigens bedeuten die Eroten, wenn sie in der Mehrzahl vorkommen, mit einander spielen, einander helfen ꝛc., die ganze Mannichfaltigkeit der Reize und Scherze, welche die Begleiter der Liebe sind. Hierbei hat die Phantasie den freiesten Spielraum. Bei der Toilette trägt jeder Eros irgend eine Kleinigkeit herbei, bei Plünderungen und Entwaffnungen nimmt jeder irgend etwas hinweg. Viele vereinigen sich zur Bezwingung eines Feindes, z. B. eines Satyrs und dergl. Durch besondere Attribute oder Beschäftigungen der Eroten wird oft der Stand des Liebhabers bezeichnet oder die Stätte der Liebe, oder irgend ein besonderer Umstand. So können die in einer Schusterwerkstätte beschäftigten, auf einem Wandbild zu Pompeji vorkommenden Eroten (gleich einem andern in Marmor gehauenen, der auf einem Fuße reitet) die Schönheit eines Fußes bedeuten, für den Eros selbst die Schuhe macht. Oder sie können bedeuten, daß hier ein

glücklicher Schuster wohnte. Man hat diesen und ähnlichen Eroten ihre Beziehung auf die Liebe ganz abstreiten und sie nur zu Genien des Handwerks machen wollen, aber schon Zoega hat sich mit gutem Grund und richtigem Gefühl gegen diese Einschränkung erklärt. (Bass. II. 184.)

Zu den gewöhnlichen Gefährten des Eros gehört auch Jokos, der Scherz, und gehören die sogenannten bacchischen Genien oder bacchischen Eroten, die, Kinder wie er, oder er eigentlich selbst, nur mit Weinreben bekränzt die Verbindung der Liebe mit dem Wein ausdrücken. Davon mehr nachher, wenn wir überhaupt von der Beziehung des Eros zum bacchischen Kreise sprechen werden.

Auch mit Hymen, dem Gott der Ehe, kommt Eros häufig in Verbindung, aber meistens nur wie eine Wache, die von der andern abgelöst wird.

Eros und Aphrodite, Amor und Venus, das Kind und die Mutter der Liebe, bilden die natürlichste Gruppe und gehören zu den häufigsten und reizendsten Bildern des Alterthums. Der einfachste Sinn dieser Gruppe ist: ohne Schönheit keine Liebe, man liebt nur das Schöne, Schönheit ist die Mutter aller Liebe. Sofern aber durch diese Gruppe fast immer auf symbolische Weise irgend ein zärtliches Verhältniß unter Sterblichen ausgedrückt wird, muß man sich den Eros meist als den Stellvertreter des liebenden Theiles denken. Wenn er z. B. seine Mutter um etwas bittet, oder wenn sie ihm zürnt und ihn straft, so bedeutet sie die Liebe, als Gottheit gedacht, er aber bedeutet nur den Liebhaber. Und auch, wenn sie ihm schmeichelt, ihn pflegt rc., muß darunter das Glück, das dem Liebhaber zu Theil wird, verstanden werden. Doch sind von diesen symbolischen Beziehungen die rein mythischen zu unterscheiden. Wenn Eros

seiner Mutter trotzt und sie ihre liebe Noth mit ihm hat, so repräsentirt er selbst die Gottheit der Liebe, die sich über alles hinwegsetzt und hinwegsetzen darf, und seine Mutter ist dann nur sein Supplement, beide sind die innerhalb derselben Gottheit einander entgegengesetzten Eigenschaften des wilden Feuers und der zarten Milde. Er ist mehr die sinnliche Begierde, sie mehr die himmlische Liebe.

Auf einer Gemme bei Lippert liegt Eros noch als Säugling an der Brust seiner Mutter. Auf einem Bilde von Franceschini schläft er auf der Mutter Schooß. Weit öfter sieht man ihn die Mutter liebkosen, mit ihr spielen und scherzen, oder beschäftigt bei ihrer Toilette. Er hält ihr den Spiegel vor, bringt ihr den Gürtel der Anmuth ꝛc. Zuweilen neckt sie ihn und hält Pfeil und Bogen in die Höhe, nach denen er vergeblich die kleinen Arme ausstreckt. Einmal bindet sie ihm die Augen zu (schönes Bild von Titian) oder die Flügel zusammen (Bild von Lebrun). Einmal straft sie ihn. Die Neuern haben diese Scherze zuweilen bis zur Abgeschmacktheit getrieben, z. B. auf einem Bilde wird Amor von seiner Mutter gekämmt. Eher noch lassen sich die derben Schläge, die Rubens seinem Amor auf den hochgerötheten Hintern geben läßt, komisch rechtfertigen.

Das altmodische Gedicht Hoffmannswaldau's, das von dieser Strafe des Amor handelt, ist ziemlich artig.

Und ob die Mutter zwar
Vielmaal das lose Kind zu straffen willens war,
So wust es dennoch stets ihr artlich zu entkommen;
Nur einmal, als der dieb den gürtel ihr genommen,
Ließ sie ihn eine Frucht aus Cirus garten schaun,
Und fordert ihn zu ihr. Erst wollt er wohl nicht traun,
Dennoch gelüstet ihn den güldnen Ball zu kriegen,
Fieng also freundlich an die Achseln einzuschmiegen,

Schwang sich zu ihrer Schooß ins blanke sternenhaus,
Und breitete wie weit die regen Flügel aus,
Die durch und durch bestreut mit jungfern=augen waren,
Gleich als ein Pfauenschwantz. Mit seinen güldnen Haaren
Verwickelt er sich ihr und ihren marmelarm,
Sein Leib war finger=nackt, und doch nichts minder warm,
Von sonn und Hitze braun. Viel hertzen voller Wunden
Hatt er ihm in ein tuch von scharlach eingebunden,
Die sein blutrünstig pfeil, der an der seite hieng,
So greulich zugericht. Allein, alsbald empfieng
Die schlaue mutter ihn mit einer rosen ruthen,
Daß beyder backen ihm fieng häuffig an zu bluten.

Feiner fühlte Correggio, der die Venus nur malte, wie sie dem Eros Bogen und Pfeil wegnimmt und zum Scherze vorenthält. Dasselbe Motiv kommt oft auf Gemmen vor.

Eines der lieblichsten poetischen Motive des classischen Alterthums ist der von der Biene gestochene Eros. Anakreon sang davon (nach Ramlers Uebersetzung):

Cupido fand ein Bienlein
In einer Rose schlafen,
Und ward von ihm gestochen.
Kaum fühlt er sich am Finger
Der kleinen Hand verwundet,
So lief, so flog er weinend
Hin zu der schönen Cypris:
„O weh! o weh! ich sterbe.
Ich bin gebissen worden
Von einer kleinen Schlange,
Die aber Flügel hatte:
Der Landmann nennt sie Biene."
Da sprach sie: Macht der Stachel
Der Biene solche Schmerzen:
Wie meinst du, daß es schmerze,
Wann du, mein Sohn, verwundest.

Dieß wurde nachgeahmt von Theokrit (Uebersetzung von Voß):

Einst ward Eros, der Dieb, von der zornigen Biene gestochen,
Als er Honig dem Korb' entwendete. Vorn an den Händen
Hatte sie all ihm die Finger durchbohrt; und er blies sich die Hände,
Schmerzvoll, sprang auf den Boden, und stampfete. Jetzo der Kypris
Zeigt er das schwellende Weh, und jammerte, daß so ein kleines
Thierchen die Biene nur sey, und wie mächtige Wunden sie mache.
Lächelnd die Mutter darauf: Bist du nicht ähnlich den Bienlein?
Schaue wie klein du bist, und wie mächtige Wunden du machest!

Auch der spanische Dichter Estevan Manuel de Villegas hat den Eros mit den Bienen, aber wieder in anderer Weise verbunden (Hoffmanns Blüthen spanischer Poesie):

An einem Rosenstocke
Sich Bien' und Amor treffen,
Die beiden Plagegeister
Der Blumen und der Herzen.
Mit Pfeilen hat der Knabe
Den Köcher wohl versehen,
Die schärfste Spitze führet
Der Stachel des Insectes.
Die Biene mit Gesumme
In Kreisen sich erhebet,
Und er, der Lose, kichert
Und trüllt sich tausend Verschen.
Allein bald finden Rache
Die Blumen wie die Herzen;
Er geht hinweg verwundet,
Und sie bleibt todt zur Stelle.

Auch unser deutscher Dichter Moscherosch hat im 17ten Jahrhundert diesen berühmten Bienenstich besungen, aber in der rohen Weise jener Zeit. Eros bekommt da noch obendrein Schläge. Giorgione hat den über den Bienenstich klagenden Eros gemalt. — Moderner erscheint die Vorstellung des kranken Eros, den seine Mutter besucht und tröstet.

Conz bringt den Eros mit den Bienen in folgende Verbindung:

> Als wir tiefer kamen ins Dunkel des heiligen Haines,
> Lag wie ein purpurnes Aepfelchen hold, der Knabe Cytherens,
> Ab den Bogen gelegt und den pfeilverwahrenden Köcher;
> Diese hingen am Baum, vom säuselnden Laube geborgen;
> Lächelnd lag er vom Schlummer umstrickt, auf Blättern von Rosen;
> Röthliche Bienlein umkrochen des Schlafenden wächserne Lippen,
> Krochen hinein und heraus und sogen den Honig der Liebe.

Hat sich die Mutter auch zuweilen über den muthwilligen Knaben zu beschweren, und muß sie ihn auch oft (als mater saeva cupidinum) hart strafen, so liebt sie ihn doch mehr als sich selbst. Dieß ist am glücklichsten ausgedrückt in dem schönen Gedicht von Moschos „der entlaufene Eros" (übersetzt von Jacobs):

> Nach dem entflohenen Sohne, dem Eros, rufte Kythere:
> Wenn auf dem Kreuzweg einer den irrenden Eros erblickt hat,
> Mir entlief er; Belohnung empfängt, wer Nachricht ertheilet.
> Kypriens Kuß wird Lohn ihm dafür; doch bringst du ihn selber,
> Nicht ein Kuß nur allein, nein, Größeres ist dir bestimmt dann.
> Merkbar ist er genug, und vor zwanzigen allen zu kennen.
> Nicht weiß schimmert die Haut, nein, lodernd dem Feuer vergleichbar.
> Stechend und flammend das Aug'; das Gemüth schlimm; lieblich die Rede.
> Anderes denkt er und spricht viel Anderes; Honig die Stimme;
> Aber der Sinn, wenn zürnend, ein grausamer; schlimmen Betrugs voll;
> Niemals wahr; stets sinnend auf List und verderbliches Spielwerk.
> Schön wohl ist er gelockt, voll Frechheit aber das Antlitz.
> Klein nur sind ihm die Händchen und zart, doch schleudert er fernhin,
> Bis zu dem Acheron schleudert er hin, und des Aides König.
> Nackt zwar hält er den Leib, doch rundum hüllt er den Sinn ein.
> Gleich wie ein Vogel beschwingt, heimsuchet er diesen und jenen,

Männer und Frauen nach Lust, und nistet sich tief in der Brust
ein.
Klein nur ist sein Bogen, und klein auf dem Bogen der Pfeil
ihm;
Klein nur ist sein Pfeil, doch dringet er bis zu dem Aether.
Unter dem Arm hängt golden ein Köcherchen; aber die bittern
Pfeile bewahrt er darin, die mich selbst öfters verwunden.
Arg ist alles an ihm; am schrecklichsten aber die kleine
Fackel des Knaben, mit der er den Helios selber entflammt hat.
Findest du diesen, so greif und fess'le ihn sonder Erbarmen.
Siehst du ihn weinen, so hüte dich wohl vor des Falschen Berückung.
Lacht er, so schlepp' ihn weiter, und bietet er liebliche Küsse,
Weis' ihn zurück; schlimm ist sein Kuß, und giftig die Lippen,
Sagt er vielleicht: „Nimm dieß; ich schenke dir meine Bewaffnung!"
Nicht sie berührt! Schlimm täuscht das Geschenk; denn in Flammen
getaucht ist's.

Diese schöne Dichtung vom verlornen Amor hat Tasso und auch noch ein anderer italienischer Dichter, Fierenzuola, frei nachgeahmt.

Aeußerst lieblich sind die Bilder der siegreichen, glücklichen, fröhlichen Liebe, in denen Eros und Aphrodite ungetrübt ihrer Macht sich freuen. Schon bei seiner Geburt, sagt Nonnus, durchbrach Eros ungeduldig seiner Mutter Schooß, schwang sich mit seinen kleinen Flügeln auf, und flog — in die Arme der glücklichen Mutter. Auf einer Vase bei Millingen tragen Eroten triumphirend die Göttin der Liebe empor. Auf antiken Steinen schmückt Aphrodite ihren geliebten Knaben mit dem Helm, reicht ihm den Apfel, das Symbol des Liebesglückes ꝛc. Auf einer Gemme bei Gorius setzt Venus den Fuß auf die Hand des Eros. Das will sagen: wie mächtig auch die Schönheit an sich ist, so wird sie doch noch mächtiger durch die Liebe.

Auch als Wächter erscheint Amor bei seiner Mutter. Sie schlummert, ein Satyr belauscht sie, aber Eros deckt sie schamhaft zu (Antikes Relief des Grafen von Pembroke). Bei den Liebkosungen, die seine Mutter andern gewährt, zuzusehen, würde sich nicht schicken. Daher schläft Amor auf dem Schilde des Mars, als dieser die Venus umarmt.

Eros bei der Toilette. Die Liebe verschönt alles und ist das natürlichste Motiv des Putzes. Eros wird daher wie bei seiner eigenen Mutter, so überhaupt bei den Damen als Genius der Toilette dargestellt, bringt den Putz herbei und hilft ihn anlegen. Tizian malte ihn, wie er der Venus einen Spiegel vorhält. Er kommt aber bei Malern und Dichtern fast mit allen Theilen des Damenanzuges in Berührung. Amor holt das Diadem, krönt damit die Schöne; oder statt des Diadems in modernen Bildern das Häubchen. Gar artig ist der Gedanke, daß Amor in einem leichten Morgenhäubchen sich schaukelt. Ferner hat er viel mit Spiegeln zu thun, und mit Schmucksachen. Er prüft die Aechtheit eines Schmuckes. Er selbst fügt einen Schmuck zusammen. Er schüttet einer Nymphe Perlen in den Schooß. Er bringt den Gürtel der Grazien oder er löst leise den Gürtel auf. Er verschanzt sich hinter einem modernen Schnürleibchen. Er lauscht hinter einem Schürzchen. Er schläft in den Falten einer Schleppe. Er bindet einer Schönen die Schuhe, auf einem andern Bilde sogar die Schlittschuhe. Berühmt ist das antike Bild eines verhältnißmäßig kolossalen Fußes, auf dem ein kleiner Eros reitet.

Der italienische Dichter Murtola verglich den Eros sehr sinnreich mit den Augen einer Schönen (übersetzt in den auserlesenen Gedichten Hoffmannswaldau's und anderer Deutschen V. 242):

In Daphnens schönen Augen
Wird Amor uns gar artig vorgestellt.
Das reine Licht, so hier durch enge cirkel fällt,
Kan ihm zu seiner Fackel taugen.

Die sternen hat er ihm zum bogen auserwehlt,
Die Pfeile schnizet er aus ihren scharffen bliken;
Und daß es endlich auch an keinen Flügeln fehlt,
So müssen sich dazu die augen-lieder schiken.

In einem andern kleinen Gedicht vergleicht derselbe Sänger den Amor auch mit einer Rose, deren Blätter seine Flügel, deren Dornen seine Pfeile, deren Gluth seine Fackel ꝛc.

Der italienische Dichter Zappi läßt eine Unzahl kleiner Eroten wie einen Bienenschwarm über seine Schöne herfallen. Sie hängen sich in ihr Haar, zwei steigen mit ihren lodernden Fackeln in ihre Augen, zwei verstecken sich hinter ihre Augenbrauen und schießen von denselben, wie von ihren Bogen, die Pfeile ab ꝛc. Der kleinste verkriecht sich in ihren Busen.

Ueber den Ursprung des Grübchens im Kinn hat Hagedorn eine sehr artige Mythe gedichtet. Amor wählt unter den jungen Frauenzimmern diejenigen aus, die ihm selbst am reizendsten und anmuthigsten erscheinen und bezeichnet sie — durch das Grübchen im Kinn.

Indem er drauf, die er sich ausgewählt,
Den Würden nach, vertheilet, stellt und zählt,
Bezeichnet er, die ihm recht artig scheinen,
Der Nymphen Kern, die Lust und Witz vereinen,
Und ihren Ruhm bewährt ein Liebespfand,
Ein neuer Reiz, ein Werk von seiner Hand:
Denn jedem Kinn, das seine Wahl beglücket,
Wird von ihm selbst das Grübchen eingedrücket,
Das, wie man weiß, nur solche Schönen ziert,
Durch die noch jetzt der schlaue Gott regiert,

Durch die sein Recht sich ewig kräftig zeiget,
Den Neid beschämt, und täglich höher steiget;
An welchen man der Anmuth höchsten Werth,
Und Amorn selbst in ihren Grübchen ehrt.
Die jederzeit durch dieses Vorzugszeichen
Die schönsten sind, und dir, o Phyllis, gleichen.

Andere Liebesdienste. Eros vertritt bei Liebenden die Stelle des Liebesboten, des Zuträgers, des Kupplers, des Helfers, Dieners und Wächters. Er leitet den blinden Liebhaber, er ermuntert den Zaghaften, er zieht ihn mit Gewalt herbei, er dient den verliebten Göttern als Wagenlenker. Er überredet, überlistet, bittet und schreckt die spröden Nymphen. Er hilft dienstfertig den Helden entwaffnen, die Schönen entkleiden. Die spätern Maler brachten bei solchen Gelegenheiten gern etwas zu viele Eroten an, was alle Illusion stört. Besonders geschäftig sehen wir sie in dem berühmten Frescobild „Alexander und Roxane" von Sodoma in der Farnesiana zu Rom. Indem Roxane verschämt dasitzend ihren königlichen Bräutigam erwartet und keusch die Knie zusammenschließt, bemüht sich ein gar kleiner Eros aus Leibeskräften, sie ihr von einander zu schieben. Und überall leisten andere Eroten andere Dienste oder erfüllen lauschend den Hintergrund.

Der Muthwille des Eros darf aber nicht zu weit gehen, denn er ist nicht der Gott der rohen thierischen, sondern der zarten psychischen Liebe. Daher ziemt ihm die Schamhaftigkeit. Er legt den Finger auf den Mund zum Zeichen seiner Verschwiegenheit; er zieht den Vorhang zu; er löscht das Licht aus. Goethe zeichnet ihn einmal, wie er sich die Augen mit beiden Händen zuhält, um nicht zu sehen, was die Liebenden thun. Ein wenig kokett.

Noch andere kleine Dienste Amors. Er ist sehr eilfertig zu helfen, kommt hurtig mit einer Lampe, mit Schlüsseln, mit einer Leiter. Er zündet eine Kerze an der andern an. Er hütet einen kochenden Topf (sinnig; dagegen ist das Bild eines Amor, der den Ofen heizt, gemein). Amor in der Küche. Amor als Arzt, gibt eine Arznei ein. Amor als Oculist, macht einen Blinden sehend. Amor als Tanzmeister mit der Geige, lehrt einem Tölpel die Anmuth. Amor lehrt ein Kind lesen. Amor wiegt ein Kind. Amor unter einer Menge unschuldiger kleiner Mädchen.

Wie Eroten dem schüchternen Liebhaber beistehen, malt ein artiges Gedicht von J. G. Jacobi:

> Ihm entfliehen will die Spröde,
> Ihn verachten soll ihr Blick;
> Doch der Jüngling, nicht mehr blöde,
> Hält die Schäferin zurück.
>
> Fliehen kann sie nicht; es haben
> Ihren Bogen, aufgespannt,
> Rings um sie die Götterknaben
> In der rächerischen Hand.
>
> Küssen muß sie nun den Hirten,
> Und ein wollustvolles Ach!
> Unter sanftbewegten Myrthen
> Seufzet Philomele nach.

Eros und die Charitinnen, Amor und die Grazien. Die Grazien sind die Gefährtinnen und Dienerinnen der Venus und bedeuten die sittliche Anmuth, die Scham, die der Sinnlichkeit einen noch höhern Reiz verleiht, indem sie dieselbe mäßigt. Der schalkhafte Amor also steht zu ihnen in einer sehr nahen Beziehung, und Dichtkunst und bildende Künste haben gewetteifert, die liebliche Gruppe der drei Grazien mit dem Amor zu verbinden. Am einfachsten und edel=

sten Thorwaldsen, auf dessen schönem Basrelief die Grazien den Amor mit Blumenguirlanden fesseln. Andere Bilder sind: Amor in der Schule der Grazien, Amor schlafend von den Grazien scheu und doch liebreich betrachtet; Amor in den Armen der Grazien, die er zu entzücken und zu gewinnen sucht; Amor, der den Grazien, die ihn festhalten, sich entwindet; einmal setzt Amor einer Grazie den Helm auf (ein sehr schöner Gedanke). Amor auf Blumenguirlanden von den Grazien geschaukelt. In der sogenannten Schäferpoesie sind diese und ähnliche Motive und unzählige andere minder glückliche bis zum Unerträglichen abgenutzt worden.

Am anmuthigsten ist Amor unter den Grazien von Wieland geschildert worden. Die Grazien finden den schlummernden Amor:

Wie schön es ist! wie roth sein kleiner Mund!
Die gelben Locken wie kraus! Sein weißer Arm wie rund!
O! seht! es lächelt im Schlaf! Und Grübchen in beiden Wangen,
Indem es lächelt — Aglaja, wir müssen es fangen!
Eh' es erwacht und uns entfliegt! — Es fangen
Du kleine Närrin! und was
Damit machen? — Welche Frag' ist das!
Kurzweil, liebe Schwester, soll's uns machen,
Mit uns spielen, scherzen, singen, lachen,
Schwestern, meint ihr nicht?
Seht, o seht ihm nur recht ins Gesicht!
Unschuld lacht aus jedem Zug und Freude.
O! gewiß, es thut uns nichts zu Leide;
Oder meinet ihr nicht?

Aber, o Diana! — rief die kleinste der Schwestern, was seh ich? Einen Bogen, und einen Köcher voll kleiner goldener Pfeile, unter den Blumen verstreut. Mir schauert!

O! Schwestern, wenn es Amor wäre!
Wie würd' es uns ergehn!

Nein! Schwesterchen, nein! Zum Amor ist's zu schön!
Wo hast du ein Gesichtchen gesehn
Wie dieß? Es machte Mädchen Ehre!
Der kleine Drache sollt' es seyn,
Von dem die Mutter spricht, er nähre
Von Mädchenherzen sich? Nein, Pasithea, nein!
Es schreckte, wenn es Amor wäre,
Und dieß ist lauter Reiz; es kann nicht Amor seyn.

Aber, wenn es Amor wäre! wiederholte Pasithea; das sicherste ist, wir fliehen. — Schwestern, erwiederte jene, mir fällt was ein;

Wie wenn wir ihn mit Blumen bänden?
Ihn um und um an Arm und Bein
Mit Fesseln von Epheu und Rosen umwänden?
Dann möcht es immer Amor seyn!
Er möchte zappeln, wüthen, dräun,
Wir hätten ihn in unsern Händen!
Wir würden seine Pfeile zerbrechen,
Und ließen ihn nicht frei, er müßt' uns erst versprechen,
Fromm wie ein Lamm zu seyn.

Der Einfall gefiel den Schwestern. Sie nahmen ihre Kränze ab, flochten noch frische dazu, und umwickelten ihm Arme und Flügel und Füße so gut damit, daß alle Stärke dieses kleinen Bezwingers der Götter und der Menschen nicht vermögend war, sich loszureißen, als er erwachte. — Sie hatten sich hinter einer Rosenhecke verborgen, um sein Erwachen zu belauschen. Aber sie ließen ihn nicht lang im Wunder, wer ihm den losen Streich gespielt habe. Ihr Lachen verrieth sie. Amor erblickte sie hinter der Hecke, und sein Herz hüpfte vor Freude; denn so liebliche Mädchen hat er nie gesehen, seit er Amor war. Er rief ihnen in dem Tone, den er annimmt, wenn er verführen will, zu:

Schöne Nymphen, o helft mir armen Knaben!
Laufet nicht davon!

Ich bin Amor, Cythereens Sohn,
Der sich hier in euerm Hain verlief.
Faunen müssen mich so gebunden haben,
Da ich unbesorgt in meiner Unschuld schlief.

Höret ihr, was er sagte? flüsterte Aglaja ihren Schwestern zu; er verräth sich selbst. — Aber er bittet so schön, sagte die sanfte Pasithea; wir wollen doch zu ihm hingehen; er ist so fest gebunden, daß er uns nichts thun kann. — So bist du Amor? fragt' ihn Thalia lächelnd. — Ja, schöne Nymphe, ich bin Amor, der Gott der Liebe, der Gott der süßesten Freuden; und nie fühlt ich so vollkommen, daß ich es bin, als seitdem ich euch sehe. — Wenn er Amor ist, sagten sie leise zu einander, so müssen zween Amorn seyn. Dieser hier sieht dem gar nicht ähnlich, vor welchem uns die Mutter zu warnen pflegt. Er sieht so freundlich, so unschuldig aus! Ich dächte, wir bänden ihn los? — „Aber wenn er uns davon flöge?“ — Amor hörte diese letzten Worte. Nein liebenswürdige Nymphen! Kennet die Gewalt besser, die ihr über mich habt! Der bloße Gedanke, euch zu verlassen, würde mir unerträglich seyn. Ich habe keinen andern Wunsch, als ewig bei euch zu bleiben.

„Also willst du mit uns kommen, Amor, und bei uns wohnen, und unser Gespiele seyn?“ — Ja wohl, ich will, sprach Amor:

Von euch zu scheiden begehren?
Ich müßte nicht Liebesgott seyn!
Euch ließ ich im wilden Hain
Bei Faunen und Hirten allein,
Nach Paphos wiederzukehren?
Nein, holde Schwestern, nein!
Ihr seyd zu reizend, Cytheren
Nicht einzig anzugehören!
Ich führ euch bei ihr ein,

Um ihren Hof zu vermehren,
Und ihre Gespielen zu seyn.

Eine Menge Attribute kommen dem Eros und seiner Mutter gemeinschaftlich zu, sofern sie die Liebe, deren Macht und Eigenschaften bedeuten sollen.

Eros mit dem Apfel. Der Apfel bedeutet die höchste Liebesgunst. Eros schüttelt Aepfel, pflückt einen Apfel, reicht ihn einer Nymphe, entzieht ihr einen Liebhaber. Venus will ihm den Apfel nicht geben. Er trägt eine Last Aepfel. Er schüttet sie lachend auf den Boden aus. Eroten werfen sich mit Aepfeln, streiten sich um einen Apfel rc. Dieses Sinnbild war den Alten geläufiger; das folgende, die Rose, kommt erst häufiger bei den Neuern vor.

Eros und die Rose. Die Rose ist die Blume der Schönheit und der Liebe. Eros schläft in einer Rose, wird in einer Rose geboren, fliegt aus ihr empor, lauscht hinter Rosen, hascht nach einer Rose, trägt eine Last von Rosen, windet einen Rosenkranz, schenkt eine Rose, will sie nicht hergeben, streitet um eine Rose. Er versucht eine junge Knospe aufzublasen. Er hält traurig eine geknickte Rose in der Hand. Auch mit dem Lotos erscheint Eros geschmückt auf Gemmen (Tassie N. 6602), oder aus dem Lotos steigend (Lippert Suppl. N. 458). Auch überhaupt mit Blumen bekränzt, oder mit der seiner Mutter heiligen Myrthe. Eben so kommt er in Verbindung vor mit dem Mohn. Auf einer antiken Gemme hascht er nach Mohnköpfen, die seine Mutter in die Höhe hält. Der Mohn war ein Sinnbild der Nacht. Der Sinn ist also hier: o Liebe, gönne mir das Glück der Nacht!

Eros und die Biene. Das schöne anakreontische Bild ist schon erwähnt. Auf einem antiken Stein kommt Eros vor, wie er einen Bienenkorb umstürzt. Die Bienen über-

haupt sollen, nach der reizenden Dichtung Logau's, aus den Küssen entstanden seyn, die Venus dem Adonis gab. Indem sie nach seinem Tode an diese Küsse dachte, machte sie, von Entzücken und Schmerz bewegt, alle zu Bienen, die daher noch jetzt durch ihre Süßigkeit an Aphroditens Liebesglück, und durch ihren Stachel an Adonis Tod erinnern.

Eros und die Taube. Die Taube war der Vogel der Venus, das Sinnbild treuer Zärtlichkeit. Mithin kommt sie öfters mit Amor in Verbindung. Er liebkost Tauben, wird von zwei Tauben gezogen, füttert sie, klagt über eine todte Taube, ist aber auch wohl grausam genug, selbst einmal eine zu rupfen. Nicht besonders geistreich ist die moderne Idee, den Amor auf einer Leiter in einen Taubenschlag steigen zu lassen. Aber überaus lieblich ist die antike Mythe, die uns die Mythographi Vaticani I. 175. und II. 33. überliefert haben. Einst wettete Eros mit seiner Mutter, wer von beiden in derselben Zeitfrist die meisten Blumen pflücken werde. Eros, durch seine Flügel begünstigt, flatterte so schnell von Blume zu Blume, daß er bereits im Vortheil war, als die Nymphe Peristera der Venus zu Hülfe kam und ihr Blumen pflücken half. Eros aber, darüber erzürnt, verwandelte die Nymphe in eine Taube, und Venus entschädigte sie dafür dadurch, daß sie dieselbe zu ihrem Lieblingsvogel machte.

Eros und das Meer. Die Alten brachten den Eros besonders häufig in Verbindung mit dem Element, aus dem seine Mutter hervorgegangen war. In dieser Beziehung repräsentirt wieder insbesondere die Muschel das mütterliche und überhaupt das weibliche Element. *) Darum kommt Eros

*) Fulgentius myth. II. 4. bemerkt: die concha marina sey der Venus heilig, quod toto corpore simul aperto in coitu misceatur.

sehr oft mit der Muschel vor. Er fährt auf einer Muschel von Delphinen oder Schwänen oder Fischen oder Meerkrebsen gezogen. Er schläft auf einer Muschel. Er steigt aus einer sich öffnenden Muschel hervor. Er hascht nach einer Muschel, die Venus hoch in der Hand hält. Er trägt eine Muschel, auf dem Kopf. Er reiht Muscheln an einem Faden auf (Thorwaldsen).

Sein zweites Attribut in diesem Sinn ist der Fisch. Eines der bekanntesten pompejanischen Bilder. Amor, welcher angelt oder den gefangenen Fisch seiner Mutter reicht. Amor webt ein Fischnetz (Thorwaldsen). Sehr häufig kommt Amor mit Delphinen in Verbindnng, reitet oder fährt mit denselben über das Meer, oder sitzt auf einem Delphin zur Seite seiner Mutter. Ein griechisches Epigramm malt den Eros in einer Hand Blumen, in der andern einen Delphin als Herrn der Erde und des Meeres. Einmal ist er dargestellt, wie die Delphine scheu werden, mit ihm durchgehen und ihn ins Wasser fallen lassen.

So kommt er auf einem pompejanischen Bilde vor, in dem viele Eroten ein Wettrennen auf Delphinen anstellen. Auf einigen Gemmen ist dem auf dem Delphin reitenden Eros noch das Wort εὔπλοι beigefügt, d. h. glückliche Fahrt (Vergl. Creuzer zur Gemmenkunde S. 54). Aus dem Erscheinen der Delphine auf dem Meer schloß man auf das bevorstehende Wetter. Dieser Fisch wurde daher als Sinnbild gebraucht, wenn man den Wunsch einer glücklichen Reise oder überhaupt eines glücklichen Verlaufes ausdrücken wollte. Und so kann man jene Gemmen als Amulete von Liebenden ansehen, die glücklich vereint zu werden wünschten, wie man ja noch jetzt sprüchwörtlich sagt: glücklich im Hafen der Liebe ankommen. Faßt man den Delphin als Sinnbild des Meeres auf und

bringt ihn mit dem Ursprung der Venus aus dem Meere in Verbindung, so ist seine Beziehung auf den Eros schon lockerer. Aber man kann den auf dem Delphin reitenden Eros auch noch anders deuten. Der Delphin ist nämlich auch ein Sinnbild der Unsterblichkeit oder der Hoffnung auf jenseits. Er führt nicht nur die Schiffer glücklich über das Meer in den Hafen, sondern er führt auch die Seelen über den Todtenfluß zu den seligen Inseln. Deßhalb kommt er so oft in Verbindung mit dem Schmetterling oder der Psyche vor, welche die Seele bedeutet. Demnach würde Eros auf dem Delphin so viel heißen als die Liebe, die das Leben überdauert, die Treue der Liebenden, die selbst der Tod nicht trennt, die Hoffnung, in den Hafen der Liebe, wenn nicht in dieser, doch in jener Welt zu gelangen.

In einigen Fällen bedeutet der Delphin auch die Wirkung des Gesanges und ist dem Apollo heilig, weil die Alten glaubten, er liebe die Musik. Deßhalb führt Eros zuweilen die Lyra im Arm, während er auf dem Delphin reitet. Darunter kann man die zärtliche Ueberredung, die siegreiche Wirkung der Poesie auf die Herzen verstanden werden, oder die Musik hat hier die höhere Bedeutung der Harmonie, durch welche Herzen in Einklang gebracht werden.

Ferner reitet Amor auch auf Hippokampen und andern See-Ungethümen im Gefolge Neptuns. — Auf antiken Steinen kommt Amor vor als Schwimmer in den Wellen, oder segelnd auf einem Schiffe, auf einem bemasteten Delphin, auf einer bemasteten Muschel; auch Schiffbruch leidend oder schlafend auf einem Ruder. Hier scheint das Meer die Unruhe der Liebe, die Gefahr, die Unbeständigkeit des Glücks ꝛc. zu bedeuten. Auf einer sehr zierlichen Gemme (Tassie N. 6841) sieht man den Eros auf seinem Köcher als Kahn schiffen, wobei

ihm ein Pfeil, woran ein Segel geknüpft ist, als Mast dient. Auch sieht man den Eros, seltsam genug, auf einem Kruge durch das Meer schiffend. Soll es ein Weinkrug seyn und das Meer die unendliche Lust? Oder ein Aschenkrug und das Meer der Weg zu den seligen Inseln? bringt die Liebe die Asche des Geliebten nach Elysium?

Auch auf dem Schwane reitet Eros oder fährt mit Schwänen, oder füttert, oder liebkost einen Schwan. Unter dem Schwan kann bald der der Leda, bald der des Apoll verstanden werden, das Sinnbild der Geburten oder des Gesanges. Der ältere Philostratus (I. 9). beschreibt sehr ausführlich ein Gemälde, das die Liebesgötter in Verbindung mit den Wasservögeln und insbesondere den Schwänen darstellt (nach der Lindau'schen Uebersetzung):

„Du siehst wohl die Enten, wie sie auf der Wasserfläche hingleiten, indem sie gleichsam Wasserbahnen vor sich hintreiben. Und nun das Gänsevolk — auch diese sind nach der Natur gemalt, auf dem Wasser und als Schwimmer. Dort die langbeinigen — mit überlangen Schnäbeln bemerkst du wohl — Zugvögel, herrliche: der eine mit diesem, der andere mit anderm Gefieder, auch in mannichfacher Stellung. Denn der eine ruht auf einem Steine auf einem Fuße; der andere lüftet sein Gefieder; noch ein anderer putzt es; der da hat so eben etwas auf dem Wasser gefangen; noch ein anderer hat sich zur Erde geneigt, um Fraß zu suchen. Daß aber Liebesgötter auf den Schwänen reiten, ist nichts Besonderes; denn die Götter sind keck, und treiben sehr gern ihr Spiel mit den Vögeln. Doch darum wollen wir weder dieß Reiten unbeachtet lassen, noch auch das Wasser, worauf es geschieht. Denn dieß Wasser ist das Schönste an dem Sumpfe, weil es unmittelbar aus der Quelle kommt. — Es vereinigt sich zu einem köstlichen Schwimmbecken: mitten darin schwanken Amaranten hin und her, liebliche Blüthenähren, welche mit ihren Blättchen das Wasser besäen. Um sie herum lenken Liebesgötter an goldenen Zäumen die heiligen Vögel: der eine läßt den Zügel

ganz schießen, der andere zieht ihn zurück; der da kehrt um, der letzte fährt schon um das Ziel. Und horch' einmal — glaubst du nicht zu hören, wie sie den Schwänen antreibend zurufen, und einander drohen und hohnnecken? Das liegt ja in ihren Mienen, der da sucht den Nachbar hinunter zu stoßen; der hat es schon gethan; der hat sich gern vom Vogel hinunter werfen lassen, um sich in der Wettbahn zu baden. Rings aber an den Ufern stehen die kunstverständigern von den Schwänen und singen, wie ich glaube, einen Marsch, als recht passend für die Wettfahrer. Als Zeichen des Gesanges siehst du den geflügelten Knaben da; das ist der West, welcher den Schwänen den Gesang einhaucht. Sein Bild ist zart und lieblich, zur Andeutung des Hauches. Auch die Flügel sind den Schwänen von dem Winde gelüftet."

Der Schwan kommt immer in edler Bedeutung vor und Eros ist ihm hold. Dagegen hat die Gans eine unedle und böse Bedeutung und Eros ist ihr feindselig. Man sieht ihn auf geschnittenen Steinen, wie er von einer Gans angezischt wird, wie er eine Gans seiner Mutter zutreibt, wie er eine fliegende Gans beim Fuße zurückhält, wie er eine Gans erwürgt, wie er sie als Beute triumphirend auf der Schulter trägt. Die Gans war bei den Alten dem Priap geweiht und dieß erklärt wohl zunächst ihre Verbindung mit dem Eros, so wie ihren Gegensatz gegen denselben, da Eros zwar mit der Sinnlichkeit spielt, aber doch den rohesten Ausdruck derselben haßt und bekämpft. Indeß war die Gans im Alterthum auch der Persephone geweiht und dieß führt zu neuen Beziehungen. Persephone ist die Fruchtbarkeit im finstern Innern der Erde, die Bewahrerin der Saaten im Winter, also immer noch eine der Liebesgöttin verwandte Gottheit, aber der Begriff der Nacht und des Todes herrscht bei ihr vor. Und so herrscht auch in der Gans, die den Winter verkündet, die böse Bedeutung vor. Beim Heran=

nahen des Winters ziehen die wilden Gänse fort, und werden die zahmen gemästet und geschlachtet. Dieß sind Vorboten des Winters. Eros haßt also die Gans in demselben Sinne wie er auch den Eber, das Sinnbild des Winters und den Mörder des Adonis haßt, des Lieblings seiner Mutter, der zugleich die schöne Jahreszeit bedeutet. Schwan und Gans bilden einen merkwürdigen Gegensatz. Beide sind Wasservögel, beide repräsentiren das mütterliche Element aller Wesen; aber der Schwan ist dem Apollo, dem geistig Schönen, zugewendet, die Gans dem gemeinen Priapos. Der Schwan ist ein Sinnbild der Geburt im edlern Sinne, d. h. der in den Körper tretenden Seele; die Gans ist dagegen ein Sinnbild des Todes oder wenigstens des Verschwindens der Seele im Körper, des winterlich erstarrenden Lebens. Indeß haben die Künstler, welche den Eros in Verbindung mit der Gans darstellten, wohl schwerlich an jene mystischen Beziehungen, wenigstens nicht vorzugsweise gedacht und die Gans mehr ironisch und in dem profanen Sinn aufgefaßt, wie sie uns noch heute erscheint, als ein Sinnbild der Dummheit oder dummen Bosheit. Man wird hier wohl auf die capitolinische Juno hingewiesen, welcher die durch Rettung des Capitols so berühmt gewordenen Gänse geheiliget waren. Denkt man sich nun die Gans als den Vogel der auf die zahlreichen Liebschaften ihres Gemahls beständig eifersüchtigen Göttin, und erwägt man, wie behülflich Eros dem Zeus jederzeit bei seinen zärtlichen Abenteuern war, so erhält der mit einer Gans kämpfende Eros dadurch wohl die natürlichste Erklärung. Da inzwischen diese Gruppe bei den Alten so oft vorkommt, so gab es vielleicht eine kleine anekdotenartige Mythe, auf welche sich die Darstellung insbesondere bezog und die uns verloren gegangen ist.

Eros und der Hase. Der Hase war das Sinnbild der Fruchtbarkeit und zugleich der Furcht. Sinnig finden wir ihn daher bei den Alten mit Amor gruppirt. Amor liebkost und küßt einen Hasen, oder verscheucht einen furchtsamen Hasen. Ueberaus artig ist ein Bild des Philostratus „die Jagd der Eroten." (Hier nach Lindau's Uebersetzung):

„Auch jener Hase soll uns nicht entwischen; wir wollen ihn mit den Liebesgöttern hetzen. Dieses Thier pflegt sich unter den Apfelbäumen hinzuhocken, und die frisch abgefallenen Aepfel zu schmausen, sie angefressen aber liegen zu lassen. Diesen hier jagen sie hin und her, und scheuchen ihn, der eine mit Händeklatschen, der andere mit lautem Schrei, der dritte durch das Schütteln seines Wamses. Und die einen fliegen über dem Hasen hin mit lautem Schreien; die andern setzen ihm zu Fuße nach. Der da wollte sich von oben darauf hinwerfen; aber das Thier nahm eine andere Richtung. Der da wollte dem Hasen nach dem Laufe greifen; aber er ist seinen Händen wieder entschlüpft. Da lachen sie und sind hingefallen — der eine auf die Seite, der andere auf die Nase, wieder andere rücklings, alle, wie wenn einem etwas entwischt ist. Keiner aber schießt nach ihm, sondern sie suchen ihn lebendig zu haschen, für Venus das liebste Opfer. Du weißt ja wohl, was man vom Hasen sagt, wie viel von Venus in seinem Wesen liegt. Vom Weibchen nämlich heißt es, daß es gleichzeitig seine Jungen säuge, und wiederum setze, und noch einmal trächtig werde; und so geht ihm keine Zeit ohne Gebären hin."

Eros und der Hahn. Der Hahn war ihm geweiht, theils wegen seiner männlichen Kraft, theils wegen seiner Wachsamkeit. Deßhalb sieht man auf antiken Bildern den Eros auf einem Hahn reiten oder mit zwei Hähnen fahren, zwei Hähne gegen einander hetzen, einen Hahn als Sieger bekränzen. Ob dabei schon an ironische Beziehungen, Eifersucht und Hahnreischaft zu denken ist, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Eros liebkost einen Hahn. Bittet er ihn, nicht zu früh zu krähen?

In seiner Beziehung zur Nacht kommt Amor auch mit der Eule und mit der Maus vor. Auf einer Gemme im Florentiner Museum sieht man ihn auf einer Maus reiten; auf einer andern bei Tassie (catal. N. 7219.) hält er eine Maus beim Schwanze. Die Maus ist hier immer Sinnbild der Nacht.

Noch mehr Attribute, die sich mehr aus dem Kreise der Aphrodite entfernen und dem des Bacchus und anderer Götter angehören, wollen wir nachher erwähnen. Wir schließen an die Gruppe des Eros und der Aphrodite unmittelbar eine zweite eben so bedeutsame, ja für die Geschichte der Poesie und Kunst noch wichtigere an.

Eros und Psyche. Die lieblichste Dichtung des Alterthums. Psyche wird immer als ein junges Mädchen gedacht mit Schmetterlingsflügeln an den Schultern, und sie bedeutet die menschliche Seele. Das Verhältniß der Seele zur Liebe ist nun in dem der Psyche zum Eros aufgefaßt, auf die zarteste und zugleich tiefsinnigste Weise in einem Mährchen, das uns Apulejus in seinem Werke vom goldenen Esel mitgetheilt hat. Diese antike Mythe, die fast mehr einem arabischen Feenmährchen gleicht, lautet ins Kurze gezogen, folgendermaßen: Ein König und eine Königin hatten drei schöne Töchter, von denen jedoch die jüngste weitaus die schönste war. Der Ruf ihres Liebreizes erfüllte die ganze Welt. Alles kam, die holde Psyche zu bewundern; man fiel vor ihr nieder und betete sie als die Venus an, während die Tempel der Göttin selbst leer blieben. Darüber gerieth Venus in den heftigsten Zorn, rief ihren kleinen Sohn Amor herbei und beschwor ihn, sie zu rächen. Psyche sollte nun dadurch bestraft werden, daß sich trotz ihrer Schönheit Niemand um ihren Besitz bewürbe, während sie selbst sich in

das häßlichste Ungeheuer, das die Erde trüge, verlieben sollte. Alsobald meldeten sich achtbare Freier und heiratheten die Schwestern der Psyche, sie selbst aber blieb sitzen. Ihr bekümmerter Vater wendete sich an das Orakel des Apollo und erhielt von diesem den Befehl, die Psyche bräutlich zu schmücken und an einem hohen Felsenabhang auszusetzen, um den Freier zu erwarten, der aber nicht menschlichen Geschlechtes, sondern das ärgste Uebel der Welt seyn werde, das sogar den Göttern trotze, und vor dem die Hölle selbst sich entsetze. Der jammernde Vater gehorchte und Psyche wurde zur Hochzeit geschmückt, aber nicht anders als wie zur Leichenfeier; ihre ahnungsvollen Verwandten nahmen weheklagend von ihr Abschied und löschten die Hochzeitsfackeln mit ihren Thränen. Da saß nun Psyche allein auf dem Felsen und weinte ebenfalls bitterlich; aber ein süßer und warmer Wind umwehte sie, der Westwind (Zephyr) hob sie mit ihrem Gewande sanft von allen Seiten zugleich auf, trug sie leicht durch die Luft und setzte sie in einem anmuthigen Thale ins Gras nieder. Nachdem sie sich von ihrem Schrecken ein wenig erholt hatte, sah sie vor sich einen herrlichen Palast auf goldenen Säulen stehen, mit silbernen Wänden und Gebälk von Cedernholz und Elfenbein, überall reich geschmückt mit Juwelen. Entzückt betrat die junge Psyche diese schimmernden Hallen. Da vernahm sie unsichtbare Stimmen: dieses Schloß ist dein, bleibe hier, erhole dich von deinem Kummer, ruhe dort im Schlafgemach aus und verlange von uns, was du willst, denn wir sind, wenn auch unsichtbar, bereit, dir zu dienen. Staunend folgte die Jungfrau der freundlichen Einladung, bediente sich eines für sie bereiteten Bades, setzte sich zur Mahlzeit hin, horchte dem Gesang und Saitenspiel der unsichtbaren Dienerinnen und ging endlich vergnügt zu

Bette. Als sie eben entschlummern wollte, hörte sie neben sich ein leises Geräusch. Es war der Bräutigam, den sie nach dem Befehl des Orakels auf dem Felsen hatte erwarten sollen. Sie konnte ihn in der finstern Nacht nicht sehen, aber er war jung, mild, zärtlich und sie erfreute sich an seiner Liebe. Am frühen Morgen, ehe das Licht des Tages ins Gemach schien, war er schon wieder verschwunden. Aber die Stimmen der Dienerinnen trösteten sie. In der nächsten Nacht kam er wieder; seine dringendste Bitte war, daß sie nie wünschen und versuchen sollte, ihn zu sehen, denn dann würde sie eben so unglücklich werden, als sie jetzt glücklich mit ihm sey. Sie versprach es. Da erlaubte er ihr, zu ihren Eltern und Schwestern zurückkehren, um sie über ihren Verlust zu beruhigen und ihnen zu sagen, daß sie ganz glücklich verheirathet sey; ja er duldete sogar, daß sie selbst von ihren Schwestern besucht wurde und denselben ihren schönen Palast und ihre Schätze zeigen durfte. Beim Anblick all dieser Herrlichkeit aber entbrannten die beiden Schwestern in Neid und suchten Psychens Glück zu trüben. Arglistig überredeten sie sie, ihr unsichtbarer Gatte sei ein giftiger und scheußlicher Drache, das häßlichste Ungeheuer der Erde, was sie bald inne werden würde, wenn sie ihn erst einmal sähe. Ja sie brachten es so weit, daß sie sich entschloß, ihn bei Nacht im Schlaf mit einer Lampe zu beleuchten, und, wenn sie seine Drachengestalt sähe, mit einem Dolche zu durchbohren. In der nächsten Nacht führte sie, uneingedenk ihres Versprechens, den zärtlichen Gatten niemals sehen zu wollen, den thörichten Vorsatz aus, schlich sich mit Ampel und Dolch leise zu dem Schlummernden und erkannte, daß es kein häßlicher Drache, sondern der schönste aller Götter, der Gott der Liebe selbst war. Aufs süßeste erschreckt, sank sie in die

Knie und verbarg die unnütze Waffe. Aber sie vermochte nicht zu entfliehen. Der Anblick seiner Schönheit zog sie unwiderstehlich an. Sie mußte immer von neuem die Lampe nach ihm richten, um seine goldene Locken, seine rosigen Wangen, seine schneeweißen Flügel und seinen schönen Körper, hingegossen in reizendem Schlummer, zu bewundern. Auch sah sie jetzt zum erstenmal seinen Bogen und den Köcher voll Pfeile, die am Fuße des Bettes lehnten und keinen Zweifel übrig ließen, wer der schlummernde Gott sey. Sie nahm einen der spitzen Pfeile aus dem Köcher und ritzte sich darin, weil sie zu sehr zitterte. Da durchströmte süßes Feuer ihre Adern. Sie vergaß alles und neigte sich über den Schlummernden, ihn leise zu küssen; aber ein heißer Tropfen fiel aus der Lampe auf die Schulter des jungen Gottes und er erwachte.

Erschrocken sprang er auf, sah voll Unwillen, daß sie ihm die Treue gebrochen, und flog auf und von dannen. Vergebens breitete sie die Arme aus, griff nach ihm in die leere Luft und verfolgte ihn. Endlich sank sie trostlos zu Boden. Da redete sie Amor vom Gipfel einer Cypresse, auf der er sich niedergelassen, zürnend an: „Elende, um deinetwillen übertrat ich das Gebot meiner Mutter, die dich dem häßlichsten Sterblichen vermählen wollte, und gab mich selbst an seiner Stelle dir hin. Meine Freiheit hab' ich dir geopfert, ich, der alle beherrschte, wurde von dir beherrscht. Thor, der ich war! Wohl hattest du recht, mich für ein dummes Thier zu halten, den du so betrügen konntest. Doch du hast dein eigenes Glück zerstört, so habe nun meinen Fluch!" So zürnend verschwand er vor ihren Augen.

Psyche schwamm in Thränen, rang die Hände und raufte ihre schönen Haare aus. Sie wollte nicht länger leben und

stürzte sich in den nächsten Fluß; aber die großmüthige Welle trug sie zärtlich ans andere Ufer. Da saß Pan, der Hirtengott, unter einer Ziegenheerde, und redete sie vertraulich an: liebe Tochter, ich bin ein alter und erfahrner Mann, dessen guten Rath du nicht verschmähen darfst. Laß ab von deinem Kummer, deinem nutzlosen Weinen, und den Versuchen, dich ums Leben zu bringen. Widme dich vielmehr der Reue und demüthigem Gebet zu dem großen Gotte, dem du vermählt bist. Dadurch wirst du ihn gewiß endlich erweichen und dir wieder versöhnen. Psyche sah ihn an, antwortete nichts, bezeugte aber anbetend dem alten Gott ihre Dankbarkeit und nahm seine Worte zu Herzen.

Darauf gelangte sie in eine Stadt, die einer ihrer Schwäger als König beherrschte. Ihre Schwester empfing sie mit erheuchelter Freundlichkeit, stieß sie aber sogleich von sich, als sie vernahm, welches Unglück ihr begegnet sey. Die Neidische hoffte, Amor würde sie selbst jetzt anstatt ihrer bethörten Schwester zur Frau nehmen wollen, begab sich auf den Felsen und bat den Zephyr, sie in Amors Palast zu bringen. Aber Zephyr kam nicht, und als sie hinabzufliegen wähnte, stürzte sie und brach den Hals. Unterdeß war Psyche zu ihrer zweiten Schwester gekommen, die sich ganz auf dieselbe Weise betrug, dieselbe unsinnige Hoffnung hegte, sich auf den Felsen begab, und sich, gleich der ersten, zu Tode fiel.

Psyche irrte nun weiter durch die Welt, in der Hoffnung, ihren Amor wiederzufinden. Dieser aber lag unterdeß im Bette seiner Mutter an der Brandwunde krank und sehr traurig. Venus aber wußte nichts davon, denn sie vergnügte sich damals, im Meere zu baden. Da brachte ihr ein über dem Meere schwebender Schwan die Nachricht, wie es ihrem Sohn ergangen sey, und daß die ganze Welt ins Stocken zu

gerathen anfange, daß nirgends mehr eine Hochzeit gefeiert werde ꝛc., weil Amor krank läge, und sie, einsam im Meere badend, ebenfalls um die Menschen sich nicht mehr bekümmere. Schon habe man allgemein der Liebe entsagt und beschäftige sich nur noch mit Essen und Trinken. Venus hörte alle diese Dinge nicht ohne Bestürzung an, und als sie vollends hören mußte, daß es Psyche sey, um derentwillen Amor leide, flammte ihr alter Zorn gegen dieses Mädchen von neuem auf. Schnell dem Meere enteilend, schwebte sie hin zum Krankenlager des Sohnes, warf ihm seinen Ungehorsam, seinen Undank für ihre mütterliche Liebe vor, schalt ihn tüchtig aus, drohte ihn gänzlich von sich zu stoßen und schied von ihm in der heftigsten Aufregung. Der Erzürnten begegneten Juno und Ceres und suchten sie zu beruhigen, aber vergebens; Venus wollte nicht eher ruhen, bis sie sich aufs grausamste an der unseligen Psyche gerächt haben würde.

Mittlerweile war Psyche auf einen Berg gestiegen, auf dem ein Tempel der Ceres stand. Er war leer, aber es lagen darin eine Menge angefangener Aehrenkränze, für ein Fest der Göttin bestimmt, die aber von den Arbeitern in Unordnung waren liegen gelassen worden. Psyche konnte diese Verwirrung im Heiligthum nicht ansehen und war fleißig bemüht, alles schicklich zusammenzulegen. Indem kam die Ceres selbst, erkannte Psychen und rieth ihr voll Mitleid, sich eilig zu verbergen, denn die zürnende Venus suche sie überall. Vergebens bat Psyche, sich unter den Aehren verstecken zu dürfen; Ceres sagte, es sey ihr nicht schicklich, etwas zu thun, was der Venus, ihrer theuren Verwandten, mißfalle. Nachdem nun Psyche in großer Sorge hatte aus dem ährenreichen Tempel weichen müssen, gelangte sie in einen dichten und finstern Wald und fand mitten darin einen Tem-

pel der Juno. Hier betete sie inbrünstig zur Königinn des Himmels und diese erschien ihr, erklärte ihr aber ebenfalls, daß sie nichts thun möge, was der Venus mißfalle, und wies sie aus dem Tempel hinaus. Doch gab sie ihr den Rath, sie solle, da sie doch dem Zorn der mächtigen Liebesgöttin nicht werde entrinnen können, sich lieber gleich ein Herz fassen und sich derselben freiwillig überliefern. Auch werde sie ihren Gatten, den sie so sehnlich suche, nirgends anderswo als bei seiner Mutter finden. Diesen Rath befolgte Psyche und suchte die Wohnung ihrer ergrimmten Schwiegermutter mit frommer Hingebung in ihr Schicksal. Venus selbst hatte unterdeß im ganzen Olymp Lärm gemacht, sich bitter über die Unehre beklagt, die ihr durch ein sterbliches Mädchen widerfahren, den Mercur in Anspruch genommen und überall im Himmel wie auf Erden die flüchtige Psyche ausschreiben und einen Preis für ihre Beifahung aussetzen lassen. Da erschien die Schuldige vor den Pforten ihres Tempels freiwillig. Gewohnheit, eine Dienerin der Venus, erblickte sie, schalt sie heftig aus, ergriff sie bei den Haaren, und schleppte sie, die sich nicht sträubte, zur Göttin. Venus empfing sie in einer außerordentlichen Bewegung, betrachtete die Nebenbuhlerin ihrer Schönheit mit sehr gemischten Empfindungen, lachte laut auf, ergrimmte dann von neuem und sprach: ist es endlich Zeit, deine Schwiegermutter zu begrüßen? oder kommst du nicht einmal zu mir, sondern willst nur deinen kranken Mann besuchen? Geduld, ich werde dich behandeln, wie es eine solche Schwiegertochter verdient! Darauf befahl sie ihren Dienerinnen, der Sorge und der Traurigkeit, sie ausgesucht zu quälen.

Psyche war schwanger, aber ohne Mitleid wurde sie gegeißelt und auf alle Art gepeinigt und dann blutig und ent-

stellt wieder vor die Venus gebracht, die sie in diesem kläglichen Zustande noch ausböhnte und bitter verspottete, ja sie bei den Haaren faßte und ihr alle Gewande herunterriß. Dann ersann sie eine neue langwierige Marter für die arme Psyche. Sie ließ alle Arten von Getreidekörnern, Hirse, Linsen &c. durch einander mischen und befahl ihr, aus dem Haufen jede besondere Art wieder auszulesen und zu sondern. Allein gelassen bei dieser Arbeit wollte Psyche verzweifeln; aber da kam eine kleine Ameise, sah, wie betrübt die arme Psyche war, erbarmte sich ihrer und rief alle ihre Gefährten herbei. Da kamen die Ameisen, ein ganzes hülfreiches Heer herbei, machten sich an den Haufen und trugen alle Körner jegliches nach seiner Art, auf ein besonderes Häuflein und noch ehe es Abend wurde, waren sie fertig und entfernten sich. Venus kam von einer Hochzeit, die sie feiern helfen, mit Rosen bekränzt und nach Wein duftend, im üppigsten Glanz ihrer Schönheit zurück, weidete sich am Anblick ihrer unglücklichen Gefangenen, wunderte sich ärgerlich über die vollendete Arbeit und sperrte sie ein, wie sie andererseits auch den Amor eingesperrt hielt, damit die Liebenden nicht zusammenkommen möchten. Ja sie rupfte dem armen Amor sogar seine schönen Flügel aus, damit er ihr nicht entflöge.

Am andern Tage befahl Venus der Psyche, ihr Wolle von goldenen Schafen zu bringen, die in der Ferne an einem Bache, nahe bei einem Walde weideten. Diese Thiere waren aber sehr wilder und grausamer Art, sie hatten steinerne Stirnen und scharfgeschliffene Hörner und versetzten giftige Bisse. Gleichwohl ging Psyche dorthin, nicht um die Wolle zu holen, sondern um sich in den Bach zu stürzen und ihr Leben zu endigen. Als sie am Bach angekommen war, wurde sie plötzlich von einer Stimme angeredet, die aus dem Schilf

des Baches tönte: „Du arme Psyche, behalte dein Leben, verunreinige mein heiliges Wasser nicht durch deinen Leichnam; hole vielmehr, wie dir geboten ist, die Wolle von den Schafen. Wenn die heiße Mittagszeit vorüber ist, pflegt sich ihre Wuth zu stillen und dann kannst du ohne Gefahr die Wolle einsammeln, die in den Hecken umher hängen geblieben ist.“ Psyche befolgte dankbar diesen guten Rath und brachte eine ganze Menge des weichen Goldes in ihrem Schooße heim. Venus ärgerte sich von neuem sehr, daß ihr Anschlag mißlungen war.

Darauf befahl Venus dem armen Mädchen, ihr einen Krug voll Wasser aus einem schwarzen Quell zu bringen, der sich auf der Spitze eines hohen Berges befand. Aber Psyche verirrte sich auf dem Wege, kam an schroffe Abgründe, wo sie nicht mehr rückwärts noch vorwärts konnte und auf allen Seiten von langhalsigen und großaugigen Drachen umgeben war, welche den Fluß bewachten, der aus der Quelle oben herabfloß. Da in ihrer höchsten Noth erschien ihr der Adler des Jupiter und schwebte hülfreich zu ihr nieder, denn er war von jeher ein Freund des Amor wegen der guten Dienste, welche dieser dem Jupiter immer geleistet hatte und besonders weil Amor den Ganymed nach dem Olymp entführt hatte, den gutmüthigen Mundschenken des Göttervaters, der auch dem Adler fleißig die Nektarschale reichte. Dieser Adler nun sagte der Psyche, es sey ihr unmöglich an die Quelle zu gelangen, denn das sey die Quelle des Styx, des schrecklichen Höllenflusses, bei dem die Götter schwören. Er aber wolle ihren Krug nehmen und ihn füllen. Also that er und brachte ihr den vollen Krug, mit dem sie vergnügt zu ihrer strengen Schwiegermutter zurückkehrte.

Nun trachtete Venus, die ihr Verhaßte endlich sicher zu verderben und befahl ihr, in die Unterwelt selbst hinabzusteigen und die Göttin Proserpina um ihre Schminkbüchse zu bitten, denn am Krankenlager ihres Sohnes habe Venus ihre Schönheit eingebüßt und bäte nun ihre unterirdische Freundin, ihr ein wenig von der ihrigen zu leihen. Psyche verzweifelte, je diesen Auftrag ausführen zu können, und wollte sich von einem Thurm herabstürzen, aber der Thurm selbst fing an zu reden, sprach ihr Trost zu und belehrte sie, wohin sie gehen müsse, um den Eingang in die Unterwelt zu finden. Auch rieth er ihr, zwei Obolen in den Mund zu nehmen, um dem Charon das Fährgeld zu bezahlen, und in jede Hand eine Schüssel voll Brei, um beim Ein- und Ausgang den Höllenhund Cerberus zu beschwichtigen, auf alles andere aber nicht zu achten, denn Venus werde sie auf mannichfache Art versuchen lassen, um sie dahin zu bringen, daß sie die Geldstücke aus dem Munde, oder die Schüssel aus der Hand fallen lasse oder weggebe. Psyche befolgte diesen Rath und ging. Zuerst begegnete ihr ein lahmer Eseltreiber und bat sie, einige Stücke Holz, die vom Esel herabgefallen, ihm auflesen zu helfen; aber sie ließ sich nicht irre machen, und ging vorüber. Dann kam sie an den Styx und Charon forderte seinen Lohn, mußte ihr aber den Obol selbst aus dem Munde nehmen, da sie die Schüsseln nicht weglegen wollte und keine Hand frei hatte. Ein greiser Todter tauchte aus dem Flusse auf, streckte ihr seine verfaulten Hände entgegen und bat sie flehentlich, ihn ins Schiff zu ziehen. Aber sie unterdrückte ihr Mitleid, denn auch das war nur ein Gaukelspiel, sie zu versuchen. Und so gelang es ihr, allen Gefahren zu entrinnen und von der Göttin der Unterwelt die kostbare Büchse zu erhalten, in welcher die göttliche

Schönheit enthalten war. Auf dem Rückweg aber besann sich Psyche, wie thöricht sie handle, daß sie ihrer grausamen Feindin eine so herrliche Gabe brächte, da sie sich derselben vielmehr selbst bedienen könnte. Gedacht, gethan. Sie öffnete die Büchse, sah hinein, fand sie völlig leer und hatte sich von ihrem Erstaunen noch nicht erholt, als sie plötzlich von einem tiefen und todtenähnlichen Schlafe befallen wurde, der in der Büchse verborgen gewesen war.

Amor war inzwischen von seiner Brandwunde geheilt, und die Sehnsucht, Psychen wiederzusehen, ließ ihn nicht ruhen. Zum Glück waren ihm seine Federn wieder nachgewachsen und es gelang ihm, seiner grausamen Mutter durch ein kleines Fenster zu entschlüpfen. Rasch durch die Lüfte eilend fand er Psychen in tiefer Ohnmacht, zog aber den Schlaf, der sie eingenommen hatte, wieder aus ihrem Leibe heraus und verschloß ihn wieder in die Büchse, zog dann einen Pfeil aus seinem Köcher und weckte damit Psychen, ohne sie zu verwunden. Siehst du, sprach er mit einem sanften Vorwurf, so hast du dich nochmals von deinem Vorwitz verleiten lassen! Aber mach' geschwind und bringe meiner Mutter die Büchse, für alles andere will ich sorgen. Sprach's und entflog. Das bestürzte Mädchen gehorchte. Amor aber eilte zum Thron des Jupiter und bat diesen, seine Mutter zu besänftigen und ihm zum Besitz seiner geliebten Psyche zu verhelfen. Jupiter nahm anfangs eine strenge Miene an und sagte ihm, er habe es nicht um ihn verdient, denn seine Schalkheit habe oft genug der Würde Eintrag gethan, die den Olympischen gezieme. Um dieser Schelmereien willen sey er, der Göttervater selbst, oft genug ein Thor geworden, ja sogar in thierische Gestalt verwandelt unedler Liebe nachgegangen. Indeß, er wolle Gnade für Recht ergehen lassen.

Sprach's und befahl dem Mercur alle Götter zusammenzu- rufen.

In der vollen Götterversammlung nun hielt Jupiter Gericht über Amor und verurtheilte ihn, den leichtsinnigen Verführer, zum Ehestande als zu seiner gerechten Strafe und zu der Art von Buße, die am besten geeignet sey, ihn von seinen ausschweifenden Neigungen für immer zu heilen. Der Venus aber sollte dabei kein Eintrag geschehen, sie sollte an ihrer Schwiegertochter keine Schande erleben, denn er wolle die Psyche sofort zum Range der Götter erheben. Auf seinen Befehl eilte Mercur zur Erde hinab und brachte die stau- nende Psyche herauf in die glänzende Götterversammlung. Zeus selbst empfing sie und reichte ihr den Trank der Un- sterblichkeit. Dann wurde ihre Vermählung mit Amor ge- feiert und das glückliche Paar saß oben an bei der Götter- tafel und neben ihnen Jupiter und Juno, dann alle andern. Liber bot Wein umher, Vulcan die Speisen, die Grazien gossen Wohlgerüche aus, die Musen sangen zum Saitenspiel des Apollo, und als die Hochzeitstänze begannen, führte Venus selbst den Reigen und der alte Pan blies dazu auf seiner Flöte.

Also wurde Psyche des Amors Gattin und genaß bald darauf einer Tochter, die man Voluptas nannte.

Dieß ist die alte Dichtung des Apulejus, die von neuern Dichtern unendlich oft nachgeahmt und zum Theil (nicht selten in einem zu modern sentimentalen Sinn) weiter ausgeführt worden ist.

Der Sinn dieser unübertrefflich schönen Mythe ist ein- fach: durch Liebe wird die menschliche Seele zwar gepei- nigt und gemartert, aber auch geläutert und würdig der Un- sterblichkeit.



Die Kunst der Alten hat diese Mythe weiter ausgeführt und Amor und Psyche in einer Menge von Situationen dargestellt: Psyche allein sehnsüchtig, geduldig, hoffend, — Psyche in Thränen, — Psyche schlummernd, Amor vor ihr scheu und lauschend, mit dem Finger auf dem Munde, — Psyche schlummernd, von Amor leise mit der Pfeilspitze geweckt, — der versteinerte Kuß, die berühmte Marmorstatue im Capitole, Amor und Psyche, die sich aufs herzlichste küssen, vielleicht das Lieblichste, was uns von alter Kunst erhalten blieben ist. Auch der Brautzug des Eros und der Psyche (Nr. LXX. der schönen Gemmenbilder von Stosch und auch anderwärts oft abgebildet) ist eine der reizendsten Darstellungen des Alterthums. Verschämt und zitternd geht das Pärchen unter dem Schleier, vom fackeltragenden Hymen geführt, und über ihre Köpfchen wird ein Korb voll Aepfel emporgehoben. Daß Eros hier nicht im Jünglingsalter, sondern wie auch Psyche als Kind erscheint, ist eine poetische Licenz, welche das Naive der Darstellung noch erhöht.

Vom Kuß des Eros und der Psyche singt Herder:

Ein Seufzer, der von Mund zu Munde fliegt,
Wenn Seele sich an Seele innig schmiegt;
Der Herzen Uebergang, da leis' und still
Das süße Wort zum Wort nicht werden will;
Das süße Wort zum Wort nicht werden kann:
Verloren schauen sich die Seelen an,
Und schöpfen in der Gottheit reinstem Quell
Gedanken, Wünsche, Blicke zart und hell;
Der Hauch, der dann das Leben süß verlängt,
Der Athem, den der Busen aus sich drängt,
Der Augenblick, der Ewigkeit Genuß,
Der Wesen reinste Wollust ist — ein Kuß.

Vom ewigen Bunde zwischen Eros und Psyche dichtete Herder auch noch ein anderes schönes Lied:

Ueber den Grüften sah ich oft verschlungene Hände;
Amor und Psyche knüpft schweigend ein ewiger Kuß.
Wohnet Lieb' in der Gruft? und birgt die Asche der Todten,
Wenn sie die Urne vereint, Funken vom ewigen Strahl?
Wanderer, lies: „Nur Eine Fackel erleuchtet den Orkus;
Mächtige Lieb' allein fand ein Elysium sich."
Drücke sterbend die Hand mit deiner Geliebten zusammen;
Alles trennet der Tod; Liebende ziehet er nach.

Zuweilen erscheinen zwei Psychen als liebendes Paar und Amor selbst als die sie verbindende Liebe. So ziehen zwei Psychen oder Schmetterlinge einen Wagen, auf dem Amor sitzt, die Lyra im Arm. Ein Gedicht der griechischen Anthologie gibt dazu die Erklärung:

Liebe, dich trägt ein Wagen, von Schmetterlingen gezogen,
Und du regierst sie sanft, spielend die Leyer dazu.
Gütiger Gott, laß nie, laß nie die Fessel sie fühlen,
Unter melodischem Klang fliegen sie willig und froh.
(Uebersetzt von Herder.)

Auch findet man zwei Eroten, die eine Psyche ziehen, was mancherlei Sinn zuläßt.

Psyche wird zuweilen auch in den bacchischen Kreis hinübergezogen. So finden wir zwei Psychen, die den trunkenen Bacchus im Wagen ziehen, gelenkt von Amor. Oder mehrere Psychen vor Satyrn fliehend, ein sehr reizendes Bild. Es verdient bemerkt zu werden, daß Psyche durchaus keine frivole Anspielung, keinen unreinen Nebengedanken verträgt. Wo sie den Satyr kommen sieht, flieht sie. Wo dem Eros ein Bock oder ein ähnliches Attribut gemeiner Sinnlichkeit zugesellt wird, ist Psyche niemals dabei.

Oft hilft Amor der Psyche oder leidet mit ihr. Beide ziehen den Pflug oder arbeiten mit der Hacke. Es ist kaum zu begreifen, wie Winckelmann (Donaueschinger Ausgabe IX.

S. 106.) glauben konnte, die Psyche mit der Hacke sey ein Sinnbild des Ackerbaues. Sie kann nur die Arbeit und Mühe bedeuten, die uns die Liebe macht, oder der wir uns aus Liebe unterziehen. Zwei Psychen vor dem Wagen oder Pflug des Eros bedeuten wieder das nämliche, zwei durch Liebe verbundene Seelen. — Bei diesen Sinnbildern findet sich nicht selten der Hund als Symbol der Treue. Auch reitet in diesem Sinn Eros zuweilen auf einem Hunde. Auf einem Basrelief von Thorwaldsen liebkost Eros einen Hund.

Besonders häufig kommen bei den Alten Bilder vor, auf denen Psyche von Eros (aus Muthwillen oder Eifersucht) geplagt wird. Er bindet sie, er trifft sie mit seinem Pfeil. Er spannt sie vor seinen Wagen, vor seinen Pflug ꝛc. Er reißt sie bei den Haaren. Sie kniet vor ihm. Sie ist gefesselt und wird von vier Eroten umflattert. In der Lippertschen Sammlung kommt ein geschnittener Stein vor (I. Nr. 783.), auf dem zwei Eroten eine Psyche zerreißen, und ein dritter auf einem Delphin entflieht. Soll es Strafe der treulosen Liebe oder Rettung der Liebe in ein besseres Land bedeuten?

Häufig, namentlich auf geschnittenen Steinen wird Psyche bloß als Schmetterling aufgefaßt (wie man gewisse Motten noch jetzt bei uns Geistchen und in England Seelchen nennt). Eros hält einen Schmetterling über seine brennende Fackel — hält einen am Faden und läßt ihn flattern — trifft ihn mit dem Pfeil — spießt ihn auf — reißt ihm die Flügel aus — wird von zweien gezogen — pflügt mit zweien ꝛc. Eines der lieblichsten Bilder dieser Art ist der Schmetterling, der auf den zusammengebundenen Händen oder den Fesseln des gefangenen Amor kriecht, Psyche voll Mitleid für den, der sie so plagt. — Sehr schön sagt der spanische Dichter

Gaspar Gil Polo von den Leiden der Psyche durch den Amor: wie grausam, daß du die am meisten quälst, die dir am treuesten sind, und dir alles, selbst ihr Leben hingeben!

Zuweilen wird auch umgekehrt Eros von der Psyche geplagt. Damit ist aber immer nur die Herrschaft einer kraftvollen und treuen Seele über den unbeständigen und flatterhaften Eros gemeint. So heißt es in der griechischen Anthologie:

> Sage, wer hat dich, Eros, an diese Säule gefesselt?
> Psyche, sie fesselte mich an die Beständigkeit selbst.

Sehr häufig kommt Psyche in Begleitung des Eros oder auch allein in Verbindung mit dem Delphin vor. Was der Delphin bedeutet, haben wir oben schon erörtert.

Von der Psyche, die mit Delphinen schifft, heißt es in der griechischen Anthologie:

> „Wohin ruderst du, Psyche, von zwei Delphinen geführet?"
> Ueber des Lebens Strom gleit' ich, o Wanderer, hin.
> Glücklich wurden auf ihm mir Musen-liebende Führer,
> Und zur sicheren Fahrt Ruder und Steuer verliehn.

Hier deutet der Delphin wieder ausdrücklich auf die Harmonie, auf ein durch Liebe nicht nur beglücktes, sondern auch veredeltes Leben hin. Statt der Psyche selbst kommt zuweilen auch nur ihr Symbol, ein Schmetterling vor, der über den Delphinen schwebt. Man darf dabei nicht bloß an eine glückliche Fahrt durchs Leben, man muß wohl auch an die Hinüberfahrt zu den seligen Inseln denken.

Hat schon der Delphin bei den Alten immer eine ernste sittliche Bedeutung, so noch vielmehr Psyche, deßhalb darf ihre Verbindung nicht auf etwas Gemeines bezogen werden.

Wenn Winckelmann bei dem Schmetterling an den fächelnden Zephyr denkt, der die Schiffahrt begünstigt, so scheint mir diese Erklärung nicht genügend, da die Alten, um einen so gewöhnlichen Gedanken auszudrücken, nicht die Symbole des Edelsten gewählt haben würden.

Zunächst bedeutet der Delphin der liebenden Seele, daß sie glücklich ihr Ziel erreichen werde. Ein Delphin war es, auf dessen Rücken Poseidon einst blitzschnell das Meer durcheilte, um zu seiner geliebten Amymone zu gelangen. Nach Athenäus ist der Delphin, wie die Venus selbst, und mit ihr zugleich aus dem Blute des Uranus, als er ins Meer fiel, entstanden. Insofern ist er gewissermaßen das Hausthier der Venus und wird ihr auch von den Künstlern häufig beigesellt. Aber es ist kein Attribut in dem Sinn, wie Bock, oder Hase, oder Taube, sondern in einem vollkommen reinen Sinn, nicht dem niedern bacchischen Kreise angehörig, sondern dem höhern apollinischen. Der Delphin mahnt die Venus an ihren himmlischen Ursprung. Also scheint es auch, Psyche folge dem Delphin nur in eine reinere Region.

Dieß halte ich für um so wahrscheinlicher, als der Schmetterling auf dem Delphin muthmaßlich im genauesten Zusammenhange steht mit dem Schmetterlinge auf der Fackel. Beide kommen zu oft vor, als daß sie nicht eine dem Alterthum sehr geläufige Idee bezeichnen sollten und beider Sinnbilder scheinen sich einander zu ergänzen. Psyche verbrennt an der Fackel des Eros, d. h. durch Liebe wird die Seele geläutert und gereinigt, wenn auch der Leib sterben muß; aber eben dadurch wird die Seele unsterblicher Freuden im Elysium fähig, zu denen sie nach den Begriffen der Alten nur über das Wasser hinüberschweben konnte.

Die schöne Mythe von Amor und Psyche hat auch Raphael in einem Cyclus von reizenden Bildern verewigt. Seine Auffassung ist voll Unschuld und Adel. Nicht dasselbe kann man von vielen neuern Darstellungen rühmen. Man stößt dabei oft auf eine falsche Empfindsamkeit und Geziertheit, in Bildern, wie in Gedichten. Es mag genug seyn, hier an Mathisson zu erinnern. Auf ächt französische Weise geistvoll raffinirt ist dagegen das berühmte Bild von Gerard in Paris, auf welchem Eros der Psyche „das Geheimniß der Natur" enthüllt und sie ihm staunend, entzückt und wie in eine neue Welt blickend zuhört. Die Idee wäre natürlich und nicht unedel, wenn man nicht durch die Richtung, welche Poesie und Kunst in Frankreich genommen haben, unwillkürlich gezwungen wäre, von keuscher Naivetät und classischer Reinheit zu abstrahiren.

Das Attribut der Lyra, das bei den Alten so häufig mit der Psyche zugleich vorkommt (der Schmetterling auf der Lyra, Eros den Schmetterlingswagen lenkend mit der Lyra, Eros zur Heimath der Psyche oder den seligen Inseln auf einem Delphin schiffend mit der Lyra ꝛc.), leitet uns in die höchste und edelste Sphäre, wohin die Liebe führen soll. In der Hand des Eros nämlich spielt die Lyra auf die Venus Urania, auf die himmlische Liebe, auf die Harmonie der Sphären an. Die Saiten der Lyra werden zu Planeten und Planetengöttern, durch deren Einklang die Welt besteht, und deren Einklang die Liebe ist.

Aber diese Lyra in des Eros Hand bedeutet auch die Bildung gegenüber der Barbarei, die durch Wissen und Kunst veredelte Liebe im Gegensatz gegen die thierische Liebe. Auf einem antiken, zu Resina ausgegrabenen Wandbilde, das im Museum zu Neapel aufbewahrt wird, erscheint dieser Gegen-

satz deutlich ausgedrückt. Eros sitzt auf einem Wagen von Greifen gezogen und spielt die Lyra, vor ihm her trägt ein anderer Eros einen Teller voll Feigen. Der Wagen und das Zweigespann bedeutet die Ehe; die Greife drücken die bezähmte Kraft oder die Beständigkeit (das Festhalten) aus, die Feigen weisen auf die rein sinnliche Liebe hin; die Lyra aber in des Eros Hand beherrscht mit ihren himmlischen Tönen den ganzen Zug. Dieß ist also ein sehr gutes Sinnbild für eine glückliche Ehe und für die Civilisation, die eine Folge der ehelichen Harmonie ist.

In andern Fällen hat die Lyra vielleicht mehr ausschließlich Beziehung auf die Poesie und zwar auf die erotische im edlern Sinne. Im unedlern faunischen Sinne ersetzt sie bekanntlich die Flöte. Gesang gewinnt die Herzen und stimmt sie für die Liebe. So zeigen uns alte Gemmen und symbolische Darstellungen den Eros, wie er die Lyra spielen lernt, oder wie er sie einer Nymphe spielen lehrt; ein andermal sehen wir ihn ruhig auf der Lyra schlafen. Auch zornig über den mißlungenen Erfolg, zerreißt er eine Lyra. Oder mehrere Eroten zanken sich um dieselbe.

In demselben Sinne wird Eros mit dem Dichtergott Apollo zusammengestellt. Flehentlich bittet der kleine Eros mit gefaltenen Händen den Apoll um die Lyra. Apoll zürnt ihm und züchtigt ihn mit seinem eigenen Bogen. Das heißt: weil du sinnlich, muthwillig und treulos bist, ziemt dir die Gabe des edlern Gesanges nicht.

Amor in der Schule der keuschen Musen. Amor weckt die schlafende Muse. Die Muse weckt den schlafenden Amor. Wie schon die Züchtigung des Eros durch Apollo andeutet, sind die ernsten Musen dem flatterhaften Eros oft streng und unerbittlich. Bei Lucian gesteht Eros selbst ein, er sey

mächtiger als alle Götter und bezwinge alle, nur die Musen allein widerstehen ihm. Doch überall, wo Eros dem Flattersinn und faunischen Neigungen entsagt, sind ihm die Musen innig befreundet.

Von der Gewalt der Musen über den Eros singt Kallimachus (nach Jacobs):

Treffliches Mittel fürwahr, um der Sehnsucht Schmerzen zu lindern,
Hat, von der Liebe bethört, einst Polyphemos entdeckt.
Eros zehret am schnellsten sich ab in der Musen Gemeinschaft;
Und in den Kenntnissen liegt eine curirende Kraft.
Dieß ist, denk' ich das einzige Gut, das Hunger gewähret;
Kränkelnde Liebesbegier reißt mit der Wurzel er aus.
Beiderlei Mittel besitz' ich fürwahr in dem reichlichsten Maaße;
Und ich beschneide dir leicht, Knabe, die Schwingen damit.
Nicht so viel jetzt fürcht ich dich mehr! Mir steht ja zur Heilung
Schmerzlicher Wunden zu Haus jegliches Mittel bereit.

Aber noch sinniger Anakreon (nach Ramler):

Die Musen banden Amorn
Mit ihren Blumenkränzen,
Und gaben ihm die Schönheit
Zur Wächterinn. Cythere
Bringt Lösegeld, und suchet
Ihn wieder frei zu machen.
Sie mach' ihn frei! er geht nicht;
Der gute Dienst gefällt ihm.

Das Verhältniß des Eros zu den Musen ist schön gedacht in einem Liede des Bion (übersetzt von Herder):

Nein! es fürchten ihn nicht die Musen den grausamen Amor,
Vielmehr lieben sie ihn und gehn ihm nach, wo er hingeht,
Aber fliehn den, der ihnen mit liebentfremdeter Seele
Folgt, sie fliehen und weigern es, ihn Gesänge zu lehren.
Aber hat dir Amor das Herz getroffen und singst du

Dann dein liebliches Lied, auf einmal eilen sie zu dir
Alle. Wie mir geschieht; der Wahrheit bin ich ein Zeuge.
Preis' ich irgend jemand, der Menschen und seligen Götter
Einen; die Zunge stockt, sie singet nicht, wie sie sonst sang:
Bis ich wieder den Amor und meinen Lycidas singe,
Freudig fließet sodann der Gesang die Lippen hinunter.

Wie aber auch Eros alle Künste der Musen vergessen macht, lehrt Bion (nach Voß):

Neulich im Morgenschlummer erschien mir die mächtige Kypris,
Führend an niedlicher Hand den noch unmündigen Eros,
Welcher zur Erd' hinnickte; da redete also die Göttin:
Nimm ihn, redlicher Hirt, und lehr' ihn mir singen, den Eros.
Jene sprach's, und entwich. Doch was ich von Hirtengesang weiß,
Lehrt' ich Thörichter nun, als ob er's wünschte, dem Eros:
Wie die Schalmei Athenäa erfand, wie die krumme Schalmei Pan.
Wie die Guitarr' Apollon, und Hermes die wölbende Laute:
All das lehret' ich ihm. Er achtete nicht der Belehrung;
Selber vielmehr, mit Gesang voll Zärtlichkeit, lehrete jener
Mir, was Götter und Menschen entzückt, und die Werke der Mutter.
Jetzo vergaß ich alles, so viel ich dem Eros gelehret;
Was mir Eros gelehret von Zärtlichkeit, alles behielt ich.

Wie mit den Musen, so kommt Eros auch mit dem Pegasus, dem Dichterroß, in Verbindung. Er schirrt den Pegasus ein, schmeichelt ihm, füttert ihn, schlägt ihn, reitet auf ihm, spannt ihn ins Joch 2c. Zuweilen reitet er auch einen lahmen Pegasus oder stürzt von ihm herab.

Dahin gehört auch die Vorstellung des Amor, wie er eine Nachtigall füttert.

Die Beziehungen des Eros zur Venus und Psyche und durch diese auch zu Apollo scheinen mir die wichtigsten zu seyn,

weßhalb ich sie hier vorangestellt habe. Im Verhältniß zu den andern Göttern, Heroen und allegorischen Personen der heidnischen Weltanschauung müssen wir ihn zuerst als den mächtigsten betrachten.

Eros als Weltherrscher. Die Alten dachten wohl nicht mehr an den Eros Protogonos, den ersten unter allen Göttern, wenn sie dem Eros die Herrschaft über die Götter zuschreiben. Dann hätte sich sein Uebergewicht als primus inter pares von selbst verstanden und wäre nicht auffallend gewesen. Sie dachten sich ihn vielmehr als den kleinen, spätgebornen Sohn der Venus, dessen Unbedeutenheit und kindisches Wesen nur um so poetischer mit seiner Allgewalt contrastirt.

Der Chor in der Antigone des Sophokles singt: „O Eros, Allsieger im Kampf, kein ewiger Gott kann dir entrinnen und kein Sterblicher!" Alles was lebt, von den Göttern herab bis zu den Thieren, war der Macht der Liebe unterworfen. Je schwächer und hülfsbedürftiger nun der kindliche Eros und je mächtiger und allgewaltiger die Götter erscheinen, die er bezwingt, desto reizender ist ihr Gegensatz.

So faßten die alten Dichter und Künstler den Eros vorzugsweise gern als Sieger über den allmächtigen Zeus, den höchsten der Götter auf. Eros mit dem Blitze des Zeus in der Hand war eines der beliebtesten Symbole des classischen Alterthums. So ließ ihn Alkibiades auf seinem Schilde abbilden (Athenäus XII. 534.) und so stand er in der Curia der Octavia in Rom. Eines der kühnsten Motive ist auf einer antiken Gemme der kleine Eros, der den Blitz des Zeus lachend übers Knie bricht. Minder gut ist der Gedanke, ihn den Blitz heimlich stehlen oder ihn auf dem Blitz, wie auf einem Steckenpferde reiten zu lassen. Den höchsten Muthwillen des

Eros bezeichnet ein Gedicht des Moschos, worin er dem Zeus droht:

> Fackel und Pfeil ablegend, ergriff den Stecken des Treibers
> Eros der Schalk, und ein Sack hing ihm die Schultern herab.
> Als in das Joch er gespannt den duldenden Nacken der Stiere,
> Streuet er Waizensaat über der Deo Gefild.
> Auf zum Zeus nun blickt er, und redete: fülle die Furchen!
> Oder ich hole dich gleich, Stier der Europa, zum Pflug.

Natürlicherweise kommt Eros auch häufig mit dem Adler des Zeus in Verbindung, indem er ihn liebkost oder auf ihm reitet. Wie er triumphirend auf dem Adler sitzt, malte ihn Domenichino.

Wie den Göttervater, so besiegt Eros auch alle Götter insgesammt. So sieht man auf geschnittenen Steinen, wie die Eroten den Olymp plündern, sich mit den geraubten Attributen aller Götter schmücken, oder eine Siegestrophäe davon aufrichten. Bekanntlich hat auch Raphael diese Siege des Eros über die Götter durch seinen Pinsel verherrlicht. Nicht minder faßte die Dichtkunst dieses Motiv auf. So sagt ein Gedicht der griechischen Anthologie (nach Herder):

> Siehe die Liebesgötter! Verwegne, hüpfende Knaben,
> Rüsten mit Waffen sie sich, zieren mit Beute sich aus.
> Und es ist Götterbeute. Der schwingt den bacchischen Thyrsus;
> Dieser hat Mavors Schild und den gefiederten Helm;
> Der trägt Jupiters Blitz und der den Köcher Apollo's;
> Dieser Alcides Schmuck, jener den hohen Trident.
> Zittert, Menschen, der Liebe; sie hat den Himmel bezwungen:
> Allen Unsterblichen hat Cypris die Waffen geraubt.

Derselbe Gedanke wurde noch kürzer ausgedrückt durch den Zweikampf des Eros mit dem Gott Pan. Der bock-

füßige Pan wurde nämlich nicht bloß als untergeordneter Hirtengott, sondern auch als das All gedacht, wie sein Name aussagt. Ließ man nun den Eros über den Pan obsiegen, so hieß das so viel als: Amor vincit omnia. (Vergl. Mythog. Vatic. II. 48.) Der von Eros besiegte Pan soll zur Strafe verurtheilt worden seyn, sich in die vor ihm fliehende und in Schilf verwandelte Syrinx zu verlieben. Es lag nahe, diesen Zweikampf des Eros mit Pan im Sinne der Kosmogonie aufzufassen. Schon Baco von Verulam meinte in seiner sapientia rerum: Pan sey das Chaos und Eros die Harmonie, ohne welche das Chaos immer in seiner alten Verwirrung hätte bleiben müssen. Die Idee ist vielleicht altindisch. Ich werde am Schluß dieser Abhandlung, wenn ich von dem indischen Eros Kamadeva reden werde, darauf zurückkommen. Dort kämpft Kamadeva mit dem zerstörenden Weltprincip Schiwa (Irora, Iswara), wie hier Eros mit Pan. — Uebrigens kommt Eros auch einmal auf dem Boden liegend vor, besiegt von Pan (Albricus de imag. 9.)

Unter den Göttern, die von Eros besiegt werden, ziehen uns immer die stärksten am meisten an, weil die Schwäche des Siegers mit der Macht des Besiegten, wie oben schon bemerkt wurde, am schönsten contrastirt. Ganz besonders eigenthümlich ist der Gegensatz zwischen dem finstern Höllengott Pluto und dem lichten lachenden Eros, aber so viel mir bekannt, haben die Künstler und Dichter dieses schöne Motiv noch nicht gehörig benutzt. Eros erscheint nur sehr häufig als Wagenlenker des Pluto, wie er denn auch alle anderen Götter, wenn sie eine Equipage besitzen, eifrig zu kutschiren pflegt, den Poseidon im Muschelwagen, den Phöbus im Sonnenwagen, die Aurora, den Bacchus, die Venus, die Selene ꝛc. — Oefter ist der Kriegsgott Mars mit dem

Eros verbunden worden. Eros scherzt mit Mars, entwaffnet ihn, schläft auf seinem Schilde, schmückt sich mit seinem Helm ꝛc., wird aber auch einmal von ihm festgehalten und mit seinem eigenen Bogen geschlagen. — Auch Hercules contrastirt wegen seiner Stärke sehr gut mit dem kleinen Eros. Beide kommen sehr oft auf Gemmen vor. Eros hat den Hercules niedergebeugt und setzt ihm den Fuß in den Nacken, bindet ihm die Hände auf den Rücken, entreißt ihm die Keule, die Löwenhaut ꝛc. Eroten schleppen sich mit der schweren Keule des Herakles. Eros in der Löwenhaut, schlafend auf der Löwenhaut. Auch auf der Schulter des Herakles sitzt Eros triumphirend. Seinen Sieg über den Hercules besingt Philippos sehr artig in der griechischen Anthologie (nach Jacobs):

> Dieß nur wünschte die Gattin des Zeus, nach der Thaten Vollendung
> Nackt und waffenberaubt Herakles' Schultern zu sehn.
> Wo dann hast du die Hülle des Leun, und des klirrenden Köchers
> Pfeil', und der Keule Gewicht, welche den Löwen erschlug?
> Eros plünderte dich. Er, welcher zum Schwane den Zeus schuf,
> Mochte die Waffen dir wohl, Sohn der Alkmene, entziehn.

Von der Macht des Eros sang auch der spanische Dichter Gaspar Gil Polo (nach Hoffmanns Blüthen spanischer Poesie):

> Durch dich die Dummen selber Geist erhalten,
> Durch dich läßt Muth sogar der Feigling sehen.
> Die Götter aus den Höhen,
> Annehmend Thiergestalt aus Lieb' alleine,
> Die Könige, die eine
> Gebärd' und ein paar Augen überwunden:
> Als Zeugen sie bekunden
> Die hohe Macht, die Wunderkraft, gegeben
> Dir, dem Gebieter über alles Leben.

Aber Eros mißbraucht seine Macht, er ist der grausamste aller Tyrannen:

Welch ein Gesetz hat dir die Macht verliehen,
In Fesseln einen freien Geist zu schlagen,
Der Seele Frieden grausam zu verletzen?
Pflegst du nicht, Schnöder! doppelt den zu plagen,
Der eifrig strebt, dein hartes Joch zu fliehen?
O Grausamkeit, der keine gleich zu schätzen!
O Frevel voll Entsetzen!
Genügt die Macht dir nicht, die du erhalten,
Daß du so streng willst schalten,
Wie sich kein Herr, nur ein Tyrann gehabe?
O blinder, eitler Knabe!
Warum bist du so streng, so grausam eben
Ihm, der sein Herz dir hingibt und sein Leben?

Ein Gedicht des Palladas in der griechischen Anthologie (hier nach Jacobs) drückt die Allmacht des kleinen Gottes im schönsten Contrast aus:

Waffenentblößt schaut milde der Gott und lächelt so freundlich,
Weil ihm der flammende Pfeil, weil ihm der Bogen gebricht.
Doch nicht trägt in den Händen umsonst er Blumen und Delphin;
Hält er mit dieser das Land, hält er mit dieser das Meer.

Dieselben Gedanken hat auch Haug frei, aber schön wieder gegeben:

Amorinen,
Lächelnd schwebt ihr auf Delphinen
Mit der Aehre
Schönem Kranz
Und der goldnen Aepfel Glanz,
Uns zu lehren,
Amorinen,
Daß euch Meer und Erde dienen

Als Sieger über alle Götter galt Eros nicht nur vor den Dichtern, sondern auch im Volksglauben. Die Thespier feierten ihm große Feste. Die Lakedämonier opferten ihm vor ihren Schlachten, als dem stärksten Gott.

Zuweilen wird Eros mit dem königlichen Diadem vorgestellt, einmal mit einem ehernen Scepter (Ovid. ex Ponto III. 3. 14). Noch öfter als Sieger mit dem Lorbeer. Oder auch als der Siegverleihende. Er bekränzt einen Helden mit Lorbeeren. Er pflanzt einen Lorbeer. Einmal verbrennt er auch einen Lorbeerkranz an seiner Fackel, um anzudeuten, daß Liebe stärker ist als Ehrgeiz und Ruhmsucht.

Moderner sind die Sinnbilder, die den Amor mit der Weltkugel in Verbindung bringen. Er trägt die Weltkugel. Er sitzt lächelnd auf der Weltkugel rc. Er zündet die Welt an (Thorwaldsen). Ein Gedanke von Rubens wäre sinnig, wenn er nicht so gar übel angewendet wäre. Er malte die Erdkugel, woran Tauben gespannt sind, die Eros lenkt. Aber das alles nur zu Ehren der Maria von Medicis. — Amor wird auf einer Wage gewogen und wiegt die schwerste Last auf. — Etwas roh ist die ovidische Vorstellung des Liebesgottes, der gleich einem römischen Imperator triumphirt, mit einem Gefolge von gefesselten Jünglingen und Mädchen.

Unter den modernen Auffassungen zeichnet sich ein Triumph des Amor aus, den Runge gemalt hat, und der mit unaussprechlichem Leichtsinn und Liebreiz in das lange Mährchen von Novalis hineinlächelnde Eros.

Auch die Contraste und Steigerungen in den Kraftäußerungen des Eros sind von Künstlern und Dichtern häufig mit Glück aufgefaßt worden. So sehen wir auf antiken Gemmen, wie der kleine Eros eifrig Waffen verfertigt, Pfeile schnitzt, an einem Helme schmiedet; wie er sich mühsam mit der schweren

Keule des Herakles schleppt; wie er als kleiner nackter Knabe in einem für ihn viel zu großen Helm und Schild gravitätisch einhermarschirt. Dichter schildern, wie er erst ganz unschuldig aussieht, dann sich kleine Neckereien erlaubt, immer muthwilliger wird und zuletzt den Herakles und alle Götter überwindet. Selbst wenn er schlummert, ist Eros zu fürchten nach der griechischen Anthologie:

Schläfst du, Amor? o du, der sterblichen Menschen den Schlummer
Raubet und ihnen so oft Nächte voll Sorgen gewährt;
Schläfst du? — Nein ich rühre nicht an die brennende Fackel,
Rühre den Bogen nicht an und den gefiederten Pfeil.
Mag es ein anderer; ich scheu auch den schlummernden Amor,
Wenn er im Traum auch nur meiner unfreundlich gedenkt.

Besser als dieses Gedicht des Statyllios Flaccus ist ein anderes von Alpheos:

Schnell denn will ich den Brand aus den Händen dir reißen, o Eros,
Und dich des Köchers befrein, der um die Schultern dir hängt,
Wenn, o Feuergeborner, du schläfst und die sterblichen Menschen,
Da mit dem Bogen du ruhst, kurzer Erholung sich freun.
Doch auch so noch fürcht' ich, Verschlagener, daß du wohl etwas
Gegen mich birgst, und im Schlaf träumend mir Herbes ersinnst.

Goethe hat diese alten Dichtungen nicht glücklich nachgeahmt, indem er sagt: „Wecke den Amor nicht, denn jetzt beunruhigt er dich nicht. Benutze den Augenblick, da du von ihm frei bist, wie eine Mutter, wenn ihr Kind schläft und sie nicht mehr durch sein Schreien stört." Dieses aus der Kinderstube entlehnte Gleichniß scheint unpassend.

Eros beweist seine Allmacht besonders dadurch, daß er kein anderes Ansehen achtet, alle Würden und Stände einan-

der gleich macht. Er ist der größte Tyrann und zugleich der größte Revolutionär. Liebe zieht die Fürsten vom Thron, ja den Vater der Götter selbst von seinem Olymp herab. Liebe macht den Zeus zum Ochsen, und Liebe erhebt wieder die geringste Nymphe zur Göttin und macht den Sklavensohn zum König. Und in derselben Weise spielt Eros auch mit Geist und Gemüth. Er macht den Stolzen demüthig und den Bescheidenen kühn, den Klugen dumm und den Dummen klug.

Daraus erklärt sich die symbolische Beziehung vieler Thiere zum Eros. Auch sie sind der Macht des Eros unterworfen, auch sie lieben. Die Götter selbst verschmähten es nicht, zuweilen in Thiere verwandelt der Liebe zu genießen. Endlich sind die Thiere Sinnbilder der menschlichen Leidenschaften. Also muß Eros in mannichfacher poetischer Beziehung zu ihnen stehen.

Eine sinnige Mythe sagt: Venus habe den Amor, als er kaum geboren war, tödten wollen, weil er so viel Unheil unter den Menschen anrichten sollte. Da sey er in die Wälder entflohen und habe an den Brüsten der wilden Thiere gesogen, um nicht zu verhungern; mit dieser Milch aber seyen alle Eigenschaften der wilden Thiere in ihn übergegangen. Ein Bild zeigt uns wieder in anderm Sinn, wie Amor den Thieren die Liebe lehrt.

Wenn Eros die starken und gewaltigen Thiere bezwingt oder mit ihnen spielt, so drückt dieß immer die unwiderstehliche Gewalt aus, welche die Liebe über starke und wilde Herzen ausübt.

Eros und der Löwe. Liebe besiegt die Stärke. Am edelsten ausgedrückt in dem berühmten (bei den Alten oft wiederkehrenden) Bilde des Eros, der auf einem gezähmten

Löwen reitet und zugleich die Lyra führt, als Sinnbild der allbesiegenden Harmonie. Auf antiken Gemmen, Wandbildern und Basreliefs kommt Amor vielfach mit dem Löwen auch in andern Situationen vor. Er fährt mit zwei Löwen. Er ringt mit einem Löwen und packt ihn grimmig bei der Mähne. Er stürzt mit Helm und Schild bewaffnet auf ihn ein. Er spielt mit ihm, läßt sich von ihm die Tatze geben, lehrt ihn tanzen, zieht ihm einen Dorn aus dem Fuß xc. Auf einem antiken Mosaik fallen viele Eroten über einen Löwen her und fesseln ihn mit Blumen (Herculanum und Pompeji. Hamb. 1841. N. 30. der Mosaiken).

Noch lieblicher sind die antiken Bilder, die ihn in Verbindung mit der Löwin zeigen. Eros verlockt eine Löwin. Seinen Wagen ziehen zwei Löwinnen, die er gewaltsam bändigt. Eine Menge Eroten umgeben eine ruhende Löwin und zwingen sie, aus einem Horne zu trinken. Dieses letztere wunderschöne Motiv benutzte Arkesilaos zu einer Statue, wie uns Plinius meldet (hist. nat. XXX. 5). Sehr glücklich ist der Gedanke des Theokrit (3te Idylle, 5), die Stärke des Eros aus der Milch herzuleiten, die er von einer Löwin gesogen:

> Jetzt erkenn' ich den Eros! Ein schrecklicher Gott! Ja, die Löwin
> Hat an der Brust ihn gesäugt und im Wald ihn erzogen die Mutter.

Besonders sinnig sind die Bilder, auf denen Amor mit der Löwenhaut des Herkules erscheint. Er hat sie, während der Heros mit der Omphale liebkost, geraubt, kann aber ihre Last kaum fortschleppen. Er ist auf der Flucht und versteckt sich unter die Löwenhaut. Er schläft auf der Löwenhaut, wozu ein antikes Epigramm bemerkt: Herakles besiegte

den Löwen, Eros besiegte den Herakles, und der Schlaf besiegte den Eros.

Eros und die Sphinx. Daß der Löwe mit dem Jungfrauenkopf oder die Sphinx nicht öfter mit dem Eros verbunden vorkommt, darf Wunder nehmen, da ihre Gruppirung sehr sinnige Beziehungen zuläßt. Ich finde nur in Tassie's Katalog einige geschnittene Steine erwähnt, auf denen Eros mit der Sphinx verbunden erscheint, und die vielleicht nicht einmal alt sind. Eros weiht Psychen in die Geheimnisse der Sphinx ein (N. 7168 und 7169). Eros nähert sich Psychen, die neben einer Sphinx eingeschlafen ist.

Eros und die Kentauren. Diese bedeuten die rohe derbe Kraft, die Eros bald liebt und begünstigt, bald bezwingt und verhöhnt. Sehr originell ist das bekannte antike Wandbild (aus den Titusbädern), auf welchem Kentauren Mädchen rauben und Eros selbst als ein kleiner Kentaure (oben Amor, unten ein kleines Füllen) den großen hilft. Aber ein Mann packt ihn und schüttelt ihn derb. — Ein andermal hat Eros einen großen Kentaur niedergeworfen und schlägt ihn, der vergebens die Hände vors Gesicht hält, um sich zu decken. Sehr bekannt ist das schöne Bild des Eros, wie er auf einem Kentaur reitet, dem er die Hände auf den Rücken gebunden hat und den er zu wildem Galopp antreibt. Ebenso reitet er auch eine Kentaurin.

Eros und das Pferd. Er reitet auf einem wilden Roß, das die Begierde bedeutet. Er hält ein Pferd zurück, zämt es ꝛc. Er fährt mit zwei wilden Rossen. Viele Eroten halten ein Wettrennen zu Wagen, einer stürzt herab ꝛc.

Eros und der Stier. Der letztere als Sinnbild der rohen Naturkraft. Amor reitet auf einem Stier, packt einen Stier

bei den Hörnern. Viele Eroten um einen Stier. Stiergefecht der Eroten. Amor hütet eine Heerde.

Eros und der Hirsch. In der Leukippe des Achilles Tatius findet sich folgendes anmuthige Bild (VIII. 12): Eine Jägerin zielt auf einen Hirsch, Eros zielt auf sie und beide treffen in demselben Augenblick.

Eros und die Gazellen oder Rehe. Mit solchen, als Sinnbildern der Schnelligkeit der Flucht, fährt Amor auf pompejanischen Bildern. Oder hat er sie vielleicht der keuschen Diana geraubt?

Eros und der Wolf. Der letztere in böser Bedeutung. Auf einer antiken Darstellung sieht man den Wolf wie er, von Amors Pfeil getroffen, sich grimmig gegen ihn wendet und Amor erschrocken flieht. — Auch auf einem Bären reitend oder mit ihm spielend, kommt Eros vor.

Eros und die Vögel. Amor als Vogelsteller. Amor nimmt ein Nest aus. Amor reitet auf einem Storch. Amor horcht an einem Ei.

Eros als Hirt, oder als Jäger kommt noch in mannichfacher Verbindung mit Thieren vor.

Als Symbol seiner Allmacht führt Eros auch sehr häufig die Schlüssel. Eros war bei den Alten der κλῄδουχος, der den Schlüssel hat zum Himmel, zum Meer und zur Erde (nach der orphischen Hymne), vor allem aber die Schlüssel zu den Herzen. Man bildet ihn ab emsig beschäftigt, ein großes Schloß aufzuschließen oder zuzuschließen. Er selbst trägt ein Schloß am Munde. Dahin gehört auch das Symbol der verschwiegenen Liebe, Amor mit dem Finger auf dem Munde, Amor mit einem Dietrich an einer verschlossenen Burg (Phantasie von Retsch).

Als Bundesgenosse des Eros erscheint ungemein oft mit ihm der Weingott verbunden. Amor und Bacchus, Liebe und Wein im Bunde, im Wettstreit oder im Kampfe sind ein uraltes unerschöpfliches Thema der Poesie. Schon die Alten behandelten es auf sehr mannichfache Weise in Bildern und Sculpturen. Der kleine Amor erscheint als Bacchant mit Epheu bekränzt und mit dem Thyrsusstabe oder auch mit dem Tambourin. Er ist betrübt und weint und wird von Bacchus getröstet. Er streitet mit Bacchus. Bacchus gibt dem Amor zu trinken (Thorwaldsen). Ein alter bärtiger Bacchus küßt den kleinen Eros. Bacchus lehrt die Eroten das Trinken. Eine Menge Eroten begleiten den Festzug des Bacchus. Amor reitet auf dem Tiger des Bacchus, oder führt den Tiger. Amor neckt die trunkenen Bacchantinnen, den Silen und die Satyrn.

Amor versteckt sich unter Weinreben, lauscht hinter Trauben hervor, stiehlt eine Traube, zerdrückt eine Traube, kostet eine Traube, reicht sie einem Satyr, einer Nymphe. Eroten halten Weinlese, tragen Körbe voll Trauben, keltern u. s. w. Einer klettert auf einer Leiter eine Rebe hinauf. Eroten reichen einander die schwellenden Trauben zu, ein schönes Bild, das auch Raphael zu einer Arabeske benutzt hat. Ein auf einem Leoparden reitender Eros, mit Weinlaub und Trauben bekränzt, in der Villa Negroni, wurde von Winckelmann für eine der schönsten Statuen des Alterthums erklärt. Ein auf einem mit Weinlaub bekränzten Löwen reitender trunkener Eros kommt auch unter den pompejanischen Wandbildern vor (Herculanum und Pompeji, Hamb. 1841. N. 29).

Eros im Weine nach Anakreon:

> Neulich wollt' ich Kränze flechten,
> Und fand Amorn in den Rosen,

Schnell erhascht' ich ihn beim Flügel,
Stieß ihn in den Wein, und trank ihn
Mit dem Weine rasch hinunter.
Jetzt erwecket er mir Armen
In dem Herzen mit den Flügeln
Einen Kitzel nach dem andern.

Und nach Oenomaus in der griechischen Anthologie (von Jacobs):

Cypriens Sohn im Becher? wozu? gnügt Wein zu der Herzen
Brande nicht schon? wer bringt Feuer zum Feuer hinzu?

Oft kommt Eros in Verbindung mit dem Horn oder Becher vor, als Mundschenk widerspänstiger Thiere, der Löwin, des Adlers ꝛc., oder selbst trinkend, oder ruhend auf dem Weinkrug (der Amphora) gleich einem Flußgott. In der Villa Albani in Rom sieht man ein niedliches Basrelief. Eros steigt auf einer Leiter in einen hohen Becher.

Langbein läßt einmal den Bacchus über den Eros triumphiren. Das Gedicht ist artig, wenn man an alte Weintrinker denkt, denen Eros Feind wird, den sie aber, weil die Erfahrung hinter ihnen liegt, als besiegten Feind betrachten:

Der kecke Feind trägt eine Augenbinde
Von Seide zart und fein.
Die nehmen wir und richten sie geschwinde
Zu unsrem Tischtuch ein.

Das Münzhaus prägt aus Amors goldnem Köcher
Uns Waffensold genug;
Doch biet' uns erst das Pfeilgefäß, als Becher,
Noch manchen süßen Zug.

Cupido's Pfeil, der, gleich dem Sonnenstrahle,
Die weite Welt durchglitt,
Sey nun drauf stolz, wenn er bei unserm Mahle
Korkziehersamt vertritt.

Schwankt wer von uns, wie Petrus auf den Wogen,
Weinselig auf und ab,
Der stütze sich auf des Besiegten Bogen,
Als einen festen Stab.

Die Flügelchen, die wir dem Vogel stutzen,
Damit er nicht entflieht,
Sind trefflich auch als Fächer zu benutzen,
Wenn uns der Wein durchglüht.

So waffenlos soll Amor, wenn wir trinken,
Als Sklav am Tische stehn,
Und vor uns her mit seiner Fackel hinken,
Wenn wir nach Hause gehn.

Beranger dichtet artig, Amor habe ihm seinen Weinkrug entwendet: über der Liebe vergißt man den Wein. Höchst geschmacklos ist dagegen ein Kupferstich aus der allegorischen Perückenzeit, auf welchem Amor Wein aus einem Fasse in seinen Köcher zapft.

Hauptsächlich durch den Bacchus und dessen Gefolge kommt Eros auch mit den Satyrn, Böcken und andern Repräsentanten der gröbsten Sinnlichkeit in Berührung, nach der gemeinen Erfahrung, daß der Mensch im Rausch sinnlicher und roher wird.

Eros und die Satyrn. Die Satyrn bedeuten die roheste thierische Lüsternheit, aber Eros ist zu edel, um sich zum Dienst derselben brauchen zu lassen. Obgleich er selbst zuweilen von den Grazien zurechtgewiesen werden muß, ist er doch den gemeinen Satyrn nicht günstig, sondern bekämpft sie vielmehr und hält sie zurück als Wesen, die des Genusses einer edlern Liebe nicht würdig sind. So stellen ihn die Alten öfters im Kampfe mit Satyrn dar, die er niederwirft und fesselt. Ein ungemein feiner sittlicher Tact bewährt sich darin, daß die Alten, wenn sie denn doch einmal die Liebe in

die volle Gewalt der Sinnlichkeit hingeben wollen, lieber ein rein thierisches Bild wählen, als das halbmenschliche, und den Eros lieber auf einen Bock setzen, als ihn einem Satyr sich befreunden lassen.

Dagegen steht Eros zu dem gutmüthigen alten Silen in einem nur ironischen Verhältniß, er scherzt mit ihm, neckt ihn ꝛc. Eroten unterhalten den Silen mit Musik. Eroten ziehen den Silen. Ebenso sind auch die feinern und menschenähnlichern Faunen vor den bocksfüßigen Satyrn begünstigt. Eros lehrt einen Faun die Flöte blasen oder ahmt selbst das Blasen auf der Doppelflöte, die gewöhnliche Kunst der Faunen, nach. Auf einer Gemme findet sich das reizende Bild einer Fauna, die den kleinen Eros auf einem ihrer Füße tanzen läßt. Faune, die mit dem Eros scherzen, ihn auf den Knien oder Schultern tragen, ihm eine Weintraube vorhalten und ihn damit locken, oder auch einen Becher, eine volle Schale ꝛc., kommen bei den Alten außerordentlich häufig vor.

In diesen faunischen Kreis gehört auch eine Gemme, auf welcher mehrere Eroten einen schlafenden Hermophrodyten umgeben. Einer wedelt ihm Luft zu, einer spielt auf der Lyra, ein dritter auf der Pansflöte.

Während Eros die Verzerrung der edlern Menschlichkeit im Satyr haßt, ist er der rein thierischen Sinnlichkeit nicht abgeneigt. Darum finden wir ihn bei den Alten einigemal in Verbindung mit dem Priap. Er bietet einer Priapusherme Früchte dar. Er bekränzt den Priap. Er reitet auf ihm (Glaspaste, vergl. Winckelmann Donaueschinger Ausgabe IX. 503). Zwei Eroten kämpfen vor einer Priapusherme. Fünf Eroten halten ein Wettrennen auf Priapen (Tassie N. 5344). Eros steht gefesselt neben einem Priap, der selbst in einem Halbmond steht, was Tassie a very clear allegory

nennt (N. 5197). Ganz eigenthümlich ist die erotische Verbindung des Phallus mit der Psyche, wobei man gewiß nicht an etwas Frivoles, sondern vielmehr an eine mystische Deutung der Geburt denken muß. Ein Schmetterling sitzt auf einem Phallus, der dem schiffenden Eros als Mast dient (Tassie N. 5308). Das scheint das Hineinschiffen der Seele ins Leben oder die Geburt zu bedeuten, im Gegensatz gegen die früher erwähnten Bilder, auf denen das Hinausschiffen der Seele aus dem Leben hinüber nach Elysium dargestellt ist. Ein Priap mit vier Schmetterlingsflügeln (Tassie N. 5314) scheint ebenfalls in den Kreis dieser Geburtssymbolik zu gehören.

Noch häufiger wird dem Eros der Bock zugesellt. Der Bock war bei den Alten das Sinnbild der Fruchtbarkeit und der rohen thierischen Lust. Sie ließen daher nicht nur die Venus zuweilen auf einem Bock reiten, sondern stellten auch den Eros dar, wie er auf einem Bock, mit dem Pfeile zielend, wild dahergalopirt, oder mit zwei hochspringenden Böcken fährt, oder einen Bock liebkost, oder gewaltsam zurückhält, oder ihm Futter vorhält. Auch sieht man ihn eine Ziege liebkosen, tragen, melken. Unter den pompejanischen Wandbildern kommt ein Wettrennen der Eroten auf Böcken vor. Zuweilen reitet Eros auch auf dem Seebock, oder treibt mit der Geißel den Seebock an, auf dem die Venus reitet.

In noch gröberem Sinne stellten die Alten den Eros dar, wie er mit zwei wilden schäumenden Ebern daherfährt (auf einem Basrelief im Vatican) oder wie er ein Schwein hascht und zurückhält, oder sich ruhig auf ein Schwein lehnt. Wenn bei Bion die Eroten den Eber, der den Liebling ihrer Mutter, den schönen Adonis tödtete, einfangen und binden, so sind hier ohne Zweifel zwei Vorstellungsweisen mit einan-

der vermischt, die nämlich, welche im Schwein die roheste Begierde sieht, und die, welche es zum Symbol des Winters macht (durch dessen Rauhigkeit Adonis, oder die schöne Jahreszeit, vernichtet wird).

Ziemlich in demselben Sinn wurde er auch mit zwei wilden Eseln fahrend dargestellt, oder wie er einen Esel hinterm Ohr kraut, ihn liebkost, neckt, auf ihm reitet ꝛc.

Amor bei den verschiedenen Ständen. Amor selbst erscheint zuweilen mit den Attributen eines Standes, wodurch theils der Stand des Liebhabers in einem besondern Falle, theils auch ein allgemeiner Charakter Amors bezeichnet werden soll. So kann z. B. Amor als Jäger einen bestimmten Jäger und seine Liebe, oder aber ganz im allgemeinen die Liebe bedeuten, die ihren Gegenstand zu erjagen sucht. So bedeutet Amor als Schuster auf dem bekannten antiken Bilde schwerlich einen Schuster, sondern bezieht sich auf die Reize des weiblichen Fußes; aber wenn bei einem holländischen Volksfeste die Schusterinnung mit einem großen Stiefel auszieht, aus welchem ein Amor hervorguckt, so ist damit ausdrücklich der Stand gemeint.

In jenem allgemeinen Sinne gedacht, ist Eros als Jäger, Fischer, Vogelsteller, Ringer, Nachtwächter, Krämer, Spielmann, Gärtner ꝛc. Besonders bemerkenswerth ist:

Amor als Ackersmann. Er pflügt, indem er zwei Psychen vorgespannt hat und dieselben grausam mit der Peitsche antreibt. Er säet und es wachsen Kinder hervor. Ein geistreiches Gedicht der griechischen Anthologie sagt: Eros, der pflügende, forderte von Zeus „fülle die Furchen, die ich ziehe,



mit üppigem Getreide an, oder ich spanne dich selber vor als den Stier der Europa.“

Eros als Gärtner. Er pflanzt und begießt Blumen, er riecht an einer Blume. Er befreit eine Blume von den Dornen. Er inoculirt einen Baum. Er schüttelt einen Baum. Er ritzt in die Rinde eines Baumes einen geliebten Namen ein. Er schaukelt sich auf Blumen. Er unterliegt unter der Last eines Füllhorns. Viele Eroten mit Blumen oder Früchten belastet.

Eros als Jäger. Er jagt nicht nur Thiere, sondern auch Menschen, ja die Götter selbst. Am häufigsten kommt er vor als Schmetterlingsjäger (der Schmetterling ist die Psyche), als Verfolger der Hasen und Gänse, wovon wir schon gesprochen.

In Beziehung zu den wirklichen Ständen erscheint Amor zunächst wie der Tod in Holbeins berühmtem Todtentanze, als der mächtige und muthwillige Geist, der mit allen spielt, alle neckt, alle sich unterwirft, Götter und Menschen und Thiere, keines Standes, keines Alters schont.

Amor bei Hofe. Die Liebe auf dem Thron, die Liebe erhebt zum Thron. Amor krönt die Prinzessin von Ferrara, schönes Bild von Lorenzo Costa. Einer liebenswürdigen Fürstin dienen die Amorn. Das ist alles schön und natürlich. Doch wurde dieser Hofdienst der Eroten im allegorischen Zeitalter, zumal in Frankreich unter Ludwig XIV. mißbraucht. Amorn und Amoretten füllten alle Zimmer der vergötterten Maitresse wie Fliegen an, umschwärmten alle Perücken und Frisuren, schmiegten sich in alle Falten der Reifröcke und Schleppen und verloren alle Bedeutung durch ihre Menge und abgeschmackte Anwendung.

Artig gedacht ist Amor in Opposition mit dem Hofe, ironisch gleichsam als Hofnarr, der die Etikette verhöhnt und die höchsten zu den niedrigsten Ständen herabzieht, oder als Thriumphator. Amor, der Kronen und Scepter, Wappen und Orden mit Füßen tritt. Amor mit der Freiheitsmütze auf dem Pfeil.

Eros und der Kriegerstand. Eros selbst ist ein Sohn des Kriegsgottes. Sehr gut sagt Ovid (amor. 9): jeder Liebende ist ein Krieger, jede Liebe ein Feldzug, jedes Bewerben eine Belagerung, jede Schäferscene eine kleine Schlacht. Mars ist der Venus Liebling, denn als Held ist der Mann am schönsten und gefällt den Frauen am meisten. Darum hilft auch Amor keinem Liebhaber der Venus so eifrig, als dem Mars, neckt ihn aber auch zuweilen und wird eben so oft dafür bestraft. Amor waffnet und entwaffnet. Amor mit der Fahne, mit der Trommel. Amor tröstet einen Verwundeten ɩc.

Eros und die Gelehrsamkeit. Amor komisch als Pedant in einer großen Allongenperücke. Amor als Schulmeister. Aber auch wieder als Verächter der Wissenschaften. Amor zerreißt ein Buch, steckt eine Bibliothek in Flammen ɩc. Amor überwindet die scharfsinnigsten Dialektiker, macht die Klügsten dumm, ist der größte unter allen Sophisten, wie schon Achilles Tatius sagt.

Mit der christlichen Geistlichkeit scheint Amor gar keine Berührung zuzulassen. Doch wurde er schon im Mittelalter benutzt, um diejenigen zu necken, welche das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatten, ohne es halten zu können. So findet man in des Knaben Wunderhorn (II. 351) ein altes originelles Zwiegespräch zwischen Amor und einem Einsiedler. Später spielte Amor in den obscönen Spottgedichten,

mit welchem die französischen Atheisten den alten Glauben der Kirche verfolgten, eine nicht unbedeutende Rolle, und führte seinen lustigen und siegreichen Krieg mit den Klöstern.

In rein satyrischer Beziehung, einer wirklich kirchlichen Verderbniß gegenüber, kann man sich dieses Vorkommen Amors gefallen lassen. Dagegen ist jede sentimentale Anwendung zu mißbilligen. In einem Gedicht von Thomas Moore glaubt eine fromme Nonne mit einem unschuldigen kleinen Cherubim zu spielen; aber siehe, es ist Amor. Der Gedanke frappirt, ist aber nicht glücklich. Ein Engel im christlichen Sinn und der Umgang einer Nonne mit ihm hat etwas zu Zartes und Heiliges, um in das triviale Gebiet hinabgezogen zu werden. Doch findet man Aehnliches sogar auf katholischen Kirchenbildern aus der Jesuitenzeit. Bernini malte die heilige Theresia in höchster Entzückung, die zwar nur eine geistige seyn soll, aber den sinnlichsten Ausdruck hat, auf Wolken wie in einem Bette liegend und die Augen vor Wollust schließend, während ihr die ewige Liebe in Gestalt eines Amors mit dem Pfeil das Herz durchbohrt. Auch ältere Maler gefielen sich schon in der sehr unpassenden Vergleichung des Christuskindes mit dem Amor. Parmeggiano malte den Eros an der Brust der Venus, wie man sonst die Madonna mit dem Kinde sieht, viel zu mütterlich für eine Venus. Murillo dagegen malte die heil. Rosalia, wie sie das kleine Jesuskindlein über einen Blumenstrauß hält, als ob es ein Eros wäre.

Der bürgerliche Amor mit den Attributen der Innungen und Gewerbe kam im allegorischen Zeitalter hauptsächlich in Holland, England und in den wohlhabenderen deutschen Reichsstädten auf, bei öffentlichen Festzügen und auch bei Hochzeiten. Der wildeste Humor machte, was an den Beziehungen trivial erschienen, wieder gut. Amor mit der Klystirspritze be-

deutete der verschämten bürgerlichen Braut einen Doctor zum Bräutigam. Amor mit dem Bierglas bedeutete den Bierbrauer, mit dem Bretzel den Bäcker, Amor im Stiefel den Schuhmacher ꝛc. Bei Hoffmannswaldau und andern Dichtern der zweiten schlesischen Schule kommt Amor als Advocat, als Krämer, als Schatzgräber, als Bergmann, sogar als Trödeljude vor; bei Michaelis trägt er den Gustkasten herum ꝛc.

Bis zum Bauernstande herab verstieg sich die gelehrte Allegorie nicht. Nur in den arkadischen Schäferspielen bei Hofe, in denen man ein ideales Landlebeu sich vorspiegelte, faud Amor wie in den Hirtengedichten des Theokrit seine Stelle. Eigentlich fing die allegorische Didaktik schon im Mittelalter mit dem Gedicht vom Gott Amur an, welches nichts als eine langweilige ars amandi ist. Die Schulpedanten des siebzehnten Jahrhunderts ersannen folgendes sinnreich alberne Wortspiel:

Amores.
Sex fuge, quinque tene, fac bis duo, trina sequentur.

Eros und der Reichthum. Eros ist das Kind des Reichthums und der Armuth, beiden gleich nahe verwandt. Bald verachtet er den Reichthum und tritt Geldhaufen mit Füßen. Bald bringt er reiche Geschenke dar, wühlt in Schätzen, bietet Schmuck an, schüttet den liebenden Mädchen Perlen in den Schooß, streut verschwenderisch Gold aus, schläft auf Schätzen. Bald sucht er Reichthum, tauscht von Hermes dessen Beutel gegen seinen Pfeil und Bogen aus, wie Lessing schildert:

Mercur und Amor zogen
Auf Abenteuer durch das Land.
Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen;

Die Habsucht verlachte den Jammernden kalt,
Und packte den Spielgewinn ein.
Sie wandelt seitdem oft in Amors Gestalt,
Und rühmet sich, Amor zu seyn.
Kein Wunder, daß diese Verlarvung ihr glückt,
Da sie mit der Rüstung des Gottes sich schmückt!

Wie mit allen Ständen, so spielt Eros auch mit allen Charakteren und berückt jeden, bringt jeden aus der Fassung. Dieß ist schon durch seinen Sieg über die verschiedenen Götter wie über die Thiere bezeichnet. Hier noch einige Nachträge.

Amors Schelmereien. Amor in der Gestalt des kleinen Askanius schleicht sich ins Herz der Dido, reizendes Bild bei Virgil. — Amor überrascht eine Amazone und trifft sie mit seinem Pfeile. — Amor mit der Geißel. Ein Eros schreckt den andern mit einer fürchterlichen Maske. Einer schreckt den andern, indem er ihm durch ein großes Muschelhorn ins Ohr bläst. Amor pflügt mit einem ungleichen, mit einem traurigen, mit einem zornigen Liebespaar. (Lauter artige antike Bilder auf geschnittenen Steinen.) Amor als Dieb steigt über einen Zaun. Amor entführt der schönen Neobule Spindel und Gewebe (Horaz Oden III. 12). Amor schneidet einer Spinnerin den Faden ab. (Auf einem Basrelief von Thorwaldsen spinnt Amor selbst als Parze den Lebensfaden.) Amor überrascht eine Nymphe und hält ihr von hinten die Augen zu. Amor versteckt sich hinter eine Schürze. Amor flüstert einer schlummernden Nymphe einen süßen Traum ins Ohr. Amor liest in einem Buche laut lachend. Amor versteckt sich in einen Fuchspelz. Amor löscht ein Licht aus.

Eros wird für einen Vogel gehalten und gejagt. Da ruft Bion dem Jäger warnend zu, inne zu halten. (Nach der Vossischen Uebersetzung):

Kunstreich übte den Fang ein vogelstellender Knabe
Im vielstämmigen Hain, und sah den entflohenen Eros,
Der auf dem Burbaumast ausruhete. Wie er ihn wahrnahm;
Herzlich erfreut (denn traun ein gewaltiger Vogel erschien er),
Fügt er sie all' aneinander, die klebenden Rohre des Fanges,
Lauerte dann auf den dort und dorthin flatternden Eros.
Aber der Knab', unwillig, dieweil kein Ende zu sehn war,
Schwankte die Rohre hinweg, und lief zu dem altenden Pflüger,
Welcher den künstlichen Fang ihn lehrete. Dießmal erzählt' er
Alles und zeigt' ihm Eros den Flatterer. Aber der Alte
Schüttelte lächelnd das Haupt, und gab dem Knaben die Antwort:
Laß die gefährliche Jagd, und komm nicht nahe dem Vogel!
Hebe dich fern! Schlimm meint es das Unthier! Preise dich glücklich,
Während du nimmer ihn fängst! doch sobald du zum Manne gereift bist,
Dann wird er, der jetzo mit flüchtigem Schwunge zurückfährt,
Plötzlich von selbst annahn, und dir auf die Scheitel sich setzen.

Ovid überhäuft den Eros (amor. II. 9.) mit Vorwürfen, warum er gerade seine treuesten Freunde und Diener mißhandle und die besten Krieger in seinem eigenen Lager verwunde?

Wie übel uns Eros aber auch begegnet, dennoch können wir nicht von ihm lassen. Nach der griechischen Anthologie von Herder:

Man verkauf' ihn! Und ob er so süß im Schooße der Mutter
Wie ein unschuldiges Kind schlummre; verkaufet ihn doch.
Denn er ist ungezogen, ein loser Bube, geschwätzig,
Wild und böse, der ja selber die Mutter nicht schont.
Leichtgeflügelt und keck: er kratzt mit den Nägeln; er weinet
Kläglich und wenn er dir weint, lacht er im Herzen dich aus.
Kurz, ein Ungeheuer. Verkauft ihn. Wo nur ein Schiffer
Sein begehret, er nehm' immer den Bösewicht hin.

Aber sehet, er weint! er fleht! — Sey ruhig, o Lieber,
Glaub's, ich lasse dich nicht! Dich und Zenophila nie.

Noch einige Spiele des Eros. Amor schaukelt eine Nymphe. Amor spielt mit einem Papagai. Amor spielt mit einem kleinen Mädchen und unwissend gewinnt sie ihm das Glück ihrer Zukunft ab. Amor würfelt mit dem Ganymed (nach Apollonius Rhodius). Amor macht Seifenblasen. Amor auf Stelzen (von Albrecht Dürer). Eroten spielen mit dem Reifen, Eroten spielen Verstecken (auf einem pompejanischen Wandbild, bei Neuern spielen sie auch Blindekuh). Eroten ringen mit einander. Eroten tragen mühsam ein schweres Füllhorn.

Eros wird auch zuweilen als ein Wanderer dargestellt, als lustiger Abenteurer, der überall verliebte Intriguen angezettelt. Einer der viel geliebt hat, könnte sich jede seiner Liaisons unter einem eigenen Eros mit besondern Attributen vorstellen. Aber über Manchen würden sie rächend wie ein Bienenschwarm herfallen.

Die neuen Dichter haben den Eros in dieser Beziehung immer viel mit Herzen spielen lassen, — ein Symbol, das dem classischen Alterthume nicht sehr geläufig war, obwohl es bei Dichtern vorkommt (nie bei bildenden Künstlern). Anakreon macht in einem reizenden Bilde sein Herz zu einem Nest der Eroten. Alles wimmelt darin von den kleinen geflügelten Wesen; einer ist noch im Ei, einer schlüpft eben aus, andere fliegen schon ꝛc. Guarini frug geistvoll: ist Amors Nest in den Augen meiner Geliebten oder in meinem Herzen?

Don' hai tu nido Amore
Nel viso di Madonna, o nel mio core?

Amor will ein Herz halten, aber da es selbst geflügelt ist, fliegt es ihm davon. Amor martert ein Herz, wägt

zwei Herzen auf einer Wage. Der Dichter des Romans von der Rose sagt: Amor habe ihm eine Menge Pfeile ins Herz geschossen und jeder bedeute eine Tugend seiner Geliebten. Ziemlich trivial sind die modernen Vorstellungen: Amor schießt nach einem Herzen, wie nach einer Scheibe, brät ein Herz am Spieß, schlägt Feuer an einem Herzen, fischt ein ganzes Netz voll Herzen, kocht Herzen in einem Kessel ꝛc.

Wir müssen nun auch von den Leiden des Eros reden. Sie sind von doppelter Art: entweder bedeuten sie die Schmerzen der Liebe überhaupt, oder wird er für die Schmerzen, die er muthwillig erregt hat, bestraft. Hier einige der beliebtesten Bilder.

Eros schläft und wird entwaffnet. Er wird, sich sträubend, fortgeschleppt. Er wird gebunden. Er wird bei den Flügeln gehalten. Die Flügel werden ihm zusammengebunden, beschnitten oder ausgerupft. Er sitzt gefangen hinter einem Gitter. Er bricht aus dem Käfig.

Anakreon singt: Eros lag gefesselt bei der Schönheit. Er sollte befreit werden, aber er wollte nicht.

Der englische Dichter Coleridge läßt den armen Amor von den nordischen Elfen und Gnomen durch Wildnisse und Dornen jagen und zuletzt auf den Rücken eines Igels treiben.

Amor gähnt aus Langweile. Amor schämt sich. Amor friert. Amor weint, schreit, ist verwundet, fällt zu Boden, bekommt die Ruthe. Amor schwer ziehend im Pfluge (nach Moschus). Amor erliegt unter einer Steinlast. Amor als Sklave, gefesselt, mit der Hacke arbeitend.

Moderne Sentimentalität hat den heitern Charakter des Amor oft verfälscht und ins Weinerliche gezogen. Dieß ist immer ein Fehler. Amor weint nur, wenn er gestraft wird. Wenn er andere weinen macht, so freut er sich darüber. Nie aber weint er Thränen der Rührung. Deßhalb war es ge-

wiß nicht im Geist des classischen Alterthums gedacht und empfunden, wenn William Motherwell — um hier nur eines jener sentimentalen Beispiele anzuführen — den Amor als ein so überzartes Wesen beschreibt, daß selbst Blumenthau noch eine zu materielle Kost für ihn ist, und daß er sich einzig von Wehmuthsthränen nährt. Dieses Gedicht lautet nach der Uebersetzung von Heintze:

Sag mir, schöne Maid, vor allen,
    Was soll Amors Nahrung seyn?
Morgenthau, der frisch gefallen
    Auf die Blätter grün und rein?
Oder Rosen wie Korallen
    Und getränkt mit Honigwein?
        O nein, o nein!
        Laß Rosen seyn
Und Thaustern' an dem grünen Blatt:
        Andres macht
        Als du gedacht,
Den zarten, süßen Säugling satt.

Gib ihm Seufzer, welche beben
    In dem Mund, der schweigt, doch sprüht;
Laute, die der Brust entschweben,
    Daß die Wange loh erglüht;
Magst ihm auch Erröthen geben
    Und den Blick, der sucht, doch flieht.
        So Zartes speist
        Der kleine Geist,
Solche Kost ist gut und leicht;
        Und mit der Thrän'
        Von süßen Wehn
Wird das holde Kind gesäugt.

Wir wollen uns der Mühe überheben, noch mehr solche Weinerlichkeiten etwa auch aus deutschen Dichtern beizubringen. Sie sind überall verfehlt und nicht einmal auf den

indischen Kama anzuwenden, obgleich dieser um ein gutes Theil weichherziger ist, als der classische Eros.

Der gefährlichste Feind des Eros ist die Zeit. Doch besiegt sie ihn nur langsam; anfangs ist er ihrer Herr, oder sie ist für ihn gar nicht einmal da. Ueber der Liebe vergißt man die Zeit. Man sieht Amor auf einer Schnecke reiten, d. h. er nimmt sich Zeit, er bleibt treu, auch wenn er lange warten muß. Oder er fährt mit zwei Greifen, die das Ausdauern und Festhalten bedeuten. Auf einer Gemme sieht man ihn fahren, indem er einen Vogel und eine Schnecke zugleich vorgespannt hat (Eile mit Weile).

Die Neuern haben ihn öfter mit dem Chronos, dem Gott der Zeit in Verbindung gebracht. Amor stiehlt dem Chronos die Sanduhr, oder die Sense. Chronos stutzt dem Amor die Flügel (berühmtes Bild von Van Dyck), entwaffnet ihn 2c. Sehr schön sagt Th. Moore in seinem Gedicht: „Amor und die Zeit" übersetzt von Oelkers:

Man sagt — ob's unwahr oder wahr,
Laßt, die geschaut es, sagen —
Daß Zeit und Amor nur ein Paar
Von Schwingen hat zu tragen.
Bei erster süßer Lieb' alsdann
Ist's unnütz oft dem Knaben,
Drum, tändelt er bei Liebchen, kann
Der Graubart stets es haben.
Zeit hat ihr Spiel dann gern;
Wie schnell flieht sie und fern!

Kurz ist die Frist nur, kurz wie hell,
Die Schwingen ihr zu borgen;
Wenn Zeit war heute flüchtig, schnell,
So ist es Amor morgen.
Amor und Zeit! nur Wechsel dann
Ist trüb und hart vor allen,

Wenn die zu hinken nun begann
Und jener muß entwallen.
Wohl flieht dann Amor gern,
Wie schnell flieht er, und fern!

Doch ist 'ne Maid — ich bin ihr Sklav,
Und mag mit Lust ihr dienen —
Die wohl weit beſſ're Theilung traf,
Die Holde, zwiſchen ihnen.
Wie gut ſie ihre Flüge lenkt!
So mild ſtimmt ſie ſie immer,
Daß Amor nie an Schwingen denkt,
Und Zeit ſie ablegt nimmer.
Zeit hält da Feſt; wie gern
Wie ſchnell flieht ſie und fern.

Den Flügeltauſch zwiſchen Eros und Chronos beſingt auch Langbein mit Glück:

Der Gott der Zeit ward grau und alt
Und ihm das Reiſen ſchwer,
Doch drängte Jupiters Gewalt
Ihn über Land und Meer.
Er mußte fort,
Von Ort zu Ort;
Kein Seufzer, keine Klage
Erwarb ihm Ruhetage.

Matt ſchlich, den Stab in ſeiner Hand,
Der ſilberbärt'ge Greis
Durchs Afrika's erglühten Sand
Und über Grönlands Eis;
Und überall,
Der Welt zur Qual
Durchzog des Erdballs Theile
Mit ihm die Langeweile.

Gleichgültig ſah der Götter Schaar
Des Alten Müh' und Pein;

Nur Amors zarte Seele war
Nicht fühllos wie ein Stein.
Weg aus dem Saal
Des Himmels stahl
Das gute Kind sich leise,
Und flog hinab zum Greise.

Er fand ihn bald auf rauher Bahn,
Und sprach mit holdem Gruß:
„Saturn nimm meine Flügel an,
Du bist nicht wohl zu Fuß!"
Und schnell beschwingt
Durchflog, verjüngt
Und rasch wie Phöbus Pferde,
Saturn das Rund der Erde.

Wenn er so reiset, dünkt ein Jahr
Uns nur ein Augenblick;
Doch fordert oft sein Flügelpaar
Der Liebesgott zurück.
Dann fällt der Greis
Ins alte Gleis,
Und, was Minuten waren
Verlängert sich zu Jahren.

Bei den Neuern wird aus demselben Grunde Amor oft mit Uhren in Verbindung gebracht. Ein beliebtes Möbel ist die Zimmeruhr, die von zwei Eroten getragen wird, in der That ein lieblicher Gedanke. Man gibt dem Amor auch in jede Hand eine Sanduhr, um anzudeuten, wie den Liebenden die Zeit hier langsam, dort schnell verläuft. Hieher gehört: „Amor und die Sonnenuhr," ein artiges Gedicht von Thomas Moore (übersetzt von Oelkers):

Eine Sonnuhr fand Amor in schattiger Nacht,
Wo nie wallten Menschen, kein Sonnenstrahl lacht;
„Was liegst du im Dunkel?" so fragt Amor sie,

„Statt daß fröhlich die Zeit dir im Sonnenschein flieh?"
„Mich sah," sprach die Sonnuhr, „nie sonniger Schein,
Mir muß Mittag, wie Nacht, Amor, einerlei seyn."

Die Sonnuhr zog Amor vom Schatten sofort,
Und stellt sie auf einen warmsonnigen Ort.
Da ruht sie von Amor betrachtet, nun froh,
Während sonnenbemerkt Stund um Stund ihr entfloh!
„Wie kann," sprach die Sonnuhr, „ein Mägdlein, gemacht
Zum fröhlichen Glanz, nur auch ruhen in Nacht?"

Doch Nacht kam heran nun und Sonnenschein schwand,
Bis ferner bei ihr auch nicht Amor mehr stand,
Vergessen und kalt, während rings um sie dar
Stürmt Regen und Wind, nimmt sie traurig nun wahr,
Daß ein Paar lichter Stunden nur Amor gebracht,
Und den Rest überlassen dem Regen, der Nacht!

Wie glücklich Eros auch die Zeit lange hinwegscherzt, endlich besiegt sie ihn dennoch, indem das Alter naht. Zwar auch mit dem Alter treibt er noch oft seinen Scherz, aber es sind die letzten Ergüsse seiner Laune. Das Verhältniß des Eros zu den Lebensstufen ist am schönsten und geistvollsten aufgefaßt in dem berühmten Sinnbild der in einem Korbe zu Markt gebrachten Eroten, das schon bei den Alten ein Gegenstand der Malerei (in Pompeji) und der Dichtkunst (in der griechischen Anthologie) war und das unlängst Thorwaldsen in einem Basrelief noch umfassender wiedergegeben hat. Ein Korb voll Eroten zum Verkauf. Ein kleines Mädchen drückt den einen, der zu ihr strebt, in den Korb zurück. Zwei junge Weiber schmeicheln dem Eros, den sie gekauft haben. Ein anderer sitzt einem ernsten Mann triumphirend auf der Schulter. Endlich hascht ein Greis nach einem Eros, der ihm aber spottend entfliegt. Auf einem

andern Bilde von Thorwaldsen spinnt Amor den Lebensfaden gleichsam mit den Spolien der Parzen. Da die Heuschrecke bei den Alten ein Sinnbild des Greisenalters war, mag eine Gemme bei Lippert (N. 51), die uns einen von einer Heuschrecke niedergeworfenen Eros zeigt, in diesem Sinne gedeutet werden.

Daß übrigens kein Alter den Eros ausschließt, hat ein Lied des englischen Dichters Campbell am artigsten durchgeführt: Eros wird im Frühling unter Rosen geboren, aber er kann nie wieder die Erde verlassen, denn der Sommer reizt ihn durch süße Früchte, der Herbst durch das Vergnügen der Jagd, und der Winter schmeichelt ihm fast mehr als alle andern, indem er ihn wärmt und pflegt und liebkost. Eros selbst liebt zwar das Alter nicht, sucht es aber auch zuweilen auf, um es zu necken. Liebliches Gedicht Anakreons vom Eros, der im Regen zu ihm kommt, sich bei ihm zu wärmen, ihn aber boshaft mit dem Pfeil verwundet.

Dagegen ist das Alter, das absichtlich noch mit dem Amor kokettirt, höchst lächerlich. So die Königin Elisabeth von England, die schon fünfzigjährig bei einem Einzug in die Stadt London sich noch wohlgefällig von einem verkleideten kleinen Amor begrüßen ließ, der ihr einen goldenen Pfeil überreichte (Flögel Geschichte des Groteskkomischen S. 215).

Hat der Tod endlich den Gegenstand der Liebe geraubt, so bleibt dem Eros noch die Klage. Die Liebe trauert um den todten Geliebten. Kahlgeschorene Eroten weinen mit der Venus um ihren Adonis. Amoren weinen um die schöne Cleopatra, die todt daliegt mit der Schlange. (Antiker Stein bei Stosch.) Amor schreibt eine Grabschrift, pflanzt Blumen auf ein Grab, errichtet Trophäen. Amor im Trauerflor,

Sehr geistvoll ist der Gedanke, daß Eros und der Tod ihre Pfeile wechseln. (Altspanische Romanze bei Depping S. 402.)

Die Liebe ist aber zuletzt dennoch stärker als der Tod. Amor mit den Spolien des Pluto. Amor führt den Cerberus gefesselt aus der Unterwelt herauf (Basrelief von Thorwaldsen). Amor steigt lachend aus einem Sarge, der sich mit Blumen anfüllt. Amor lacht einen Todtenkopf an. Auf einem satyrischen Bilde führt Amor schalkhaft eine in Trauer gekleidete Wittwe.

Auf antiken Sarkophagen ist zuweilen Amors Auferstehung und Apotheose dargestellt. Er erwacht, wird von acht seiner Gespielen empfangen und taumelt noch in süßem Erstaunen. Ein andermal fährt er über das Meer zu den seligen Inseln (auf in Rom befindlichen Sarkophagen).

Der poetische Contrast zwischen dem lichten, freundlichen Eros und den finstern Schrecken der Unterwelt ist am glücklichsten aufgefaßt worden von dem späten römischen Dichter Ausonius, der an der Mosel lebte. Sein „gekreuzigter Amor" lautet in einer, in Nebendingen ein wenig abgekürzten Uebersetzung:

Dort im Nebelgefild, das Maro's Muse besungen,
Wo ein Myrthenhain wahnsinnige Liebe beschattet,
Feierten Heroiden die Orgien, jede noch an sich
Tragend des Todes Maal, der sie vom Leben geschieden,
Schweifend tief im Gebüsch, in ungewisser Beleuchtung,
Unter haarigem Schilf und schlummerschwangerem Mohne,
An nie wallender See, an niemals murmelnden Bächen,
Deren Ufer entlang, hinwelkend in ewiger Dämmrung
Blumen weinen, die Könige einst und Jünglinge waren,
Der für sich selbst erglüht, Narcissus und Hyacinthus,
Crocus in goldenem Haar, geschmückt mit Purpur Adonis

Und vom Dichter beseufzt der Salaminier Aeas.
Was sie in Thränen, von unglücklicher Liebe geängstet,
Leiden hier, die den Schmerz selbst nicht im Tode vergessen,
Weckt die Erinnerung auch, die verlorene, den Heroiden.
Semele zagt um das Kind des Blitzes, die grausam getäuschte
Mutter, suchet es noch in den Trümmern der brennenden Wiege,
Dämpfet das Feuer noch des nur eingebildeten Blitzes.
Cänis, welche sich einst erfreut der männlichen Bildung,
Schwärmt der entschwundenen Form noch nach in sehnender
Trauer.
Prokris trocknet die Wunde und küsset noch ihres Mörders
Cephalus blutige Hand. Noch trägt die rauchende Lampe,
Niedergestürzt vom Thurm, das zärtliche Mädchen von Sestos.
Dort verschmäht Harmoniens Schmuck gramvoll Eriphyle,
Sucht Pasiphae noch die Spur des blendenden Stieres,
Hält Ariadne noch den ringsumwundenen Knäuel,
Starrt den verschmähten Brief noch an die verzweifelnde
Phädra rc.
Ach und jene sogar, die einst durch latmische Felsen
Schlich, um Endymions Schlaf in stiller Nacht zu belauschen,
Luna selber irrt noch umher mit Fackel und Halbmond.
Hundert andre, wie sie, von alter Liebe gemartert
Künden ihr tiefes Weh in süß und traurigen Klagen.
Da mit rauschendem Flug die Schatten der Unterwelt theilend
Stürzt' mitten unter sie der unvorsichtige Amor.
Alle erkannten ihn und erinnerten plötzlich sich alle
Ihres Verderbers, obgleich die feuchten Nebel die Fackel
Ihm verdunkelten und den Bogen und goldenen Köcher.
Sie erkennen ihn, ha! den einzigen Feind und ersticken
Seinen zagenden Flug im Gewölk der drängenden Schatten
Und umstehn ihn im Kreis, den Zitternden, der nicht entfliehn
kann.
Racheglühend ersehn sie sich aus die schreckliche Myrthe,
Voll des göttlichen Fluches, von der Proserpina vormals
Weil er die Venus ihr vorzog, den Adonis gekreuzigt.
Hier auch hängen sie auf am hohen Stamme den Amor,

Binden ihm hinterwärts die Hände, umstricken die Füße
Dem Lautjammernden und kein Mitleid lindert die Pein ihm.
Alle verwünschen ihn, vorzeigend die Maale des Todes,
Den sie geduldet um ihn, und in der Wollust der Rache
Sucht ihm jede zu thun das, was sie selber gelitten.
Die hebt den Strick empor, des Dolches Lustbild die andre,
Die will vom Fels herab, der nicht vorhanden, ihn stürzen,
Jene hinunter ins Meer, das sich vorbildet ihr Wahnsinn,
Jene wähnet in Wuth nach ihm die Fackel zu schleudern.
Ach und dennoch erschreckt es das Kind, das zittert und weh-
klagt.
Myrrha selber beschwört die Rasenden, nicht zu zerreißen
Ihren grünenden Leib und thaut auf den weinenden Knaben
Eigene Thränen herab, des Stamms hellschimmernden Bernstein,
Andere wollen ihn nur ein wenig necken und prüfen,
Ob sein Blut, von dem Dorne geritzt, in Rosen sich wandelt.
Seine Mutter sogar, die wie er selber gefrevelt,
Drängt sich herzu und klaget ihn an und wirft ihren eigenen
Schimpf ihm vor, daß er sie und den Mars nicht besser gehütet
Vor dem Netze Vulkans, und Schläge fügt sie den Worten
Bei und züchtiget ihn mit dem Dorn, daß rings seinem Blute
Eine Fülle von Rosen entblüht. Da erbarmen sich endlich
Selber die Heroinen, verzeihn dem Knaben und geben
Nur dem Fatum die Schuld des Jammers, den sie erduldet,
Und auch Venus verzeiht und dankt noch lächelnd den Andern.

Ehe wir den antiken Eros verlassen, nur noch einige wenige Worte über die vornehmsten Kunstwerke, die ihn darstellen.

Im Alterthume war (nach Pausanias) eine Statue des Eros in Gesellschaft des Himeros und Pothos, welche der große Bildhauer Skopas für die Stadt Megara verfertigt

hatte, vorzüglich berühmt. Ferner ein Eros, der den Herakles beugt, von Lysippos. Ein den Blitz schwingender Eros in der Curia der Octavia, der aus Griechenland nach Rom gebracht worden war und den man bald dem Skopas bald dem Praxiteles zuschrieb. Von des unsterblichen Praxiteles' Meisterhand selbst waren drei Eroten als die größten Kunstwerke des Alterthums berühmt, der parische, der thespische und der messenische. Vergl. O. Müllers Archäologie S. 109. Der thespische war nach des Künstlers eigenem Urtheil der schönste. Praxiteles hatte einst der schönen Phryne, jener weltberühmten Hetäre, die ganz Griechenland bezauberte, eine seiner Arbeiten versprochen. Sie wollte wissen, welche die beste sey, um sie dann von ihm zu verlangen und bediente sich dazu einer List. Sie schreckte nämlich den Künstler, indem sie zu ihm hereinstürzte und sagte, es brenne. Da suchte er unter allen seinen Kunstschätzen zuerst den thespischen Eros zu retten und verrieth so, was sie wissen wollte.

Von diesem Eros des Praxiteles sagt die griechische Anthologie:

Als Praxiteles einst auch unter die Liebe das Haupt bog,
  Schuf er der Siegerin hier seiner Empfindungen Bild,
Diesen Amor. Er nahm aus seinem Herzen die Züge
  Und gab Phrynen ihn hin, gab ihr zum Lohne den Gott.
Dafür lohnte sie ihn mit neuer Flamme. Die Liebe
  Kennt nur Liebe zum Lohn; Liebe zum Gegengeschenk.

Bei Philostratus (Standbilder 4 und 11) findet man äußerst schwülstige Schilderungen der Eroten von Praxiteles Auch unter Lessings Gedichten finden sich mehrere ziemlich frostige Epigramme auf eine reizende Statue des Amor. Z. B. Er ist nicht wirklich von Marmor, sondern nur erstarrt in der Bewunderung deiner Schönheit, o Mädchen — oder er

ist wirklich nur von Stein und todt, aber das Leben, das ihm fehlt, kann dein Blick ihm geben.

Die schönsten noch erhaltenen Statuen des Amors sind die lieblichen Gruppen Amors und der Psyche, die sich küssen, zweimal vorhanden auf dem römischen Capitole und in Florenz. Ihnen reiht sich nicht unwürdig der schöne sinnende träumerische Amor eines neuern Bildhauers, unsers Dannecker, an. Das reichste und schönste aus der neuern Zeit sind aber die berühmten erotischen Basreliefs von Thorwaldsen.

Unter den Malereien stehen obenan die lieblichen Fresken Raphaels in der Farnesina. Berühmt ist auch der feurig blickende Eros von Mengs, der den Pfeil befühlt.

Geistreich war der Gedanke, das Diadem einer liebenswürdigen Königin aus lauter Eroten in Brillanten zusammenzusetzen, die nobelste Arabeske, die sich denken läßt.

Der antike Eros, den wir adoptirt, und dessen Poesie noch immer unter uns fortblüht, hat einen ältern Bruder in Indien, der ihm zwar in mancher Beziehung sehr ähnlich ist, ihm aber doch an plastischer Klarheit und Einfachheit nicht gleich kommt. Der indische Liebesgott Kama oder Kamadewa enthält schon in seinem Namen die Wurzel, die sich nicht nur im hebräischen כָּמַהּ, schmachten, sich sehnen, buchstäblich wiederholt, sondern die wir auch in den lateinischen Worten Amor und amare, im griechischen *γάμος* Hochzeit, *γαμέω* heirathen, und wenn man will auch noch im deutschen Worte Scham wiedererkennen. Da der indische Kama sehr viel mit Blumen zu thun hat, erklärt sich hieraus vielleicht auch das arabische Wort Kamaïl, der Blumenkelch, und

das lateinische Wort gemma, die Knospe, und wenn wir so oft Eroten auf antiken Gemmen oder Cameen finden, so sollte man vermuthen, diese erotischen Gemmen seyen ursprünglich Amulete für Liebende gewesen.

Der indische Kama hat sehr viele Namen, die sein Wesen näher bezeichnen und den Beweis liefern, daß er dem griechischen Eros sehr ähnlich war. Er heißt Pradjumna, der Kühne; Madana, der Muthwillige; Navamaliga, der alles Durchdringende, (der durch sieben Mauern dringt); Mara, der Verborgene; Cinda, der Trügerische; Manumatha, der Berauschende ꝛc. Eigenthümlich ist ihm der Name Anangas, der Körperlose, wodurch das geistige Wesen der Liebe bezeichnet werden soll; ferner die Namen Kusumeshu, der Blumenfreund, und Kusumayndhas, der mit Blumen Kämpfende. Auch ist Vasantas, der Frühling, sein beständiger Begleiter. Ehemals war keiner seiner Tempel ohne einen Lustgarten und Lustwald, der vorzugsweise den Liebenden geheiligt war, in dem sich junge Leute begegneten und kennen lernten. Dieß ersehen wir aus dem herrlichen altindischen Schauspiel Mrichchakati (übersetzt im Theater der Hindu I. S. 113). Als die Muhamedaner Indien eroberten, schien ihnen, die ihre Mädchen einzusperren und unsichtbar zu machen pflegten, ein solcher öffentlicher Verkehr junger Leute, so unschuldig er auch war, anstößig und jene Haine wurden ausgerottet. Unter allen Pflanzen war dem Kama vorzugsweise der Baum Amra mit seinen wohlriechenden Blumen und die um denselben sich rankende Winde Madhawi heilig.

Der indische Kama reitet auf einem bunten Papagai (Redseligkeit und Putzsucht der Liebenden), oder auf einem Sperling oder Fisch (Symbole der Fruchtbarkeit oder vielleicht an den Delphin des Eros erinnernd); oder auch stehend

und mit dem Pfeile zielend auf einem Löwen (Beschreibung der Religion der malabarischen Hindus S. 130). Auf einem Bilde bei N. Müller sieht man ihn auf seinem Köcher reiten, aus dem ein Löwe hervorspringt. Er führt gleich dem Eros einen Bogen, dessen Sehne aber aus einer Reihe von Bienen besteht, um die Süßigkeit der Liebe anzudeuten, und Pfeile von Zuckerrohr mit Blumenspitzen. Zuweilen führt er auch einen Scepter, auf dem ein Sperling sitzt, oder eine Fahne mit einem Fische. Sehr häßlich steht ihm die komische Mütze, die gewöhnliche Zier der indischen Götzenbilder. Er sieht darin fast wie ein kleiner Papst aus.

Er gilt als ein Sohn des Wischnu, des erhaltenden Weltprincips, und zwar soll ihn Wischnu in seiner Menschwerdung als Krischna gezeugt haben. Aber noch sinnvoller machen ihn die Inder auch zu einem Sohn der Maja, der schönen Täuschung. Zuweilen erscheint er als Kind an ihrer Brust ruhend auf einer Lotosblume (dem Sinnbild der Natur), oder er scherzt mit ihr, ganz so wie Amor mit der Venus. Auch dieselbe Macht wird ihm zugeschrieben, wie dem Amor. In einem indischen Liede heißt es: Preis ihm, der selbst Brahma, Wischnu und Schiwen zu Dienern rehaugiger Frauen macht, ganz so wie der griechische Eros als Ueberwinder aller Götter aufgefaßt wird.

Kama hat eine Gemahlin, Reti, welche den Genuß und die Sättigung der Liebe bezeichnet, während er nur die Sehnsucht ist. Sie wird daher als eine wilde Amazone dargestellt, die auf einem schnaubenden Rosse kniend Pfeile abschießt. Zuweilen sitzt sie auch mit Kama vereint auf dem Papagai, oder sie ruhen und spielende Vögel umher tragen sich mit ihren Blumenpfeilen. Als sie ihre Hochzeit feierten, waren alle Götter dabei anwesend, ganz so wie in der grie-

chischen Sage (Beschreibung der Religion der malabarischen Hindu S. 134). Auch sollen sie zusammen einen Sohn erzeugt haben, Aniruddiren, der gleich nach der Geburt ein frommer Büßer wurde und die reinste göttliche Liebe bezeichnet, im Gegensatz gegen die irdische Liebe seiner Eltern. In dem genannten Werk über den Glauben der Braminen in Malabar ist die Mythe vom Kama überhaupt schon etwas nach mystischen Begriffen gemodelt. Ihm liegt ob, die Herzen aller Wesen weiblichen, seiner Gemahlin Reti liegt ob, die Herzen aller Wesen männlichen Geschlechts zu versuchen, und ihr Zweck dabei soll nur seyn, die Herzen zu prüfen, ob sie sich durch sinnliche Reize von der göttlichen Betrachtung und Buße abwendig machen lassen. So mystisch wurde er aber ursprünglich gewiß nicht aufgefaßt, vielmehr galt er als der Gott einer nicht nur erlaubten, sondern auch sogar gebotenen Liebe.

Da Kamadewa alles in Liebe zu vereinigen und neue Wesen hervorzubringen strebt, befindet er sich natürlicherweise in einem Gegensatz zu Schiwen, dem Gott der Zerstörung. Dieß ist in einer äußerst lieblichen Mythe ausgedrückt, die ich hier aus der anmuthigen Erzählung des Baldäus (Malabar, S. 604) und des Fra Paolino (Reisen S. 360) wiedergeben will. Irora, das ist Schiwen, war so anhaltend in heilige Betrachtungen versunken, daß er darüber seiner Gattin, der Mondgöttin Parwati, gänzlich vergaß. Voll Kummer darüber flehte diese verlassene Göttin den Kamadewa an, im Herzen ihres Gemahls die erloschene Liebe wieder zu wecken. Kamadewa that es, aber Irora wurde über diese muthwillige Störung so erzürnt, daß er den kleinen Gott mit seinem dritten Auge, das ganz voll Feuer war, vernichtend ansah und auf der Stelle in Asche verwandelte. Parwati betrübte sich

darüber zu Tode, wurde aber wiedergeboren auf dem Berge Timana und lebte hier als Büßerin. Alle Weiber in der Welt waren in Verzweiflung, aßen und tranken nicht mehr und faßten schon den Entschluß, sich gemeinsam zu erhängen, denn seit der Gott der Liebe todt war, gab es für sie auf Erden nichts mehr zu thun. Da erbarmte sich Irora endlich seiner Gemahlin und der übrigen Weiber, und erlaubte, daß Kamadewa von den Todten erweckt werde. Dieß geschah, indem alle Götter gemeinschaftlich etwas von dem Amrita, dem Trank der Unsterblichkeit, auf seine Asche träufelten. So nun wurde der todte Kamadewa wieder lebendig, aber körperlos. Nur in den Herzen, nur in der Einbildungskraft sollte er fortleben und die Menschen zur Liebe reizen. Zum Andenken an dieses Ereigniß feiern die indischen Frauen in der Christnacht ein großes Fest, dem strenges Fasten vorhergeht, wobei sie Blumen, Milch und Reis opfern und im Mondschein sich schaukeln und tanzen. Dieser Zeitpunkt läßt vermuthen, daß unter dem wiedergefundenen Kamadewa ursprünglich die Sonne verstanden worden ist, die um diese Zeit wieder ihre aufsteigende Bewegung beginnt. Mit Recht vergleicht Baldäus den Kampf zwischen Kamadewa und Irora mit dem zwischen Eros und Pan, d. h. zwischen der gestaltenden, harmonischen Weltkraft und dem gestaltlosen disharmonischen Chaos, wovon oben schon die Rede war. Aber die astronomische Bedeutung ist in der schönen Mythe ganz in den Hintergrund verschwunden.

Man weihte dem Kama Blumenopfer, vor allem die wohlriechende Blume oder vielmehr Knospe des Baumes Amra (mangifera); die um diesen Baum rankende Madhawi-Winde (banisteria) war seiner Gemahlin Reti geweiht. So heißt es in der Sakuntala:

Dich weih ich, o Knospe des Amra,
Dem bogenführenden Kama.

Vorzüglich diese Blumenknospe ist Kama's Pfeilspitze. Darum heißt es in Gita Govinda, die liebeschmachtende Radha habe sich auf lauter Pfeilen Kama's gebettet.

In einer indischen Hymne auf den Kamadewa, welche William Jones ins Englische übertragen hat, finden sich manche schöne Gedanken. Gleich im Eingang wird gesagt, wenn der Liebesgott erscheine, erblühe die ganze Natur, schmückten sich Thäler und Wälder, hauchten buhlerische Winde süßen Wohlgeruch und füllte jede Blume sich mit einer Thauperle.

What potent God, from Agra's orient bow'rs
Floats thro' the lucid air, whilst living flow'rs
With sunny twine the vocal arbours wreathe
And gales enamour'd hea venly fragrance breathe?
Hail pow'r unknown! for at thy beck
Vales and groves their bosoms deck
And ev'ry laughing blossom dresses
With gems of dew his musky tresses.

Auch der Gedanke wiederholt sich hier, daß alle Thiere dem Gott der Liebe als ihrem König huldigen:

All animals to thee their tribute bring,
And hail thee universal king.

Kamadewa's Gefolge bildet hier nicht die wilde Begierde, sondern die ewige Treue in einem grünen Gewande und zwölf reizende Mädchen, perlengeschmückte, welche goldene Saiten rühren und dazu tanzen und die rothe Fahne des Gottes schwingen, die mit neuen Sternen den Himmel deckt.



Thy comfort mild, Affection ever true,
Graces thy side, her vest of glowing hue,
And in her train twelve blooming girls advance
Touch golden string, and knit the mirthful dance.
Thy dreaded implements they bear
And wave them in the scented air;
Each with pearls her neck adorning
Brighter than the tears of morning.
Thy crimson ensign, which before them flies,
Decks with new stars the sapphire skies.

Ein anderer Gefährte des Gottes ist Bessent (Vasantas), der Frühling, der ihm sein grünes Kleid webt, seinen Köcher mit Pfeilen anfüllt, Regen macht und die Blumen aufbrechen läßt, und ihm (aus Zuckerrohr) den süßen Bogen bringt und die Sehne mit süßen Bienen besetzt, die dennoch so bitter stechen. Vorn an den Pfeil bindet er fünf Blumen zusammen, um alle fünf Sinne zugleich zu durchbohren.

Thy lov'd companion, constant from his birth,
In heaven elop'd. Bessend, and gay spring on earth,
Weaves thy green robe, and flaunting bow'rs
And from thy clouds draws balmy show'rs;
He with fresh arrows fills thy quiver
And bids the many-plumed warbling throng
Burst the pentblossoms with their song.
He bends the luscious cane and twists the string
With bees how sweet! but ah howkeen their sting
He with five flowers tips thy ruthless darts!
Which thro' five senses pierce enraptured hearts.

Die fünf Blumen werden auch genannt: Chumpa, Amor, Nagkeser, Viticum, Loveshaft, mit welchen zum Theil willkürlichen Namen freilich nicht viel anzufangen ist. Originell ist ferner das Bild vom kleinen Kamadewa, wie er

den allmächtigen großen Gott Schiwa mit seinem Pfeile verwundet. Der alles schreckende Gott ist nun selbst erschrocken und die Stimme seiner Furcht ist der krachende Donner.

> But when thy daring arm untam'd
> At Mahadeo a loveshaft aim'd,
> Heav'n shook and smit with stony wonder,
> Told his deep dread in burst of thunder.

Wie Schiwa sich rächte, ist oben schon bemerkt worden. Der Brahmine, der diese schöne Hymne gedichtet, schließt mit einer Bitte, der Gott möge auch ihm seine milde Gnade zu Theil werden lassen, wenn ihn sein Roß mit den smaragdnen Flügeln (der Papagai) hoch über die Schlösser der Könige trage.

> When thy lory spreeds his em'rald wings
> To waft thee light above the tow'rs of kings.

Eines der schönsten und zugleich einfachsten indischen Lieder auf Kama findet sich in der Sakuntala (hier nach Hirzel):

> O Liebesgott —
> Du und der Mond, wie quält ihr die euch vertrauenden Liebenden, denn
> Wohl hast du nur Blumengeschosse
> Und kühl ist des Mondes Licht;
> Doch ach, wie täuschet ihr beide
> Uns arme Liebende nicht!
> Der Mond mit wintrigem Strahle
> Er schleudert ja Flammen uns zu;
> Aus deinen blumigen Pfeilen
> Schaffst gleich Diamanten du.
> Wahrhaftig,

Stets magst du mich, o du Mächt'ger, aufs tiefste verwunden,

Ich stimme ja bei;

Nur daß auch sie mit den großen berauschenden Augen

Besiegt von dir sey!

Auch die zwei lieblichen von Herder mitgetheilten Liedchen auf den indischen Liebesgott müssen wir hier anreihen:

Kama's Erscheinung.

Ueber den Wolken schwebte, von Flügeln der Weste getragen,
Dessen Wagen, dem rings alles auf Erden gehorcht.
Und leichtfertig lachte der Gott des murmelnden Meeres,
Dem er mit einem Wink Fluthen und Ruhe gebent.
Ihn zu beschatten, stieg aus glänzenden Wellen der Mond auf;
Und die Nachtigall sang ihm ein willkommendes Lied.
Goldene Bienen flogen voran, die Boten der Liebe;
Jungfraun, schmachtenden Blicks, scherzten und buhlten um ihn.
Sey mir gegrüßet, o Gott! Du hast die Holde bezwungen,
Die mit dem schüchternen Blick einer Gazelle bezwang.
Ihre Schwanengestalt, wie die glänzende Sambagomblume
Seiden; die Lippen zart, wie der Tamarei-Kelch,
Süßen Hauches; die Nachtigall schweigt der lieblichen Stimme —
Die, o gewaltiger Gott, hast du im Scherze besiegt,
Wie die Maligra-Blume der Morgenröthe sich aufthut,
Thun sich, blickst du sie an, zärtere Seelen dir auf.

Tamajandri.

O wer schildert Tamajandri's Reize,
Brama's Meisterwerk! In Millionen Jahren
Hatte schaffend sich der Gott geübet,
Und aus aller Herzensfesslerinnen
Feinsten Reizen schuf er Tamajandri.

Kama und die Anmuth, seine Gattin,
Legten, als sie die Gestalt erblickten,

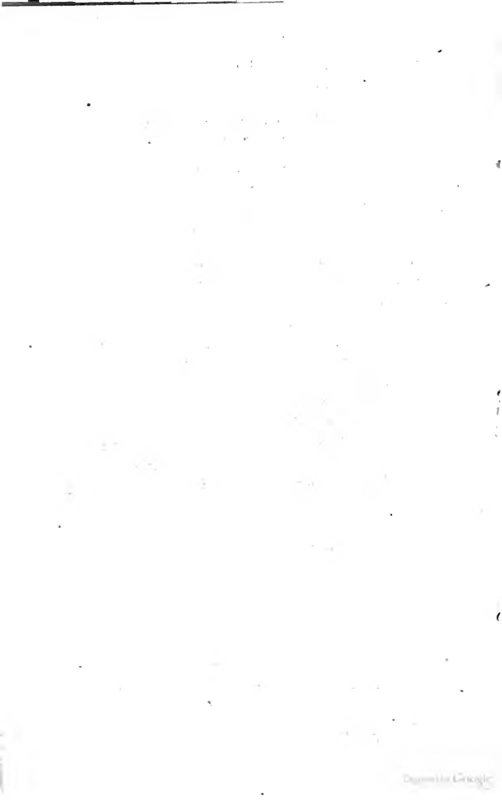
Ihre Götterkränz' ihr an den Busen.
Da erhoben sich der Wollust Hügel,
Rund wie Wilwamfrüchte, leise wallend,
Wie der Ton der seufzend süßen Laute.

Fünf der Pfeile trägt der Gott der Liebe;
Drei davon verschoß er in den Himmel,
Auf die Erd' und in des Abgrunds Reiche.
Die zwei übrigen, o Tamajandri,
Barg der Gott in deine holden Augen.

Verwandt mit der antiken Mythe von Eros und Psyche ist das indische Gedicht Gita=govinda, in welchem der Gott Krischna die Liebe und seine eifersüchtige, kummervolle und zuletzt durch ihre Hingebung unendlich glückliche Geliebte die Seele ist — und das hohe Lied Salomonis, in welchem die Braut und der Bräutigam in einem ähnlichen mystischen Verhältniß zu einander stehen.

Auch die alten Slaven hatten einen kleinen Liebesgott, den Lelia, Sohn der Lada.

Im jüdischen Talmud kommt der Liebesengel Kasmiel vor (dessen Name entfernt an den indischen Kama erinnert) im Gegensatze gegen den Eheteufel Asmodi.



III.

Monographie der Biene.



Wer sollte nicht erstaunen, wenn er sich in die Fülle von Poesie vertieft, womit die Einbildungskraft der Völker von uralter Zeit her die geheimnißvolle Welt der Bienen umkleidet hat.

Man wird zugleich aus diesem einfachen Beispiel ersehen, welche Aehnlichkeit zwischen den Mythen und Dichtungen der verschiedensten Völker statt findet. Nachdem man den Werth der vergleichenden Anatomie für die Zoologie erkannt hat, sollte auch der Gedanke einer vergleichenden Symbolik unseren Alterthumsforschern nicht mehr fremd bleiben.

Bevor wir uns aber in die Symbolik vertiefen, wird es nöthig seyn, eine kurze Naturgeschichte der Bienen vorauszuschicken.

Es gibt eine große Menge Bienenarten, die man noch lange nicht alle kennt. Man unterscheidet darunter solche, die vereinzelt, und solche, die in großen Gesellschaften und gleichsam in Staaten leben. Unter den erstern sind die merkwürdigsten bei uns bekannten Arten folgende: die einsam lebende Grabbiene, die sich einfach ein Loch in die Erde gräbt und ein wenig Honigbrei hineinstopft, in welchen sie ihr Ei legt. — Die schwarze Ballenbiene, welche die Erde schon mit etwas Schleim präparirt und sich eine Art von Erdhütte zum Nest formt. Sie ist sehr haarig und pudert

sich über und über mit Blumenstaub ein, wenn sie Honig sammelt. Dieß gibt ihr ein sehr niedliches Ansehen, besonders wenn sie mit dem rosenfarbenen Blumenstaub der Lavatera bedeckt ist; — die Wandbiene, die sich Nester in Lehmwände baut; — die Mauerbiene, die sich Nester aus Koth zusammenklebt, ganz so wie die Schwalbe. Wahrscheinlich gab dieß Veranlassung zu dem Aberglauben der Alten (dessen Aristoteles und Plinius gedenken), daß die Bienen, um nicht vom Winde verweht zu werden, sich mit kleinen Steinchen beschweren. Doch können damit auch die sogenannten Höschen gemeint seyn, die Wachsballen, welche sich fast alle Bienen an die Hinterbeine kleben, wenn sie ihren Vorrath von Wachs aus den Blumen sammeln. — Die sehr große, schwarzhaarige, dicke und der Hummel ähnliche Holzbiene, die sich ein Nest aus Sägmehl bereitet. — Die Wollbiene, die ihr Nest aus der Wolle von Quitten und andern wolligen Pflanzen bereitet. — Die Seidenbiene, die sich aus einem Schleim, den sie gleich der Schnecke auslässt, ein Gespinnst macht. Anderer minder interessanter Arten hier nicht zu gedenken. Zuweilen wählen die wilden Bienen seltsame Wohnungen. Huber sah sie einmal in Schneckenhäusern nisten.

Alle wilden Arten übertrifft die zahme Honigbiene, die zwar auch ursprünglich und noch überall in Urwäldern wild lebt, sich aber zugleich, wie kein anderes Insect, der Zucht und Pflege der Menschen unterworfen hat. Dieß ist die goldene Biene, die schon das hohe Alterthum pries. Ich will sie hier nicht nach allen ihren Theilen beschreiben, da sie jedermann schon hinlänglich kennt, und erlaube mir nur einige Bemerkungen über ihre Form und ihre wichtigsten Gliedmaßen anzuknüpfen. Sie hat etwas Sanftes im Vergleich mit der Wespe, etwas Zierliches im Vergleich mit der Hum-

mel, etwas Würdiges und Gewichtiges im Vergleich mit der nichtsnutzigen Fliege. Zwar ist unser Auge bestochen, da wir sie als ein harmloses und nützliches Thierchen kennen, aber wenn dieß auch nicht der Fall wäre, würde man sie den genannten Insecten vorziehen müssen. Die eigenthümlichen sanften Bewegungen ihrer vielen Glieder und ihres weichen Unterleibs, und ein gewisses Zittern in der Ruhe scheinen zu verrathen, daß mehr Seele in ihr ist, als in andern Insecten. Und mit Recht sagt Scheitlin in seiner Thierseelenkunde: „wer sähe dem Bienenköpfchen nicht an, wie viel Verstand darin ist.“

Die meisten Bienen, die wir sehen, sind unfruchtbare Weibchen, die sogenannten Arbeitsbienen. Weniger zahlreich sind die Männchen, die sogenannten Drohnen, die etwas größer und heller von Farbe sind, als die Weibchen, und dickere Köpfe haben. Zu tausenden von Arbeiterinnen und hunderten von Männchen gehört nur ein vollkommnes fruchtbares Weibchen, die sogenannte Bienenkönigin, oder der Weisel, wie man sie früher nannte, da man noch nicht wußte, daß es ein Weibchen sey. Diese Königin ist viel größer als alle andern Bienen.

Die Bienen haben eine lange und haarige Zunge, in Gestalt einer Rinne, womit sie den Nektar aus der Tiefe der Blumen lecken (nicht eine Saugröhre, wie man früher glaubte). Den auf diese Weise eingesogenen Nektar verarbeiten sie in ihrem Magen und geben ihn als Honig durch den Mund wieder von sich. Außer dem Nektar sammeln sie auch den Blumenstaub, um daraus Wachs zu bereiten. Zur Sammlung desselben sind ihnen ihre Haare behülflich. Ihr ganzer Leib, sogar das Auge nicht ausgenommen, ist mit Härchen bedeckt, die wieder Seitenhärchen haben oder gefiedert sind.

Darin bleibt der Blumenstaub hängen. Ueberdieß stehen die Härchen am Schienbein der Hinterfüße dergestalt in der Runde, daß sie kleine Körbchen bilden, in welche der Blumenstaub in Masse aufgenommen werden kann. Das sind die sogenannten Höschen, die an den heimkehrenden Bienen sehr deutlich auffallen und die bunten Farben des Blumenstaubes annehmen. Am häufigsten sind sie weiß und gelb, zuweilen auch orange, rosenfarben und roth. Aus diesem Blumenstaub läßt sich aber nicht unmittelbar Wachs machen, sondern er muß erst, wie der Nektar, von den Bienen verzehrt und verdaut werden. Häufig kommen andere Bienen und fressen den heimkehrenden die vollen Höschen ab. Ob aber das Wachs als weißer Schaum durch den Mund oder als ein Schweiß durch die Poren des Körpers wieder herauskomme, darüber sind die Naturkundigen noch nicht einig. Auch bereiten sie verschiedenes Wachs, das gelbe zu den Zellen, und das braune harzartige sogenannte Stopfwachs zu gröbern Vermauerungen.

Flügel und Augen der Bienen kommen mit denen vieler andern Insecten überein. Die großen Augen mit ihren tausend Facetten gehen rings um den Kopf herum und füllen ihn fast ganz aus, wie bei den Fliegen. Außerdem haben sie noch drei kleine Augen (ocelli) oben am Kopf. Wenn man die großen Augen zudeckt, fliegt die Biene allzeit senkrecht in die Höhe. Deckt man die kleinen zu, so fliegt sie wagrecht.

Der Stachel am Hinterleibe, den nur die Weibchen haben, liegt in einer Röhre und ist ungemein glatt und fein. Im Mikroscop mit einer feinen Nähnadel verglichen, beweist er, wie viel kunstreicher die Hand der Natur ist, als die menschliche. An der Spitze des Stachels tritt, wenn die

Biene sticht, ein kleines Tröpfchen Gift hervor, was den Schmerz und die Geschwulst verursacht. Daß die Bienen sterben müssen, wenn sie gestochen, ist eine Fabel. Nur zuweilen bleibt der Stachel in einem harten Stoffe stecken und dann reißt der weiche Unterleib der Biene ab.

Die Bienen leben gesellig und bilden zu tausenden vereinigt, einen Staat. Mit Ausschluß der Königin und der Drohnen, die nur dem Fortpflanzungsgeschäft obliegen, theilen sich die unfruchtbaren Weibchen in die Arbeit, und zwar unterscheidet man unter diesen wieder (nach Kirby) kleinere Honig= und größere Wachsbienen. Ihr erstes Geschäft ist der Bau der senkrechten Waben mit wagrechten Zellen aus Wachs. Sie wählen dazu in Europa im wilden Zustand insgemein hohle Bäume, seltener Felsenritzen aus. Den zahmen Bienen bereitet man zu diesem Behuf die sogenannten Bienenstöcke von Holz, oder Bienenkörbe aus Stroh geflochten. Sorgfältig suchen die Bienen alle äußern Zugänge zu ihrem Stocke zu verkleben, theils um ihre Feinde abzuhalten, theils um sich in der kalten Jahreszeit besser zu wärmen.

Der Bau der Waben aus Wachs beginnt von oben. Jede Wabe ist eine senkrecht herabhängende Scheibe. Der äußere Umriß derselben ist nicht immer regelmäßig. Mehrere solche Scheiben, so viel der Raum zuläßt, werden neben einander gestellt und ein Zwischenraum gelassen. Die Wabe selbst besteht aus vollkommen regelmäßigen wagrecht liegenden Zellen, die alle sechseckig sind. Sie werden theils mit Honig, theils mit der jungen Brut angefüllt und mit einem feinen Wachsdeckel zugeklebt. Für die Eier, aus denen Königinnen kommen sollen, werden besondere unförmlich runde und sehr große und dicke Zellen gewöhnlich am Rande der Wabe angelegt. Die Zellen aber, in welchen Drohneneier

aufgezogen werden, haben regelmäßig $3\frac{1}{2}$ Linien, die für Arbeitsbienen regelmäßig $2\frac{2}{5}$ Linien Durchmesser. Dieß Verhältniß bleibt sich in allen Bienenstöcken so vollkommen gleich, daß, wenn die Alten ihre Maaße auf die Bienenzellen reducirt hätten, wir über das Verhältniß dieser Maaße zu den unsern nicht zweifelhaft seyn würden.

In jede Brutzelle legt die Königin nur ein Ei, und zwar legt sie zuerst nach einander alle Eier, aus denen für dieses Jahr Arbeiterinnen werden sollen, dann nach einander alle Eier, aus denen Drohnen werden sollen, und zuletzt die wenigen Eier, aus denen Königinnen werden sollen, in die schon dazu bestimmten größten Zellen. Das Ei bleibt in der Zelle, und auch die Made, die daraus hervorkommt, wird in der Zelle mit dem eigens dazu dienenden Honigbrei gefüttert und verläßt dieselbe nicht. Dann puppt sie sich ein und erst aus der Puppe kommt die vollkommne Biene hervor und verläßt die Zelle. Dabei ist bemerkenswerth, daß die Made nie Unrath von sich gibt, den genossenen Honig bloß zu ihrem Wachsthum verwendet, aber die Zelle mit nichts verunreinigt.

Jede Bienengesellschaft hat das Interesse, so zahlreich als möglich zu seyn, theils um sich gegen äußere Feinde zu schützen, theils um einen hinreichenden Vorrath von Nahrung (Honig) für lange Winter zu sammeln; theils um eine möglichst große Zahl von Zellen zu bauen, ohne die eine Vermehrung des Volkes durch die Brut nicht möglich ist; daher findet man auch, wenigstens für den erstgenannten Zweck im wilden Zustand häufig eine Menge Bienengemeinden in demselben Baum oder in derselben Felsenhöhle vereinigt, wo es dann jedem Feinde, selbst dem Menschen, schwer wird, ihnen zu nahen. Indeß leidet der einzelne Bienenstaat

auch wieder keine zu große Ausdehnung, weil dadurch die innere Ordnung gefährdet werden könnte. Die Natur hat dafür gesorgt, indem sie den Staat zu einer Familie gemacht und jeder Mutterkönigin nur ein gewisses Maaß von Fruchtbarkeit verliehen hat. Keine fremde Biene wird im Stock geduldet, es müssen alles Kinder oder Enkel derselben Mutter seyn. Die Mutterkönigin kann in einem einzigen Jahr 12,000 Eier legen, davon sind 11,000 Arbeiterinnen, 700 — 1000 Drohnen und 40 Königinnen. Da in einem gesunden Stock immer mehr Bienen erzeugt werden, als der Stock zu fassen Raum hat, so wandern die überzähligen aus und gründen einen neuen Staat. Zu diesem Behufe werden immer mehrere Königinnen erzeugt. Von den jungen Königinnen bleibt nur eine leben, wenn nur ein Bienenschwarm auszieht, oder mehrere, wenn mehrere Schwärme ausziehen. Alle andern jungen Königinnen werden als überflüssig von der alten Königin, zuweilen noch in ihrer Zelle, erstochen. In neuerer Zeit glaubt man, nicht die junge Königin ziehe mit der Colonie aus, sondern die alte.

In jedem Stock bleibt immer nur eine Königin. Nur als seltene Ausnahme hat man in sehr zahlreichen Stöcken auch zwei neben einander gefunden. Sie wird nach einander von allen Drohnen befruchtet und so haben denn die Bienen hundert Väter, aber immer nur eine Mutter. Nachdem die Drohnen dieses Geschäft, das einzige, zu dem sie geschaffen sind, verrichtet haben, werden sie von den jungfräulichen Arbeiterinnen überfallen, erstochen und aus dem Stock geworfen. Dieß nennt man die Drohnenschlacht. Die Drohnen können sich nicht wehren, weil sie keinen Stachel haben und sind der Gesellschaft nichts mehr nütze, weil sie nicht arbeiten.

Hesiod verwechselte die Drohnen mit den Arbeiterinnen und nennt jene müßige Weiber, diese fleißige Männer (Theogonie 583). Nach Voß:

> Wie in der Honigkörbe gewölbetem Baue die Bienen
> Drohnengezücht aufnähren, das Theil an bösem Geschäft hat;
> Jene, den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne,
> Fleißigen Tagarbeit, und baun weißzelliges Wachs auf;
> Diese, daheim im Verschloß der gewölbeten Stöcke beharrend,
> Mühen sich fremden Ertrag in die eigenen Bäuche zu sammeln.
> Gleich so hat auch die Weiber zum Unheil sterblichen Männern
> Zeus der Donnerer eingeführt.

Dagegen hat die deutsche Sprache schon vor Alters das Geschlecht der Bienen richtig unterschieden: Pia *), Biene, Imme = die Arbeitsbiene weiblichen Geschlechts; Treno, der Drohne, männlichen Geschlechts. Erst in neuerer Zeit sagt man mißbräuchlich: die Drohne. Vergl. Grimm deutsche Grammatik III. S. 366.

Die Königin regiert nicht, sie gebiert nur. Sie hat kein anderes Geschäft, als ein Ei nach dem andern in die dazu bestimmten Zellen zu legen, wobei ihr die Arbeiterinnen beistehen. Dieß Geschäft hält sie bei der großen Zahl von Eiern natürlicherweise lange auf. Daß die Königin außerdem die Bienen regiere, ihre Arbeit leite rc. ist nur Fabel. Gleichwohl haben die Bienen die innigste Anhänglichkeit an ihre Königin und können ohne sie nicht leben. Ein Zauber, ein magnetischer Rapport bindet sie alle an ihre gemeinschaftliche Mutter, oder doch an das Wesen, durch welches allein die Gesellschaft erhalten und aufs neue vermehrt werden kann.

*) Sollte wohl das lat. pius und pietas damit zusammenhängen? Pietät ist in der That der beste Ausdruck für das innige Zusammenleben in der großen Bienenfamilie.

In jedem Jahr gehen eine Menge Bienen zu Grunde durch Insecten, üble Witterung, Krankheiten ꝛc., denn die Biene ist ein sehr empfindliches Thier. Soll nun der Stock erhalten werden, so bedarf es der kinderreichen Mutter. Man hat gefunden, daß das gesellschaftliche Interesse bei den Bienen das persönliche überwiegt, und daß die Arbeiterinnen mit derselben Bereitwilligkeit einer fremden Königin dienen, wie ihrer eigenen Mutter oder Schwester, wenn diese sterben oder dem Stock genommen werden. Nur die Königinnen selbst sind einander feindlich, die Arbeiterinnen huldigen jeder Königin, die man ihnen gibt. Und eben so gesellen sich die Königinnen zu fremden Arbeitsbienen, während die letztern selbst keine fremden Arbeitsbienen unter sich dulden.

Wenn ein Stock seine Königin verloren hat und sie durch keine andere ersetzen kann, so verliert er die Hoffnung der Fortdauer und alle Bande der Ordnung und Zusammenwirkung sind plötzlich gelöst. Es wird nicht mehr gearbeitet, es werden keine Zellen mehr gebaut. Jede Biene sucht für sich ihre Nahrung, bis sie zu Grunde geht. Zwei geschwächte Stöcke unter einer Königin zu vereinigen, ist schwer, da die Arbeiterinnen zweier Stöcke einander als Feinde behandeln, wenn sie sich zu nahe berühren. Aber man hat beobachtet, daß sie sich plötzlich versöhnen, wenn man sie badet, d. h. ins Wasser fallen läßt, und gleich wieder aufs Trockne setzt.

In den Stöcken herrscht stets eine bewundernswürdige Reinlichkeit. Wenn man die Oeffnung dazu verschließt, so sterben die eingesperrten Bienen lieber an Verstopfung, ehe sie ihre Wohnung verunreinigen (nach Kirby). Durch Verkleben mit Wachs sichern sie sich vor dem Regen, vor Insecten und jeder von außen sie bedrohenden Unreinlichkeit.

Einmal sah man, wie sie eine Schnecke, die zu ihnen eingedrungen, ganz in Wachs begruben.

Im Winter liegen sie erstarrt, aber die erste warme Luft weckt sie und in sehr gelinden Wintern wachen sie oft zu früh auf, und zehren den Vorrath von Honig, den man ihnen gelassen hat, zu schnell auf. Dann sind sie am meisten Krankheiten ausgesetzt oder sterben vor Hunger. Gegen die Kälte, wenn sie nicht zu groß ist, schützt sie die ihnen eigenthümliche Wärme, die sie durch Ventilation, rasches gemeinsames Schlagen der Flügel, noch verstärken. Das thun sie auch, wenn sie schwärmen.

Die Bienen haben sehr viele Feinde, oder vielmehr schlimme Freunde. Eine kleine Milbe nährt sich auf ihrem Leibe. Eine Wachsmotte legt Eier in ihren Stock, und die daraus erwachsende Made frißt sich durch das Wachs. Wilde Raubbienen, Wespen und Hornissen stellen dem Honig der zahmen Bienen nach und erobern zuweilen einen Stock. Die großen Hornissen fallen auch fliegende Bienen an, zerreißen sie und fressen ihnen den Honig aus dem Leibe. Ameisen und Ohrwürmer schleichen sich in derselben Absicht in die Stöcke. Schwalben haschen die Bienen im Fluge. Die Meise setzt sich vor den Stock und schnappt die aus- und eingehenden Bienen auf. Plinius fabelte vom Frosch, daß er das nämliche thue (Naturgeschichte XI. 18). Ein anderer kleiner Vogel Merops heißt der Bienenfresser, weil er vorzüglich den Bienen nachstellt. Dagegen rühmt Stedmann in seiner Reise nach Surinam (deutsche Ausgabe S. 428). einen andern kleinen Vogel als Bienenfreund. Diese Vögel und die Bienen sollen gemeinsam auf demselben Baume nisten und sich gegen ihre Feinde beistehen. Auch Mäuse suchen den Honig auf und machen sich zuweilen sogar in den Bienenstöcken ihre Nester.

Daß der Bär die wilden Bienen in den Wäldern beunruhigt und ohne sich durch ihre Stiche stören zu lassen, ihren Honig wegfrißt, ist bekannt. Man benutzt dieß in Polen und Rußland, um Bärenfallen vor den Bienenstöcken anzulegen. Unter Münchhausens Lügen kommt unter andern auch die artige Erzählung von einem Bären vor, den der edle Freiherr auf eine Deichsel aufspießte, indem er dieselbe mit Honig bestrich. Der Bär leckte so lange an der Deichsel hinauf, bis er sich dieselbe ganz in den Leib gestoßen hatte. Ein eben so tolles Jägerstückchen erzählt schon Paulus Jovius de legat. Moscowit. in Grunaei nov. orbe. Da wollte einer den Honig eines hohlen Baumes ausnehmen, aber die Bienen waren so zahlreich, daß sich von dem ausgelaufenen Honig im Innern des Baumes ein kleiner See gebildet hatte, in welchen der Honigdieb hinunterfiel. Er wäre rettungslos verloren gewesen, wenn sich nicht glücklicherweise ein Bär eben dahin verirrt hätte, der auf demselben Wege in den Honigsee hinabfiel, sich aber mit seinen scharfen Krallen wieder emporarbeitete und den Honigdieb, der sich an ihn festhielt, mit hinaufzog. Ein berüchtigter Bienenfeind ist auch die Viverre oder der Stinkdachs am Cap. Sparrmann hörte von ihm erzählen, er beiße die Bäume, auf denen wilder Honig sey, aus Wuth, weil er nicht hinaufklettern könne, an, und an den Spuren des Bisses erkennen die Einwohner, ob Bienenstöcke in der Nähe seyen.

Die merkwürdigsten Feinde der Bienen sind aber der Honigkukuk und der Todtenkopfschmetterling. Der Honigkukuk (cuculus indicator) lebt in Ostindien und im südlichen Afrika und verräth den Menschen durch sein Geschrei die Nähe eines wilden Bienenstocks. Da er selbst die Stacheln

der Bienen fürchtet, zeigt er den Menschen den Weg, und erhält dann von diesen zum Dank einen kleinen Rest der Honigbeute. — Höchst eigenthümlich ist der Kampf der Todtenköpfe mit den Bienen. Diese großen Dämmerungsfalter, die sich bekanntlich durch das braungelbe Bild eines Todtenkopfes auf ihrer schwarzen Schulter auszeichnen, greifen bei Nacht die Bienenstöcke an und scheinen ihnen sehr gefährlich zu seyn. Schon Aelian erwähnt eines solchen Kampfes und sagt, man stelle ein Licht vor die Bienenstöcke, um die Phalänen, die blindlings in die Flamme stürzen, zu verbrennen. Doch ist darunter wohl nur die Wachsmotte zu verstehen, da die Todtenköpfe erst mit den Kartoffeln aus Amerika kamen. Huber erzählt einen ungemein interessanten Zug von den Bienen eines Stocks, den er beobachtet. Der Stock wurde Jahr aus Jahr ein von den Todtenköpfen hart belagert. Da zogen die Bienen eine große Mauer von Wachs vor den Eingang und hielten dadurch den Feind glücklich ab. Aber plötzlich im Jahr 1805 zerstörten sie selbst diese Mauer, und siehe da, in diesem und dem folgenden Jahre zeigte sich nicht ein einziger Todtenkopf. Die Bienen hatten also vorausgewußt, daß diese beiden Jahrgänge ihren Feinden verderblich seyn würden. Im Jahre 1807 fingen die Bienen eben so unerwartet wieder an, ihre Mauer von Wachs aufzubauen, und in diesem Jahrgang zeigten sich wirklich wieder viele Todtenköpfe.

Ferner ist den Bienen die Nässe feindlich. Sie fliegen niemals im Regen aus. In nassen Jahrgängen befällt sie zuweilen ein tödtlicher Durchfall. Auch üble Gerüche können sie durchaus nicht vertragen und man vertreibt sie deßhalb mit Rauch, wenn man ihnen den Honig nehmen will. Daß sie aber sterben müssen, wenn ein Frauenzimmer, das ihre

Reinigung hat, dem Stock nahe kommt, ist eine Fabel des Plinius und anderer älterer Schriftsteller. Eben so, was Plinius XXIX. 4. sagt, daß, wer etwas von einer Eule oder von einem Specht bei sich trage, von keiner Biene könne gestochen werden.

Sobald die Frühlingssonne die ersten Blumen hervorruft, fliegen die Bienen aus und besuchen sanftsummend eine Blume nach der andern. Wenn sie Nektar und Blüthenstaub genug gesammelt haben, kehren sie, wo sie auch seyn mögen, in schnurgerader Richtung nach dem Stocke heim. Sie fliegen oft sehr weit vom Stocke weg und in Gebirgen sehr hoch. Man sieht sie auf den Alpen nahe bei der Schneelinie die am höchsten wachsenden Blumen besuchen und dann schwerbeladen wieder in die tiefen Thäler zu ihren Stöcken hinabschweben. Bei trübem Wetter bleiben sie im Stocke, daher ist nicht ganz richtig, was ein lettisches Volkslied sagt (mitgetheilt in Kohls Ostseeprovinzen II. S. 149):

> Nichts geht über die Ehre der Biene,
> Im Nebel sammelt sie Gold,
> In der Sonne sitzend
> Bereitet sie die goldne Krone.

Die Elektricität der Luft scheint dem Nektar und Blüthenstaub günstig. Die Bienen sammeln nie emsiger und reichlicher ein, als vor Gewittern und beim Südwind (Kirby von Oken IV. S. 138). Daraus mag sich zum Theil der Glaube der Alten erklären, daß nicht nur die großen atmosphärischen Phänomene, sondern auch die Gestirne selbst auf die Bereitung des Honigs, als des reinsten Extracts der Pflanzenwelt, Einfluß üben. Plinius bemerkt in seiner Naturgeschichte (XI. 14.), man solle wo möglich den Honig,

den die Bienen unmittelbar nach einem Regenbogen oder beim Aufgang eines glücklichen Gestirnes gesammelt haben, besonders ausscheiden, weil derselbe höchst heilsam und ein wahres Geschenk der Götter sey.

Indem die Bienen Honig und Wachs sammeln, dienen sie zugleich, die Befruchtung der Pflanzen zu befördern, sofern sie den männlichen Blüthenstaub von den Antheren auf die weibliche Narbe schütteln, oder ihn aus einer Blume zur Narbe der andern hinübertragen. Man hat geglaubt, jede Biene sammle an einem Tage immer nur von einer Art Blumen ein, um nicht den Blüthenstaub von der einen Blumenart auf die Narbe einer andern Blumenart überzutragen und dadurch eine Art von Ehebruch und Bastardzeugungen unter den Blumen zu veranlassen. Man hat sie wegen dieses keuschen Instinctes gepriesen. Allein die Erfahrung spricht nicht dafür; vielmehr sieht man wirklich dieselben Bienen in derselben Stunde zu den verschiedenartigsten Blumen fliegen. Dieß schadet auch den Blumen nicht, da nur sehr nahe verwandte Arten zu Bastardzeugungen fähig sind, andre nicht.

Der Blumennektar, aus welchem die Bienen den Honig bereiten, findet sich im Innern der Blumenkrone am Fuße der Befruchtungstheile und nur zur Zeit der vollen Blüthe und Befruchtung. Er darf, außer dem gleichzeitig in seiner vollen Kraft sich entwickelnden Blumengeruch als der zarteste Extract der Pflanzen betrachtet werden. Er ist schon in der Blume süß und dicht, den eigenthümlichen Charakter als Honig nimmt er aber erst in den Bienen an.

Die Beschaffenheit des Honigs richtet sich zum Theil nach den verschiedenen Bienenarten, die ihn bereiten, hauptsächlich aber nach den Blumenarten, aus denen er bereitet

wird. Dieselbe Bienenart bereitet sehr verschiedenen Honig aus verschiedenen Blumen, und zwar nicht bloß nach Klimaten, sondern auch wohl nach den Jahreszeiten. Der beste Honig ist immer der sogenannte Jungfernhonig, der von selbst aus der vollen Wabe fließt, wenn man sie ausschneidet. Im Alterthume war vorzüglich der Honig vom Berge Hybla in Sicilien und vom Berge Hymettus bei Athen berühmt. Es wächst dort sehr viel Thymian, Lavendel, Melisse ꝛc., welche Kräuter den süßesten und würzigsten Honig haben. In neuern Zeiten rühmt man besonders den Honig von Languedoc, den die Bienen aus Rosmarin sammeln. In Rußland, dessen Steppen den Bienen reichliche Nahrung darbieten, sieht man Honig von allen Farben, weißen, gelben, braunen, ja schwarzen in den reinlichsten Gefäßen verkaufen (Kohl St. Petersburg I. S. 124). Weißen Honig sammeln die Bienen in Litthauen aus Lindenblüthen. In Sibirien soll es weiße Bienen geben, deren Honig ebenfalls weiß ist. Ein wasserheller und sehr flüssiger sogenannter Steinhonig wird in Guiana von wilden Bienen in hohlen Bäumen bereitet. Auf den Inseln Bourbon und Isle de France kommt ein grüner, sehr kostbarer Honig vor (nach Kirby). Ein grüner Honig kommt auch in Afrika vor und zwar in rothen Wachszellen (die wunderbarste Erscheinung des Farbengegensatzes roth und grün). Er soll wie Pomeranzen riechen (Frorieps Notizen XXXII. S. 184). Ein sehr dünner, aber brauner Honig wird auf Madagascar von kleinen schwarzen stachellosen Bienen bereitet. In Brasilien gibt es schwarze Bienen, deren Wachs ebenfalls schwarz ist. Eines giftigen grünen Honigs und schwarzen wohlriechenden Wachses wird gedacht in Spix und Martius' Reisen in Brasilien II. 523. In Kurdistan kommt ein ambraduftender Honig vor.

Es gibt auch bittern und giftigen Honig, der aus bittern und giftigen Blumen gesammelt wird, daher es nicht wahr ist, was die Dichter sagen, daß die Biene nur Heilsames aus den Blumen sauge und das Gift darin lasse. Lusser hat in der Schweiz beobachtet, daß der Honig, den die Bienen aus dem sogenannten Sturmhut, einer giftigen Blume sammeln, dadurch selbst giftig werde. In Sardinien soll der Honig vom Wermuth, aus dem ihn die Bienen holen, und in Corsica aus der Blüthe des Buchsbaumes bitter werden, wie schon Aelian bemerkt hat (V. 42). Berühmt ist die Erzählung Xenophons, dessen Heer, als es den ruhmvollen Rückzug aus Persien machte, in der Gegend von Trapezunt vom Genuß des Honigs eine Zeit lang von Sinnen kam (Vergl. darüber auch Diodorus Siculus XIV. 29). Nach Strabo XII. 3. stellten in der nämlichen Gegend die Heptakometen Gefäße mit giftigem Honig auf den Weg, den die Römer kommen sollten und machten dadurch drei Cohorten des Pompejus, die davon genossen, unsinnig. Tournefort hat bemerkt, daß in jener Gegend noch jetzt viel Rhododendron wachse, der dem Honig jene Eigenschaft mitgetheilt habe. Auch in Brasilien und Paraguay hat man giftigen Honig gefunden, der wahrscheinlich ebenfalls von giftigen Blumen herrührt. St. Hilaire leitet den giftigen Honig der Lecheguanabienen in Brasilien von den Blüthen des kletternden Strauches Serjana ab.

Die Bienen gewöhnen sich leicht an den Menschen und bleiben in den Stöcken, die man ihnen zur Wohnung anweist, und aus denen man jährlich den Ueberfluß der Waben ausschneidet, indem man den Bienen nur so viel läßt, als sie zu ihrer eigenen Nahrung vor und nach der winterlichen Erstarrung und ehe die Blumen ihnen neuen Honig

darbieten, bedürfen. In wiesen- und blumenreichen Gegenden legt man ganze Colonien von Bienenstöcken an; am Altai gibt es, wie Ledebour in seiner Reise I. S. 67. erzählt, russische Bauern, die ein Paar hundert Bienenstöcke besitzen. Doch erfordert die Zucht der Bienen Vorsicht und zarte Aufmerksamkeit. Ueble Gerüche, Kälte, Lärm der Städte sind ihnen feindlich. Am besten gedeihen sie in der Einsamkeit großer Steppen und in stillen Wiesenthälern in der Nähe der Wälder. In Deutschland war vor Alters die Bienenzucht im Reichswald bei Nürnberg die berühmteste. Die Bienenzeidler bildeten eine eigene Zunft, hatten ein eigenes sogenanntes Zeidlergericht und standen unmittelbar unter dem Kaiser. Nürnberg hieß des heil. römischen Reichs Bienenkorb. Daher stammen auch die berühmten Nürnberger Honig- oder Lebkuchen.

Man nennt die Bienenpfleger mit einem patriarchalischen Ausdruck Bienenväter, was der milden Art dieser Pflege entspricht. Viele Bienenväter sind berühmt worden durch die magische Gewalt, die sie über die Bienen übten. Der Engländer Wildam setzte die Bienen mit der Hand, wohin er wollte, und machte sich aus ihnen einen Bart, eine Mütze, einen Muff rc., ohne daß sie ihn stachen. Kirby erzählt von einem Mädchen, dem sie sich um den Hals und auf die Brust gesetzt hätten, ohne sie zu verletzen. Skinner erzählt von nackten indischen Priestern, die einsam im Walde mitten unter den Bienen wohnen und stets von ihnen umschwärmt sind. Die allgemeine Historie der Reisen II. 365. berichtet von einem Neger, den die Bienen überall begleitet hätten, der sie als Mütze auf dem Kopf getragen habe rc. Im Museum des Wundervollen X. S. 520. ist eines Polen gedacht, dem die Bienen auf jeden Wink gehorcht haben sollen. Man hat

diesen magischen Bienenzauber einfach daraus erklärt, daß der Bienenvater entweder eine Königin bei sich trage, durch welche die Bienen angezogen würden, oder Melissenkraut, was seit uralter Zeit, wie schon der Name sagt, als ein die Bienen vorzugsweise anziehendes Kraut bekannt ist, und mit dem man auch die leeren Stöcke einzureiben pflegt, wenn man einen Bienenschwarm hineinlocken will.

Wo man die Bienenzucht ins Große treibt, muß man mit den Bienen wandern, weil sie, wenn sie in der nämlichen Gegend bleiben, dieselbe zu bald aussaugen und keine Nahrung mehr finden. Schon Columella meldet, die Griechen hätten jährlich eine Menge Bienenstöcke aus Achaja nach Attika wandern lassen. Deßgleichen sagt Plinius (XXI. 12 und 13), zu seiner Zeit habe man in Italien die Bienen auf Kähnen den Po hinunter geführt und an den Ufern Honig sammeln lassen, und in Spanien habe man die Bienenkörbe sogar auf Maulthieren umhergeführt. Diese alte Sitte hat sich bis auf die neuere Zeit fortgepflanzt. Auf der Lüneburger Haide fährt man die Bienenkörbe auf Wagen herum. Auf dem Nil begegnete Niebuhr einer kleinen Bienenflotille von 4000 Stöcken. An den Ufern Thessaliens werden die Bienen ebenfalls auf Kähnen umhergeführt, wie Urquhart in s. Geist des Orients erzählt. In den Steppen am schwarzen Meere ziehen die Armenier als Bienenväter nomadisch umher, schlagen in blumenreichen Gegenden ihre Zelte auf und stellen die Bienenstöcke in einer langen Reihe hin, bis aller Blumenhonig dieser Gegend eingesammelt ist. Zuweilen sieht man 1000 Stöcke beisammen (Kohl Südrußland II. S. 171).

Zuweilen bedient man sich der Bienenschwärme sogar als einer Waffe. Im Mittelalter kam einmal vor, daß die Burg Dielsburg am Neckar belagert, die Feinde aber durch

die Wuth der Bienen vertrieben wurden, indem man von der Burg aus die Bienenstöcke unter sie warf. Auf dieselbe Weise vertrieb während des Bauernkriegs im Jahre 1525 ein Herr von Ende die aufrührerischen Bauern vom Schloß Hohnstein in Thüringen. So sagt auch Bonfinius (rer. hungar. dec. III. 4.), die Türken seyen einmal von Stuhlweissenburg, das sie belagerten, durch herabgeworfene Bienenkörbe vertrieben worden. Olearius erzählt in der Schilderung seiner berühmten Reise nach Persien (S. 26), daß seine ganze Reisegesellschaft einmal aus einem russischen Dorfe durch Bienenschwärme vertrieben worden sey. Die Bauern selbst hätten die Bienen dazu aufgereizt, um ihre beschwerlichen Gäste dadurch loszuwerden, und sie sollen sich dieses Mittels öfters gegen unwillkommene Einquartirung bedienen.

Schon Aristoteles (hist. anim. IX. 27. 17). Plinius (hist. nat. XI. 18). und Aelian (V. 11). erzählen Fälle, in denen Roß und Reiter von Bienenstichen getödtet worden seyen. Heber berichtet aus Indien, daß daselbst einmal eine ganze Schafheerde von Bienen angefallen worden sey. Mungo Park erzählt, auf seiner zweiten afrikanischen Reise sey einmal seine ganze Karawane durch Bienen auseinander gesprengt und mehrere Esel getödtet worden. Daß ganze Städte von Bienen angefallen und die Einwohner vertrieben, oder Heere durch ungeheure Bienenschwärme zum Rückzuge genöthigt worden seyen, melden die Alten mehrfach. Bochart hat die Stellen in seinem Hierozoikon gesammelt. Nach Jamblichus wurden die Babylonier, nach Antenor die Rhaukier in Creta von Bienen vertrieben. Nach Appian wurde Lucullus vor Themiscyra von Bienen verjagt. Nach Herodot (V. 5.) versicherten die Thraker, die Bienen duldeten nicht, daß man an einer gewissen Stelle die Donau überschreite.

Im Jahre 1697 sollen die Bienen in Polen mit ungeheurer Wuth über die Menschen hergefallen seyn. Adanson machte während seiner interessanten Reise auf dem Senegal die Erfahrung, daß sich vom Ufer her eine Menge Bienenschwärme auf sein Schiff stürzten, angezogen vom Theergeruch, wie er vermuthet.

Die gleich unserer Honigbiene gesellig lebenden Bienen der heißen Zone und der fremden Welttheile sind von den unsern mannichfach verschieden. Schon an den Gränzen Europa's zeigen sich einige abweichende Arten. So sieht man in Irland Bienenwaben in freier Luft an Brombeerästen hängen, die durch ihre Schwere gebogen werden (Frorieps Notizen XXXII. S. 56). Fürst Pückler-Muskau sah dieselbe Erscheinung. In Kaschmir fand Baron Hügel flaschenähnliche Nester einer stachellosen Biene an den Zweigen der Bäume hängen, voll des köstlichsten Honigs (Kaschmir II. S. 300). Ein von Randschit-Singh, dem Beherrscher von Lahore, zu seiner Begrüßung abgesandter Bramine trug als Friedenszeichen einen solchen Zweig in der Hand (III. S. 87). Der preußische Weltumsegler Meyen fand auf der Insel Luzon 50 — 60 Pfund schwere Bienennester an den Aesten hängen (Reise II. S. 265). Ueber die ostindischen Bienen gibt Buchanan (journey I. 391.) eine ausführlichere Notiz. Man unterscheidet dort die Togrida, eine sehr kleine stachellose Biene, die in verlassenen Nestern der Termiten (weißen Ameisen) nistet, die kleine Tuduvay, nistend in engen Felsspalten, die kleine Kadi, nistend auf Bäumen, die große Hegenu, nistend in Felslöchern. Eine indische Art ist schwarz und mit grauen Haaren bedeckt, eine blaulicht.

Die Bienen des neuen Continents haben mit denen des alten viele Aehnlichkeit. Man unterscheidet die sogenannten

Dudelsackbienen, die große dudelsackförmige Nester an die Aeste der Bäume kleben, auswendig von Erde, inwendig voll Waben. Die sogenannte Eiruru in Brasilien ist stachellos und nistet in hohlen Bäumen. Die kleine gelbe Munbuca nistet ebenfalls auf Bäumen und bereitet einen bittern Honig, aus dem man Wein macht. Humboldt rühmt eine niedliche kleine und sehr haarige Biene, die sich völlig zahm auf Hände und Gesicht der Menschen setzt, ohne sie zu verletzen, da sie stachellos ist. Man nennt sie angelitos (Engelchen).

Die Wilden essen zuweilen statt des Honigs die Bienen selbst, weil sie Honig in ihrem Leibe haben. Bergius in seinem Werk von den Leckereien meldet dieß von den Negern in Guiana. Die alten Mexicaner sollen sogar die Eier und Larven der Bienen gegessen haben und die Hottentotten es noch thun.

Als einen merkwürdigen Fall erwähnt Loyer, daß im Jahre 1702 die Bienen in einem französischen Fort an der afrikanischen Küste sich ein leeres Pulverfaß zum Stock ausgewählt hätten. Schon die Alten berichten, daß in den Todtenkopf des Königs Onesilus von Cypern, der über einem Thor befestigt gewesen, Bienen genistet hätten, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. (Herodot V. 114.)

Von einzelnen Bienenstöcken weiß man, daß sie sehr alt geworden sind. Zu Oxford befand sich einer unter einem Bleidach, der 110 Jahr lang stets voll Bienen war. In der Krim in einem Felsenriß am schwarzen Meere leben seit undenklichen Zeiten eine ungeheure Menge wilde Bienen, die zu Millionen umherschwärmen und Niemand zulassen. (Kohl Südrußland I. S. 273.)

Vom Alter der einzelnen Bienen ist mancherlei gefabelt worden. Es ist wahr, daß sie aus ihrem magnetischen Schlafe

leicht wieder geweckt werden können, wenn sie eine kurze Zeit im Wasser oder gar im Kropf eines Vogels gelegen sind; aber die drei Bienen, die man mitten in einem Steinbruch zu Liverpool gefunden haben will, scheinen eine Fabel zu seyn. Eben so fabelhaft sind die todten Bienen von St. Domingo, aus deren Leibern, nach des Pater Torrubia Bericht, kleine Sträucher wachsen sollen. Es wird wohl irgend eine Schimmelgattung auf ihnen gewachsen seyn.

Das ist ungefähr das Wichtigste, was von der wahren Natur der Bienen bekannt geworden ist. Wir wollen uns nun zur Symbolik und Poesie wenden, in denen alle Eigenschaften der Bienen in ein neues und glänzendes Licht treten.

Die Symbolik der Bienen ist sehr reich:

Welche hohe Verehrung die Bienen im religiösen Glauben des alten Heidenthums genossen, geht schon daraus hervor, daß man ihnen nicht nur eigne Gottheiten vorsetzte, sondern sie sogar zuweilen mit der höchsten Gottheit identificirte. Bei den Indern erscheint der Gott Wischnu, das erhaltende Weltprincip, unter der Gestalt einer Biene. Eben so wurden bei den alten Griechen die ephesische Göttermutter und Zeus als Bienen vorgestellt. Die Römer verehrten eine eigene Göttin des Honigs, Mellona. Bei den Osseten im Kaukasus kommt eine Göttin der Bienen vor, Meritta, die bei den Tscherkessen Merissa oder Mereïme heißt. Die alten Liven hatten einen Bienengott Babilos und eine Bienengöttin Austeja. Die alten Finnen beteten die Biene als heilbringendes Wesen an und flehten von ihr Honig und Balsam für Wunden.

Weil die Bienen den köstlichen Honig, der sie uns vor allem andern werth macht, auf wunderbare Weise aus gleichsam unsichtbaren Stoffen zusammentragen, galten sie im ältesten Heidenthume als ein Sinnbild der geheimnißvollen, in Fruchtbarkeit und Geburten thätigen Naturkraft. Vielleicht daß man dabei auch an die Verbindung der vegetabilischen und thierischen Productionskraft dachte, die sich so auffallend und einzig in ihrer Art im Honig darstellt.

Die Biene war bei den Griechen der großen Weltmutter, der gebärenden Naturkraft, der Mond- und Geburtsgöttin Artemis oder Demeter heilig. Die Priesterinnen dieser Göttin hießen selbst Bienen (Melissen), und eine Biene war ihr Sinnbild auf den Münzen von Ephesus, wo die Weltmutter die größte Verehrung genoß. Nach Strabo X. 3. hieß die durch ihre Mysterien weltberühmte Insel Samothrake auch Melite. Nach Serv. Virg. Aen. I. 434. wurde Melissa, die Priesterin der Ceres, als sie deren Geheimnisse nicht offenbaren wollte, von den andern Weibern zerrissen, aber aus ihrem Körper ließ Ceres die Bienen entstehen. Die Göttin Ceres ist hier dieselbe Weltmutter, wie Artemis, nur daß die erstere mehr auf die Erde, die letztere mehr auf den Mond bezogen wurde. Die Artemis selbst hieß als schmerzlindernde Helferin bei schweren Geburten Melissa, nach Porphyrius (de antr. nymph. 18.). In demselben Sinn verbanden die Inder das Sinnbild der Biene mit der Yoni. Auf einem von Nic. Müller mitgetheilten Bilde sieht man die Biene ruhend auf der Yoni. Damit hängt aufs genaueste die indische Sitte zusammen, nach welcher bei Hochzeiten die Genitalien der Braut mit Honig bestrichen werden. Bei den Litthauern herrscht der Gebrauch,

Bräuten den Mund mit Honig zu bestreichen. In Sicilien hatte man zur griechischen Zeit verwandte Gebräuche. Athenäus meldet (im 14ten Buch), daß man zu Syrakus an den großen Ceresfesten (Thesmophorien) Kuchen von Sesam und Honig in der Form weiblicher Pudenda gebacken und mit Scherz und Jubel in Procession herumgetragen habe.

In den „Volksliedern der Polen" (Leipzig 1833 S. 91) wird ein Liedchen erwähnt, das bei polnischen Bauernhochzeiten gesungen wird, indem man Meth (der bekannte Honigwein des slavischen Nordens) im Kreise herumtrinkt:

Fleißig wie der Biene Leben
Ist das Ackerleben,
Und süß wie der Honig
Ist der Ehestand.

Gewiß ein sehr schöner, einfacher und uralter Brauch. Daß auch im germanischen Norden ehemals bei Hochzeiten der Honig im verschwenderischen Gebrauche war, meldet Bergius in seinem Werk von den Leckereien. Im Jahre 1500 brauchte die Tochter des schwedischen Reichsraths Kregenose bei ihrer Hochzeit eine halbe Tonne Honig; im Jahr 1567 wurden auf Sigrid Sture's Hochzeit 453 Kannen Honig verbraucht.

Wie mit der mütterlichen Mond- und Geburtsgöttin, so steht die Biene auch in genauer Verbindung mit dem männlichen Sonnenprincip der Zeugung. In den indischen Gesängen des Nagha heißt es, wenn die Sonne aufgehe, schließe sie auch die Lotosblume auf, und befreie aus ihrem Kerker die Bienen. Die Sonne ist die zeugende Kraft der Natur, die Lotosblume ist das Sinnbild der empfangenden Erde und die Biene mithin das Sinnbild der Geburt selbst. Die erhaltende Kraft in der Gottheit war bei den Indern

bekanntlich Wischnu, von dem alles Gedeihen in der Natur herkommt. Wischnu selbst aber wird als eine blaue Biene dargestellt — blau, weil es in Indien eine bläuliche Biene gibt, oder in symbolischem Sinne, weil blau die Farbe des Himmels ist. Wischnu erscheint überall blau. Man dachte ihn als Biene wohl auch hauptsächlich, weil er die Welt in Ordnung und Harmonie erhält, wie die Biene ihr kleines liebliches Reich; und weil von ihm nur Gutes kommt, wie von der Biene nur Süßes. Wischnu wird abgebildet als blaue Biene, ruhend auf der Lotos, die Lotosblume aber bedeutet die Natur. So ruht der Himmel auf der Erde. Auch Krischna (eine Verkörperung Wischnu's) wird abgebildet mit einer blauen Biene über dem Haupte. Addison hat uns eine schöne indische Mythe von der Beziehung Krischna's zur Biene mitgetheilt (Indian reminiscence, im Auszug in Frorieps neuen Notizen I. S. 103). Krischna verwandelte eine seiner Geliebten in die Pflanze Toolsy (ocymum nigrum) und verordnete, man solle künftig seinen Gottesdienst nie ohne die Gegenwart dieser Pflanze feiern. Daher halten die Inder, wenn sie den Honig aus den Stöcken nehmen, stets diese Pflanze in der Hand, weil die Bienenzucht religiöser Cultus ist, weil der Gott selbst in den Bienen verborgen ist. Dieß mag auch einigermaßen den uralten Namen und Gebrauch unserer europäischen Melisse (Melia, Melissa, Melittis, Melianthus, Honigblume) erklären, durch die man die Bienen in den Stock lockt, weil sie von diesem Kraut unwiderstehlich angezogen werden. Es ist merkwürdig, daß man dieses Kraut in Deutschland auch Mutterkraut nennt und es für heilsam in weiblichen Geschlechtskrankheiten hält. Dieß läßt auf einen ältern heidnischen Volksglauben schließen, der das Kraut mit den gleichnamigen Melissen, Priesterinnen

der Demeter, und mit dieser Geburtsgöttin selbst in Verbindung brachte. Hieher gehört auch eine merkwürdige Notiz, die ich in Hydrophyli Chymischer Schatzkammer, Land- und Hausapotheke gefunden habe. Dort heißt es (S. 380), man könne eine Sau abhalten, daß sie nicht laufe, wenn man ihr todte Bienen zu fressen gebe. Der Tod scheint hier das Verhältniß nur umgekehrt zu haben, und der alte Glaube, daß die Bienen sich auf Fruchtbarkeit und Geburt beziehen, wird dadurch indirect bestätigt.

Auch mit dem griechischen Sonnengott kommt die Biene in unmittelbare Verbindung. Nach Pausanias X. 5. 5. waren es Bienen, die dem Apollo seinen ältesten Tempel in Delphi bauten. Auch war (nach Pausanias X. 17.) Aristäos, der Bienenvater, von dem noch öfter die Rede seyn wird, ein Sohn Apollo's.

Da die Zeugungs- und Geburtskraft der Natur im Alterthume am häufigsten wie durch Sonne und Mond, so durch das Sinnbild des Stiers und der Kuh bezeichnet wurde, so kommt die Biene mit diesen Sinnbildern in sehr nahe Berührung. Die Melissen als Priesterinnen der Demeter sind Bienen, die aus dem Maule der Kuh fliegen, d. h. der Weltkuh, des mütterlichen Weltprincips. Apis, der lateinische Name der Biene, ist genau der altägyptische Name des Weltstiers, der zeugenden Naturkraft. Auf antiken Bildern des Zeus kommen öfters Bienen vor, die neben dem Zeus auf dem Füllhorn (dem Sinnbild des Segens) sitzen (Vergl. Creuzer zur Gemmenkunde S. 50). Noch häufiger erscheint auf Gemmen die Biene neben dem Stier, der den Dionysos Sonnen- und Pflanzengott) bezeichnet. (Man sehe bei Tassie.) Virgil und Ovid theilen uns die Mythe von Aristäus mit,

der alle seine Bienen durch Hunger und Seuchen verlor, auf den Rath des Meergottes Proteus aber (des großen Verwandlers) Stiere und Kühe opferte, und dieselben in einem verschlossenen Hause verfaulen ließ, worauf aus ihren Leichnamen eine unzählige Menge Bienen entstanden und das ganze Haus anfüllten.

Virgil schildert in seinem Gedicht vom Landbau diese Scene sehr anmuthig (nach der Vossischen Uebersetzung):

> Aristäos der Hirt, da er floh das peneische Tempe,
> Weil, nach der Sag', er die Bienen verlor durch Hunger
> und Krankheit,
> Stellte sich wehmuthsvoll an die heilige Quelle des Stromes,
> Jammerte laut, und rief zur hohen Gebärerin also:
> Mutter Cyren', o Mutter! ꝛc.

Die Göttin weist ihn an Proteus und heißt ihn dessen Rath befolgen; und nun:

> Vier untadliche Stiere mit großvorprangenden Leibern
> Führt er daher, auch Kühe so viel, unbelastetes Nackens.
> Drauf, sobald die neunte der Morgenröthen emporstieg,
> Bringt er des Orpheus Todtengeschenk, und kehrt zu dem
> Haine.
> Aber o sieh', urplötzlich ein staunungswürdiges Wunder
> Schauen sie dort: wie rings im geschmolzenen Fleische der
> Rinder
> Bienen durchschwirren den Bauch, und geborstenen Seiten
> entsumsen;
> Dann endloses Gewölk hinzieht, das im Wipfel des Baums
> sich
> Jetzo vereint, und die Traub' an biegsamen Aesten herabhängt.

Aristäus wird bei Diodor (III. 69.) der Erzieher des Bacchus genannt, Bacchus selbst heißt dort ein Sohn des

Ammon. Ammon, der Goldwidder, ist die Sonne, Bacchus sein Sohn, ist die Vegetation und somit liegt in der Mythe vom Aristäos der sinnreiche Gedanke verborgen, daß die Bienen die Erzieher der Blumen seyen.

Auch in den Mithras-Mysterien der alten Perser, die ins römische Abendland übergingen, kommt die Biene in Verbindung mit dem Stier. Dem Mithras nämlich, der den Weltstier mit dem Dolche spaltet (die Erde durch Sonnenkraft befruchtet), wurden Reinigungen geweiht, wobei man sich mit Wasser wusch, in das man Honig mengte. Daß zu solchen abendländischen Mithras-Mysterien auch die dreihundert goldenen Bienen, die man mit einem Stierkopf und Sonnenbilde im Grabe des Frankenkönigs Childerich zu Doornik (Tournay) aufgefunden, gehört haben mögen, haben schon Creuzer und Andre vermuthet. — Die Verbindung der Biene mit dem Stier kehrt auch in der abenteuerlichen, dem Albertus Magnus zugeschriebenen Pflanzenlehre wieder (Deutsch. Nürnberg 1755. S. 157). Da heißt es, wenn man Melissenkraut bei sich trage, könne man damit die Ochsen locken, wohin man wolle. Unter den geschnittenen Steinen des Gorläus (Gorlaei dactyliotheca, bekannter unter dem Namen cabinet de pierres II. N. 231) findet man die äußerst zierliche Darstellung einer Biene, die mit zwei andern vorgespannten Bienen pflügt. Hier vertritt die Biene vollkommen die Stelle des Stiers.

Das Hervorgehen der Biene aus dem todten Stier ist zweifach aufgefaßt worden, je nachdem man unter der Geburt, deren Sinnbild die Biene ist, die erste Schöpfung der Natur, oder aber die Wiedergeburt der Seele nach dem Tode verstand. Ehe wir dieß näher erörtern, müssen wir noch mit dem Sinnbilde des Stiers ein zweites zusammenfassen,

nämlich das des Löwen. Wer kennt nicht die schöne biblische Sage von den Bienen, die im Rachen des von Simson erschlagenen Löwen ihren Bau anlegten und die das Räthsel der Süßigkeit, die von dem Starken kommt, veranlaßt? Aber auch schon im alten Indien finden wir die Biene mit dem Löwen, ja sogar mit der Kuh zugleich verbunden. Ein Bild bei Nicolas Müller zeigt uns Bienen, die aus der Brust einer Kuh hervorgehen, die selbst wieder aus dem Rachen eines Löwen heraustritt. Eine Erklärung dieser Symbole aus dem Schwärmen der Bienen im Himmelszeichen des Stieres oder Löwens wäre zu trivial. Der Löwe ist hier Sinnbild der Naturkraft überhaupt, zunächst der Sonne, daher des persischen Mithras. Und diesen finden wir selbst auf griechischen Denkmälern öfters dargestellt mit einer Biene vor dem Munde (Leo mithriacus). Ob die Bienen aus dem todten Löwen hervorgehen oder von lebendigen Löwen gefressen werden, es sind immer nur zwei Momente desselben Symbols. Die Sonne ruft Leben hervor und verzehrt es wieder. Das lieblichste Opfer für die Sonne ist die Biene, für das reinste Licht das reinste Erzeugniß der organischen Natur. Wenn der Leo mithriacus insbesondere den sogenannten Löwengrad der Mithra-Mysterien bezeichnet, und wenn die in diesem Grade Stehenden sich dadurch auszeichneten, daß sie nur Honig opferten und nichts anderes, so floß auch dieser Gebrauch nur aus der symbolischen Lehre.

Wie die Biene mit den Symbolen der ersten und ältesten Schöpfungskraft in Verbindung steht, so soll sie auch fortwährend an die Jugend der Natur, an das goldene Zeitalter, an die erste paradiesische Unschuld erinnern. Darauf deutet die wunderbare Süßigkeit ihres Honigs, die mit nichts anderem in der Welt zu vergleichen ist. Darauf deutet aber

zugleich auch die innige Harmonie ihres kleinen Staates. Die Alten dachten sich den Honig als wesentlichen Bestandtheil des Nektar oder Göttertrankes, daher waren es auch Bienen, die den jungen Zeus, den Göttervater, als Amme mit ihrem Honig nährten. Milch und Honig flossen einst im goldenen Zeitalter der ersten Unschuld. Der Honig der Bienen ist nur ein schwaches künstliches Nachbild des Honigs, der einst von allen Bäumen träufelte. Der Staat der Bienen ist nur ein Nachbild der Ordnung und des Friedens, die unter den ersten Menschen herrschten. Aber immer noch bewahren die Bienen die heilige Erinnerung und gleichsam den heiligen Geist, der durch das erste Erdenparadies gegangen.

Dieß ist am schönsten ausgedrückt in der herrlichen Schilderung Virgils (im Gedicht vom Landbau IV. 149. ff. übersetzt von Voß):

> Auf, nun will ich der Bienen Natur, die Jupiter selber
> Jenen verlieh, auslegen: um welchen Lohn sie, dem lauten
> Trommelgeroll der Kureten und klapperndem Erze gehorsam,
> In diktäischer Grotte den Himmelskönig genähret,
> Sie nur haben gemein die Erzeugeten, sie nur vereinbart
> Häuser und Stadt, und leben in mächtiger Hut des Gesetzes;
> Heimath kennen nur sie, und eigenes Herdes Penaten;
> Und vom nahenden Winter gewarnt, arbeitet im Sommer
> Emsig ein jeder für All', und verwahrt den gemeinsamen Vorrath.
> Einige wachen für Nahrung und Kost, nach getroffenem Bündniß
> Weit durchschaltend die Flur; ein Theil im Gehege der Häuser
> Legt die Narzissusthrän', und zähen Leim aus der Rinde
> Unten zuerst dem Gewirk zu Gründungen, hängt dann darüber
> Zellen von bindendem Wachs; theils pflegen sie dort des Geschlechtes
> Hoffnung, die kindliche Brut; dort andere häufen des Honigs
> Klarsten Seim, und dehnen mit lauterem Nektar die Speicher.

Auch fiel manchen das Loos, die Thore der Burg zu bewachen:
Diese spähn in dem Wechsel die Güss' und Gewölke des
Himmels;
Oder empfahn die Lasten der kommenden; oder in Heerschaar
Wehren sie ab die Dronen, das träge Vieh, von den Krippen.
Rastlos glüht das Gewerb', und Thymian duftet der Honig.
Und gleich wie der Cyklopen Betrieb zäh flüssige Barren
Emsig in Blitz ausdehnt, ein Theil mit Bälgen von Stierhaut
Luft einhaucht und verbläst, ein Theil in den zischenden
Kühltrog
Tauchet das Erz; laut dröhnt von Amboßschlägen der Aetna;
All' itzt, froh Wettschwungs, krafvoll rings, heben die Arm' auf,
Nach dem Verhalt, und drehn mit kneipender Zang den
Glutstahl;
Weniger nicht, wenn Kleines geziemt zu vergleichen mit
Großem,
Drängt cekropische Bienen die angestammte Gewinnsucht,
Jede nach eigenem Amt. Der bejahrteren Sorg' ist die
Festung,
Schanzen zu bauen dem Gewirk, und dädalische Häuser zu
wölben.
Aber müd' in der Späte der Nacht kehrt wieder die Jugend,
Voll von Thymus die Bein'; auch Arbutus kosten sie ringsum,
Blaugrün Weidengesproß, Zeiland, und feurigen Krokus,
Auch die balsamische Lind', und die dunkele Blum Hyacinthus.
Alle sie ruhen zugleich, und fliegen zugleich an die Arbeit.
Frühe drängt aus den Thoren die Schaar; nicht Rast noch
Verzug ist:
Drauf wann Hesperus endlich, die blühenden Au'n zu ver-
lassen,
Angemahnt, dann sucht man das Dach, dann pflegt man des
Leibes;
Lärmvoll tönt's, und umsumst Eingäng' und Schwellen der
Wohnung.
Bald, nachdem sie in Zellen sich lagerten, schweiget die Nacht
durch

Tiefe Still', und es fesselt ihr Schlaf die ermatteten Glieder.
Doch nicht fern vom Gehöfe, wenn Regenschauer herabhängt,
Weichen sie, oder vertraun vor nahendem Oste dem Himmel;
Dicht um die Mauern der Stadt in Sicherheit schöpfen sie
Wasser,
Und nur kürzere Fahrt wird gewagt; auch Kieselchen oftmals,
So wie schwankende Kähn' auf schüttelnder Woge den Ballast,
Heben sie auf, und wägen den Flug, durch leere Gewölk hin.
Ja es gefiel auch jene bewunderte Sitte den Bienen,
Daß sie keiner Begattung sich freun, noch die Stärke des
Leibes
Träg' auflösen in Lust, noch mütterlich Junge gebären;
Sondern selbst mit dem Mund' auf Laub' und lieblichen
Kräutern
Sammeln sie Brut; den Erben des Throns und die kleinen
Quiriten
Schaffen sie selbst, und ergänzen die Höf' und wächsernen
Reiche,
Manche zerrieb auch an hartem Gestein umirrend die Flügel,
Ja freiwillig den Geist verhauchten sie unter der Bürde:
Solch ist der Blumen Gelust, und der Stolz in Erzeugung
des Honigs.
Drum obgleich sie selber das Ziel des beschränkteren Alters
Früh empfängt, weil kaum der siebente Sommer erlebt wird:
Dennoch dauert unsterblich der Stamm, und Räume von
Jahren
Blühet das Haus glanzreich, und Ahnherrn zählt man von
Ahnherrn.
Auch dem Könige hat nie so Aegyptos, die große
Lydia nie, und der Parther Geschlecht, noch der Meder Hy-
daspes
Aufgemerkt. Wenn der König nur lebt, ist alles in Eintracht:
Stirbt er, sofort ist gebrochen der Bund; den gespeicherten
Honig
Plündern sie selbst, und trennen den Bau der geflochtenen
Tafeln.

Er ist Hüter des Werks; ihm staunen sie all' in Ehrfurcht;
Ihn umstehn sie mit dichtem Gesums' als geschaarte Trabanten;
Oft auf den Schultern erheben sie ihn, und dem Kampfe die Leiber
Bieten sie dar, und suchen den rühmlichen Tod durch die Wunden.
Mancher, von solchem Beweise geführt, und solcherlei Beispiel,
Lernte, daß in den Bienen ein Theil des göttlichen Geistes
Wohn', und ätherischer Hauch. Denn die Gottheit gehe durch alle
Lande sowohl, als Räume des Meers, und Tiefen des Himmels;
Schafe daher und Rinder, der Mensch, und des Wildes Geschlechter,
Jedes bei seiner Geburt entschöpf' ihr zarte Belebung;
Siehe, auch dorthin kehre dereinst, der Verwesung entronnen,
Alles zurück, und nirgend sey Tod; es schwinge sich lebend
Mit in die Zahl des Gestirns, und schweb' hoch unter den Himmel.

Als Zeugen der goldenen Zeit werden die Bienen in der griechischen Anthologie gepriesen (übersetzt von Herder):

Säuselt hinaus, ihr Bienen, ihr Kinder des honigen Frühlings,
Schwärmt auf Blumen und bringt euren gesammelten Thau
Uns. Den Sterblichen strömt aus ihren niedlichen Zellen
Goldener Strom, ein Quell aus der verlebeten Zeit,
Wo nicht Hacke noch Karst, wo Pflug und Stiere nicht gruben,
Wo die Natur uns selbst Nektar in Strömen verlieh.
Fliegt dann, Schwärme der Luft, ihr Nektar bereitenden Bienen,
Zeugen der goldenen Zeit, die ihr genießet und schafft.

Indem die Bienen der großen Weltmutter beigegeben sind und bei der Geburt der Natur dienen, werden sie ins-

besondere mit Beziehung auf den süßen Nahrungsstoff, den sie bereiten, als die **Ammen** des neugebornen Naturlebens oder Naturgottes aufgefaßt. Sie flogen herbei und flößten dem jungen Gott Zeus ihren Honig ein, während die Kureten eine lärmende Musik machten (damit Saturn den kleinen Gott nicht möchte schreien hören). Daher soll es kommen, daß noch jetzt die Bienen, wenn sie schwärmen, durch Metallklang, den sie gern hören, sich zähmen und leiten lassen. Auch die goldne Farbe soll den Bienen von Zeus verliehen worden seyn, indem sich derselbe seinen Ammen dankbar beweisen wollte. Bienen nisteten auf Creta vor der Grotte, in der sie einst den jungen Zeus genährt haben sollen, und wurden im Alterthume fortwährend als die Wächterinnen dieses Heiligthums angesehen. Nach einer Sage bei Antoninus Liberalis wurde auch der Honig, den die Bienen einst für Zeus gesammelt, noch aufbewahrt, und Aegolius und seine Gefährten, die ihn rauben wollten, wurden in Vögel verwandelt.

Ganz in demselben Sinn wurde auch Dionysos (Bacchus) durch Makris, die Tochter des schon genannten Aristäus, mit Honig ernährt (nach Nonnus). Dionysos war keineswegs Weingott allein, sondern der Gott der Vegetation des in den Pflanzen wirkenden Sonnenfeuers. Ihm war daher der Honig als der reinste Extract der Pflanzenwelt geheiligt. Dieß stimmt mit dem Sinnbild der vom Löwen verzehrten Bienen zusammen, das wir schon oben kennen gelernt haben. Der Löwe ist wieder Dionysos.

Die Bienen sind aber vorzugsweise **Ammen der Seelen**, nicht des Körpers, und Vorsteherinnen weniger der Geburt, als vielmehr der **Wiedergeburt**. Die Idee der Wie-

dergeburt liegt schon in der Mythe vom Herkommen der Bienen aus dem todten Stiere. Man muß dabei vielleicht auf den Stier Hazeiosch der alten Parsen zurückkommen. Nach dem Bun-Dehesch (XIX. Kleuker Zendavesta III. S. 92) wird in den letzten Zeiten dieser Stier erscheinen, in sich tragend die Keime aller Wiedergeburten. Sind hiebei auch die Bienen nicht als Sinnbilder dieser Keime für eine zweite bessere Welt genannt, so scheint es doch, sie dürfen als solche gedacht werden, und man kann daraus ein näheres Verständniß der den Stier und die Bienen so vielfach verbindenden Symbolik gewinnen. Zumal da die Biene, wie wir oben sahen, dem persischen Mithra-Cultus, in dem auch der Stier eine so bedeutende Rolle spielt, nicht fremd ist.

Uebrigens ist zu bemerken, daß nach Plinius (hist. nat. XI. 20.) nicht nur die Bienen aus der Leiche des Stiers, sondern auch die Wespen aus der Leiche des Pferdes und die Käfer aus der Leiche des Esels sollen hervorgegangen seyn. Dem liegt wahrscheinlich eine alte Naturanschauung zu Grunde, nach welcher die Insectenwelt für spätern Ursprungs gehalten wurde, als die höhere Thierwelt. Daß aber aus todten Thieren wieder lebendige hervorgehen, und zwar geflügelte, muß hier vorzugsweise ins Auge gefaßt werden. Dieß hängt genau mit der Mythe von der Psyche zusammen. Der Leib stirbt, die Seele fliegt davon und wird neu geboren. Auch in einer merkwürdigen tscherkessischen Sage (bei Neumann) tritt diese Idee der Wiedergeburt hervor. Merime, die Mutter Gottes, konnte die Bienen, als der Gott des Donners ihnen zürnte, nicht schützen, und alle kamen um bis auf eine einzige, welche die Göttin unter ihrem Hemde verborgen hatte und von der ein neues Volk der Bienen ab-

stammte. Vergleiche Dubois de Montpereux, Reise nach dem Kaukasus (deutsche Ausgabe I. 78).

Waren nun die Bienen Sinnbilder der Wiedergeburt, so mußte man sie gern mit Gräbern verbinden. Diese Bienen, noch übrig aus dem ersten Paradiese, führen auch hinüber in das zweite, das uns jenseits des Lebens erwartet. Dorthin, wo sie Göttern und Seligen den Honig bereiten, führen sie die Colonie der Sterblichen, von der Erde hinweg zu den seligen Inseln.

Daher das Vorkommen der Bienen, des Honigs und Wachses beim Cultus des Todes. Das Werk der Bienen galt als Reinigungs- und Läuterungsmittel der Seele von der moralischen und physischen Unreinigkeit, in ihrem Zusammenhange mit dem Körper, und als ein Schutzmittel gegen die Vernichtung, als eine Bürgschaft der Wiedergeburt.

Nach dem Scholiasten des Theokrit hießen nicht bloß die Priesterinnen der Artemis (der Geburtsgöttin), sondern auch die der Persephone (der Todesgöttin) Melissen, d. h. Bienen. Aber es waren keine Dienerinnen des Todes, sondern vielmehr Helferinnen aus dem Tode. Damit stimmt zusammen, was die Alten von den Bienen rühmen, daß sie sich nämlich niemals auf die unreinen Bohnen (das Symbol des Todes) setzen.

Hieher gehört auch, was Plinius vom Volksaberglauben der Alten meldet: Honig, worin Bienen gestorben sind, soll die Augen klar machen, und vor Blindheit schützen. Und Jamblichus: wer durch Honig eingeschläfert worden ist, wacht schwer wieder auf. — In dem schnurgeraden Wege, den die Biene allemal nimmt, wenn sie mit ihrer Beute beladen heimkehrt, wollte man den Flug der Seele zur himmlischen Heimath vorbedeutet sehen.

Die Griechen brachten dem Pluto bei Leichenbegängnissen Honigopfer. Vergl. Homers Odyssee XI. 27. Derselbe Gebrauch herrscht sogar noch heute unter den Russen. Man stellt die Kutja (Todtenspeise), wobei Honig ist, auf einem Teller neben den Sarg (Kohl Petersburg I. S. 198). Der Honig bedeutet nicht eine bloße Reinigung, sondern ausdrücklich die Wiedergeburt. In diesem Sinne sagt die Mythe vom Glaukos: dieser Knabe habe mit einer Maus (dem Symbol der Nacht, also mit dem Tode selbst) gespielt, sey darüber in ein Honigfaß gefallen, darin ertrunken, aber durch die Kraft des Honigs wieder belebt und aufgeweckt worden. Auch der Philosoph und Physiker Demokrit versprach, die Todten wieder zu wecken, wenn sie in Honig aufbewahrt wurden. Agesilaus wurde in Honig begraben. Auch im alten Babylon wurden die vornehmen Leichen in Honig begraben. (Herodes I. 198.) Daß die Assyrer ihre Leichen mit Wachs überzogen in Honig begruben, meldet Strabo im 14ten Buch. Auf dieselbe Weise soll nach muhamedanischer Sage (des Ebn Batrik bei Herbelot) die Leiche Alexanders des Großen in einen goldenen mit Honig gefüllten Sarg gelegt worden seyn. Im birmanischen Reiche werden noch jetzt königliche Prinzen eine Zeitlang in Honig einbalsamirt, bis die Zeit zu ihrer feierlichen Verbrennung herannaht (nach Symes).

Statt des Honigs brauchte man auch Wachs. Nach Herodot (I. 140) wurden die Leichen der alten Perser, nachdem sie in freier Luft von den Vögeln skelettirt worden waren, mit Wachs überzogen und in dem Erbbegräbniß beigesetzt. Eben so wurden auch die Leichen der Skythenkönige mit Wachs überzogen (Herodot IV. 71).

Das oben schon erwähnte Vorkommen von Bienen im Grabe des Königs Childerich deutet eben dahin. Man hat

auch in dem Hervorkommen der Biene aus dem Stier das Sinnbild der aus der irdischen Natur entfliegenden Seele sehen wollen, und gewiß mit vollem Recht, wenn auch damit andere Deutungen des Stier-Bienensymbols nicht ausgeschlossen sind.

In dieser Bedeutung der Seelenreinigung erscheint der Honig auch als Gabe der Weisheit und Dichtkunst, als Gabe des göttlichen Geistes überhaupt, und die Bienen werden zu Musen. Dem Apollo wurde als dem Bienengott am 24ten Julius ein Opfer gebracht. Musen in Gestalt von Bienen zeigten den Joniern den Weg nach Asien. Varro (de re rust. III. 16.) nennt die Bienen Vögel der Musen. Athenäus (XIV. 8.) erwähnt die bienengeflügelten Melodien der Musen (μέλεα μελιττοπτέρωτα Μουσᾶν). Plato (im Jon) sagt: der Dichter gleiche der Biene, ein leichtes, geflügeltes und heiliges Wesen, der Gottheit voll. Von Platon und Pindar erzählt man, daß sie in ihrer Kindheit von Bienen genährt und mit der Gabe der süßen Rede beschenkt worden seyen.

Dienend dem Gott der Seher und Dichter Apollon verfertigten, nach einer Sage bei Pausanias 10, 5, zu Delphi, wo sein großes Orakel war, die Bienen einen zierlichen Miniaturtempel aus Wachs, der den Hyperboreern als Ehrengegeschenk übersandt wurde.

Sehr anmuthig und galant werden in der griechischen Anthologie die Verse der Sängerin Erinna mit den honigvollen Waben der Bienen verglichen:

Sieh hier Waben Erinnens, der Lesbischen! Wenn sie nur klein sind
Füllet sie doch durchaus Honig vom Helikon an.

Dreimalhundert der Zeilen des neunzehnjährigen Mägdleins
Gleichen, erhabner Homer, deinem heroischen Lied.
Mochte die Spindel sie drehn, dem Gebot der Erzeugerin folgsam,
Oder am Webstuhl stehn, diente den Musen sie doch.
Um so viel Erinna in lyrischen Weisen der Sappho
Nachsteht, so viel ihr Sappho im epischen Maaß.

Mit dem Honig im Rachen des todten Löwen (in Simsons Räthsel) hat Pater Abraham a Sancta Clara recht glücklich die heiligen Gesänge im Munde der fühllosen Mönche verglichen (Judas III. S. 103).

Auch in der nordischen Götterlehre bedeutet der Honig die Gabe der Dichtkunst. Die jüngere Edda erzählt davon ein sehr artiges Mährchen, das ich aus der Uebertragung von Rühs hier mittheilen will:

Die Götter führten Krieg mit dem Volk, das Vanen heißt. Sie verabredeten eine Zusammenkunft, um Frieden zu schließen, der auf die Weise eingegangen ward, daß sie beide in ein Gefäß spuckten. Dieses Friedenszeichen schufen die Asen hernach in einen Mann um, Namens Quasir, der so weise war, daß niemand ihn wornach fragen konnte, worauf er nicht Bescheid wußte. Er fuhr weit im Lande umher, um die Menschen zu unterrichten. Einmal kam er zu den Zwergen Fialar und Galar, die ihn tödteten und sein Blut in zwei Fässer rinnen ließen, Son und Boden, und in einen Kessel, Odraerer. Sie mischten Honig in das Blut, woraus ein so herrlicher Meth entstand, daß wer davon trinkt, Dichter und weiser Mann wird. Die Zwerge berichteten den Asen, daß Quasir in Weisheit ertrunken sey, weil keiner so klug war, um ihn genug ausfragen zu können. Die Zwerge baten einen Riesen, Namens Gilling, nebst seiner

Frau zu sich, und da er kam, baten sie ihn, mit ihnen auf die See zu rudern. Da sie etwas vom Lande gekommen waren, ruderten die Zwerge nach den Klippen, und stießen das Schiff um. Gilling, der nicht schwimmen konnte, ertrank, wogegen die Zwerge das Schiff umwandten, und wieder aus Land ruderten. Da sie seiner Frau diese Begebenheit erzählten, nahm sie es zu Herzen, und brach in lautes Weinen aus. Fialar fragte sie, ob es nicht ihr Gemüth erleichtern könnte, nach der See hinaus zu sehen, wo er umgekommen war. Da sie es bejahete, sagte er zu seinem Bruder Galar, hinauf über die Thüre zu gehen, und wenn sie hinausginge, einen Mühlstein auf ihren Kopf herabfallen zu lassen, weil er ihr Geschrei nicht ausstehen könne. Der Bruder that nach seinem Verlangen. Da der Riese, Gillings Sohn, Suttung, dieß erfuhr, zog er hin, griff die Zwerge, führte sie auf die See hinaus, und setzte sie auf eine umflossenen Klippe. Sie baten Suttung, ihr Leben zu schonen, und boten ihm zur Versöhnung der Blutrache den herrlichen Meth, was auch angenommen ward. Suttung nahm den Meth mit sich nach Hause, und verbarg ihn auf der Stelle, die Knitberg heißt. Seiner Tochter Gunlödi übertrug er die Aufsicht. Davon hat die Dichtkunst den Namen Quasirs Blut, Zwerge Trunk, Odrers oder Bodnes oder Sons Naß, Zwerge Schiff oder Lösegeld, und Knitbergs Meth oder Naß. Aeger bemerkte dabei: es kommt mir etwas sonderbar vor, der Dichtkunst diese Namen zu geben. Aber wie bemächtigten sich die Asen Suttungs Meth? Bragi antwortete: auf folgende Weise gelangten sie dazu: Odin zog von Hause, und kam nach einem Ort, wo neun Sklaven Heu mähten. Er fragte sie, ob er ihre Sensen wetzen sollte? Sie dankten für das Anerbieten. Er nahm also einen Wetzstein aus seinem

Gürtel und schärfte die Sensen. Sie schienen ihnen jetzt weit besser zu schneiden, und sie feilschten um den Stein. Er antwortete: wer ihn kaufen wollte, sollte geben, was billig sey; alle sagten, sie wollten ihn kaufen, der eine lieber, als der andere. Er warf also den Stein in die Luft, und da alle ihn greifen wollten, kamen sie so ins Handgemenge, daß sie einander mit ihren Eisen tödteten. Odin suchte Nachtherberge bei einem Riesen, Namens Baugi, einem Bruder Suttungs. Baugi klagte seine Umstände, indem seine neun Knechte einander getödtet hätten, und er nicht wisse, wie er Arbeiter bekommen sollte. Odin nannte sich Bölwerk. Er erbot sich, die Arbeit der neun Männer für Baugi zu übernehmen, wenn dieser ihm einen Trunk von Suttungs Meth verschaffe. Baugi antwortete: es stehe nicht bei ihm, weil Suttung ihn für sich behalten wollte; er würde ihn aber dahin begleiten und versuchen, ob er ihn bekommen könnte. Im Sommer verrichtete Bölwerk die Arbeit der neun Männer, aber da der Winter kam, verlangte er seinen Lohn von Baugi. Da begaben sie sich beide zu Suttung. Baugi erzählte seinem Bruder, was er Bölwerk versprochen hatte, aber Suttung schlug ihr Begehren geradezu ab. Bölwerk sprach also mit Baugi, zu versuchen, ob sie sich des Meths durch eine oder die andere List bemächtigen könnten. Baugi war damit zufrieden. Bölwerk zog darauf einen Bohrer hervor, Namens Rati, und gebot Baugi, den Fels zu durchbohren, denn der Bohrer war scharf. Baugi begann zu bohren, und sagte, es sey durchgebohrt, aber Bölwerk blies ins Bohrloch, und da die Späne gegen ihn flogen, merkte er, daß ihn Baugi betrügen wollte. Er verlangte also, daß Baugi ganz durchbohren sollte. Baugi bohrte wieder, und da Bölwerk nun hineinblies, flogen die Späne zur andern Seite hinaus. Böl-

werk verwandelte sich in eine Schlange und kroch durch das Loch. Baugi stach nach ihm mit dem Bohrer, doch ohne ihn zu treffen. Bölwerk zog dahin, wo Gunlöde lag, und lag bei ihr drei Nächte. Sie erlaubte ihm dreimal vom Meth zu trinken. Beim ersten Trunk leerte er den ganzen Odreire, beim zweiten Bode, beim dritten Son, so daß er allen Meth hatte. Hierauf verwandelte er sich in Adlergestalt, und flog in größter Eile fort. Suttung, des Adlers Flug sehend, nahm ein Adlergewand und flog ihm nach. Da die Asen Odin kommen sahen, setzten sie Gefäße in den Hof, und als er Asgaard erreichte, spie er den Meth in die Gefäße. Aber in der großen Verlegenheit, da Suttung ganz nahe bei ihm war, verlor er etwas von hinten, worum sich keiner bekümmerte, so daß es nehmen konnte wer wollte. Das nennen wir der schlechten Dichter Theil. Suttungs Meth gab Odin den Asen und allen guten Dichtern. Dieß ist der Ursprung von dem, was wir Dichtkunst, Odins Fang oder Fund, oder Trank, oder der Asen Gabe und Trank nennen. (Rühs Edda, 239.)

Die Bienen und der Honig hatten noch viele gute Bedeutungen. Plutarch und Aelian (V. 11.) sagen: die Bienen hassen Unkeusche und verfolgen sie mit ihrem Stachel. Athenäus schreibt dem Honig die Gabe zu, das Leben zu verlängern und rühmt das hohe Alter der Corsikaner, welches sie nur dem beständigen Genuß des Honigs verdankten.

Der Honig steht in Wahlverwandtschaft mit der Milch. Von glückseligen Ländern und Paradiesen sagt man: es fließt Milch und Honig darin. Dieß Bild kommt nicht nur in der Bibel vor, 2. Buch Mosis 3, 8; sondern auch bei Griechen und Römern, in den Bacchantinnen des Euripides 142, in Theokrits Idyllen V. 124, in Ovids Metamorphosen I. 111.

Nach Didymus bei Lactantius im 22sten Buch waren die Ammen des Zeus zwei Schwestern Melissa (die Biene) und Amalthea (die Ziege). Jene bot ihm Honig, diese Milch, und das war überhaupt die berühmte Götternahrung Ambrosia und Nektar.

Dagegen bilden Wermuth und Honig einen Gegensatz. Jener ist das Bitterste, dieser das Süßeste in der Natur. Auf eine sehr sinnige Weise deutete man diesen Gegensatz wieder um. Zu viel Honig erweckt Bitterkeit und macht die Galle groß; Wermuth dagegen reinigt den Körper und so kommt Bitteres aus Süßem, Süßes aus Bitterm. (Pierii hierogl. S. 556). Das Bittere beim Süßen wird auch schon durch den Bienenstachel neben dem Honig vertreten, daher die Sprüchwörter: der Stachel ist nicht weit vom Honig — Honig im Munde, Galle im Herzen.

Vorzüglich aber war der Bienenstock das Sinnbild und Muster eines wohlgeordneten Staates. Plotinus (Ennead. III. 4. 2.) nennt die Biene vorzugsweise das bürgerliche Thier. Weil aber der Bienenstaat vom Weisel beherrscht wird, dachte man immer unter dem Bilde des Bienenstaates eine Monarchie. So in Indien. In Wilsons Theater der Hindu heißt es (I. S. 205):

> Die Bäume breiten ihre Blüthen aus,
> Umschwärmt von rastlos vielgeschäft'gen Bienen,
> Die den Tribut für ihren König sammeln.

Unter Aelians Thiergeschichten (V. 11.) kommt folgende schöne Schilderung des Bienenkönigs vor (nach Jacobs):

„Der König der Bienen sorgt für gute Ordnung des Schwarmes auf folgende Weise. Dem einen befiehlt er, Wasser zu tragen; dem andern, im Innern Honigscheiben zu bilden; eine dritte Abtheilung schickt er auf die Weide aus. Dann wechseln sie mit der Arbeit nach der Reihe; und auf das schönste vertheilt, pflegen die Bejahrteren das Haus zu hüten. Dem Könige selbst aber ist es genug, für das zu sorgen, was ich gesagt habe, und Gesetze vorzuschreiben nach der Weise großer Herrscher, welche die Philosophen Politiker und Königliche nennen; im Uebrigen ruht er, und ist von eigener Arbeit entbunden. Wenn es gut für die Bienen ist umzuziehen, dann ändert der Regent seinen Aufenthalt; und so lange er noch jung ist, führt er sie an, die übrigen aber lassen sich führen; ist er älter, so wird er getragen, und die andern Bienen nehmen ihn auf sich. Die Bienen überlassen sich auf ein gegebenes Zeichen dem Schlafe. Wenn es Zeit scheint zu schlafen, befiehlt der König einer das Zeichen zu geben; diese befolgt den Befehl und macht den Herold; die Bienen aber, die bis dahin gesummt haben, wenden sich zu ihrem Nachtlager. So lange der König lebt, gedeiht der Schwarm in Frieden, und alle Unordnung ist verbannt: die Drohnen rasten ruhig in ihren Zellen; die bejahrteren wohnen besonders; die jungen besonders, und der König für sich; die Honigscheiben sind für sich, das Futter und die Abtritte abgesondert. Kommt aber der König um, so geräth alles in Unordnung und Anarchie.“

Nach Horapollo bedeuteten die auf ägyptischen Denkmälern vorkommenden Bienen den König des Volks. Nach Artemidors Traumbuch bedeutet ein Bienenschwarm dem, an den er sich (im Traum gesehen) anhängt, die Königswürde. Nach Plinius (VIII. 42.) deutete ein Bienenschwarm, der

sich auf das in einem Sumpf steckengebliebene, aber sich glücklich wieder herausarbeitende Pferd des Dionysius von Syrakus setzte, diesem die Königswürde an. Derselbe Glaube herrscht auch im hohen Norden. Von Weidewut, dem ältesten Priesterkönig der alten Preußen und Litthauer, berichtet die Sage, er habe das wilde Volk durch das Beispiel eines Bienenstocks vereinigt und an Ordnung gewöhnt. Der Bienenstock erscheint prophetisch bei Königswahlen. Bei einer solchen Wahl in Polen hing sich ein Bienenschwarm an Michael Wisniowicky, und bloß wegen dieses günstigen Zeichens wurde derselbe wirklich gewählt.

Auch ganz im Allgemeinen bedeutet ein Bienenstock das Volk. So werden die Usbeken von ihren Nachbarn ein Bienenstock ohne Honig genannt, dessen Stachel sich auszusetzen gefährlich sey, ohne daß die Beute der Mühe lohnen würde (Elphinstone's Afghanistan). Wenn sich ein Bienenschwarm an einen Kirchthurm hängt, soll es fremdes Kriegsvolk bedeuten.

In noch engerm Sinn bedeuten die Bienen ein junges Volk, ein Wandervolk, eine Colonie. Das jährliche Schwärmen aus den Bienenstöcken mußte zu diesem Sinnbild Veranlassung geben. Daher die mehrfach wiederholten Sagen bei den Alten von den Musen, die in Bienengestalt die Jonier nach Asien geführt, von den Nymphen, die in Bienengestalt eine Colonie nach Ephesus geführt (nach Philostratus), von dem Bienenschwarm, der sich zu Laurentum auf einem heiligen Lorbeerbaum niederließ und die Ankunft des Aeneas und seiner trojanischen Colonie in Italien verkündete. Auch Aristäos, der Bienenvater, von dem oben ausführlicher die Rede war, erscheint als Colonienführer, als Sonnenpriester,

der den Sonnencultus in verschiedene Länder bringt. Vergl. über ihn Ritters Vorhalle S. 352.

Gewiß nicht unmerkwürdig ist die Erfahrung, daß die Bienen wirklich den Ansiedlungen der Menschen vorhergehen. In den nordamerikanischen Urwäldern werden sie von den Indianern „die Vorläufer des weißen Mannes" genannt. Staunend sahen diese Wilden einst die ersten Bienen im Walde fliegen und kosteten den ersten Honig, unwissend, woher dieß neue Wunder der Natur. Aber bald tönte die Axt des Europäers in demselben Walde. Die Bienen waren ihm vorangezogen. (Ausland 1835 S. 427).

Ein ähnliches Staunen über den ersten Fund des Honigs schildert Ovid in den Fastis auf die lieblichste Weise. Als Bacchus auf seinem großen Triumphzuge einst durch Wälder kam, die der Erzklang seines musicirenden Gefolges durchtönte, flogen neugierig die Vögel herbei und unter ihnen auch die bisher unbekannten Bienen. Bacchus aber schloß diese zierlichen Geschöpfe in einen hohlen Baum ein und sie gaben ihm den ersten Honig. Da schlich einmal der kahle Silen in den Wald, um auch von dem süßen Honig zu kosten, fand den Baum und strebte hinauf, indem er sich auf die Zehen stellte und seine kurze Gestalt ausstreckte; aber die Bienen flogen grimmig heraus und zerstachen ihm die Glatze; er fiel auf seinen Esel, dieser schlug ihn und in jämmerlichem Zustand fanden ihn die um Hülfe gerufenen Satyrn am Boden liegen und trieben ihren Spott mit ihm.

Bienenschwärme, die sich während eines Kriegszuges im Lager oder Heere zeigen, bedeuten demselben Unglück, den Ueberfall und Sieg des Feindes und Tod des Feldherrn. So wurde der Schwarm gedeutet, der sich einst im Lager

des Drusus niederließ (Dio Cassius LIV. 33. Plinius Naturgeschichte XI. 18). Wie lange derselbe Glauben sich erhielt, geht daraus hervor, daß eine Biene, die sich kurz vor der Sempacher Schlacht auf die Waffen des Herzogs Leopold setzte, als Unglückszeichen angesehen wurde (Vergl. Wackernagel Lesebuch S. 703).

Bei mehreren andern Volksmeinungen läßt sich der Sinn weniger deutlich errathen. Man glaubt, wenn der Herr der Bienenstöcke sterbe, müsse man dieselben aus ihrer Stelle rücken. Vielleicht ist dieser Glaube ursprünglich durch die Sympathie veranlaßt worden, in der die Bienen zuweilen mit den kundigsten Bienenvätern stehen, oder überhaupt durch den Magnetismus, der in ihrem Instinct und Kunsttrieb sich ausspricht. Zu Labruquière in den Pyrenäen hält man für nothwendig, ein altes Kleid des Verstorbenen unter den Bienenstöcken zu begraben, auch die Bienen niemals zu verkaufen, sondern nur zu verschenken oder zu vertauschen. Vergl. das Ausland von 1840 Nr. 43. Von jener Sympathie kam ein merkwürdiger Fall zu Nantes vor im Jahre 1777. Eine Dame, die sich immer gern mit der Pflege der Bienen abgegeben, wurde krank. Da kamen ihre Bienen in großen Schwärmen aus den entfernten Stöcken herbei und flogen in ihr Haus und in ihr Zimmer. Scheitlin Thierseelenkunde I. 272. — Hieher gehört auch ein komischer Zug. Jean Paul beschreibt sehr lustig den Leichenzug eines Hofmarschalls. Der Erbe hatte einem alten Aberglauben zufolge während des Zuges die Bienenstöcke verrücken lassen (weil man glaubt, sie gedeihen dann unter dem neuen Herrn so gut wie unter dem verblichenen). Dadurch waren aber die Bienen in Unruhe und Aufruhr gerathen und überfielen den Leichenzug, der dadurch sein steifes und feierliches Cere-

moniell aufzugeben und zu einer lächerlichen Flucht gezwungen wurde. J. Pauls Werke Band 59. vorn.

Noch andere Volksmeinungen. Die Biene soll das Echo nicht vertragen können und in keiner Gegend sich ansiedeln, in der ein lautes Echo zu finden ist (Wagner Schauplatz ungereimter Meinungen).

Im Traum gesehen sollen die Bienen Feuer bedeuten, und wenn sie sich an ein Haus anhängen, den Brand desselben Hauses.

Dieß mögen alles Volksmeinnungen seyn, die sich noch von alten heidnischen Zeiten her erhalten haben. Aber auch im christlichen Glauben behielten die Bienen noch etwas Heiliges. Man sagt, die Bienen können das Fluchen nicht vertragen. Von den Bienen kommt das Wachs, das so vielfach zum Gottesdienst, insbesondere zu den geweihten Kerzen gebraucht wird. Der Honig, den man bei der Taufe den Kindern zu kosten gibt, ist ein Sinnbild des Paradieses, das durch die Taufe verheißen wird. An vielen Orten wird am grünen Donnerstag Honig gegessen, wahrscheinlich im alten Sinn der Reinigung und als Vorbereitung auf Ostern. In den Legenden erscheinen die Bienen häufig als fromme dienstbare Wesen. Als der heilige Modomoc Irland verließ, sollen ihm alle Bienen auf das Meer nachgefolgt seyn. Im Bergischen gibt es eine Immencapelle, wo einst die Bienen um eine weggeworfene Hostie eine künstliche Monstranz aus Wachs sollen geformt haben. An einem andern Ort sollen sie dasselbe in einem hohlen Baum gethan haben. Nach einer andern Legende wollte ein Bauer seinen Bienenstöcken dadurch, daß er eine Hostie hineinlegte, Segen bringen. Aber

wie staunte er, als er am andern Morgen die Waben in einen kleinen Dom von Wachs verwandelt sah, der ein Sanctuarium um die Hostie bildete (besungen von Victor Strauß):

Kommen emsig alle Bienen,
Selbst die Drohne will nicht rasten,
Mit den Füßchen baun sie hurtig
Schlanke Säulenreihn von Wachse,
Leichte Bogen, spitz sich neigend,
Wölben droben sich zur Halle.

Ebenso fand man in der Hand der einsam verschiedenen S. Bonizella einen kunstreichen Wachskelch, den ihr die Bienen nach ihrem Tode in die Hand hinein gearbeitet hatten. So sollen sich im Grabe zweier heil. Jungfrauen zu Verona die Bienen in den jungfräulichen Leibern ihre Bienenstöcke angelegt haben. Von der heil. Gobinate wird gesagt, sie habe einst durch ihr Gebet einen Bienenstock in bewaffnete Krieger verwandelt, um die Feinde zu vertreiben. Vom heil. Ambrosius heißt es, wie von Plato, Bienen hätten ihn als Kind ernährt. Eben so vom heil. Isidorus Hispalensis und Dominicus. Deßgleichen hat der heilige Chrysostomus (Goldmund) wegen seiner Beredsamkeit einen Bienenkorb zum Attribut, und nicht minder Bernhard von Clairvaux, der überdieß wegen seiner entzückenden Rede doctor mellifluus hieß. Nur in der Geschichte des heiligen Albericus haben die Bienen eine schlimme Bedeutung, sofern er denselben nackend ausgesetzt und von ihnen zerstochen wurde. Auch schon bei den alten Juden war es üblich, Ehebrecher nackt den Bienen vorzuwerfen (Bocharti hieroz. II. S. 510).

Auf einem schönen Gemälde von Tizian zeigt das Christuskind der Madonna sinnig eine Biene.

Originell ist folgende wallachische Legende. Gott frug den Teufel um Rath, ob er nur eine Sonne machen solle, oder mehrere. Der Teufel rieth nur eine zu machen, denn er überlegte, wenn mehrere Sonnen am Himmel ständen, würde die Erde oben so heiß werden, daß man die Hölle unter ihr gar nicht mehr brauchen werde. Eine Biene saß auf seinem Kopf, ohne daß er sie bemerkt hatte, und flog davon. Da sah er sie, und unwillig, von ihr behorcht worden zu seyn, schlug er mit der Peitsche nach ihr und traf sie so, daß sie seitdem mitten durchschnitten blieb und auch ein wenig schwarz wurde.

Poetische Bilder und Gleichnisse vom Bienenvolk kommen sehr oft vor. Der heilige Ambrosius verglich die Kirche mit einem Bienenkorb-und sich selbst mit einer Biene, die dem Stocke stets treu bleibe, fleißig in ihm arbeite, den Honig (der Beredsamkeit) eintrage, den Rauch (der Schmeichelei und Hoffart) hasse rc.

Auch der Dominicaner Thomas von Cantimprat schrieb ein Buch, in welchem er alle Tugenden des Christen in der Biene vorgebildet sah. Deßgleichen sahe Pater Abraham a Sta Clara in dem Staat der Bienen, von denen man glaubt, daß sie alle jungfräulich lebten, ein Sinnbild des Klosterlebens (Judas IV. 14).

Fischart verglich im Zeitalter der Reformation die Kirche ebenfalls mit einem Bienenkorb, aber im schlimmen Sinn, daher nicht glücklich, denn das fromme Volk der Bienen eignet sich zur Verspottung nicht *). — Die Bezähmung

*) Unter dem Namen „die Fabel von den Bienen" schrieb Mandeville im Jahre 1729 sogar ein Buch, das gegen das Christenthum gerichtet war und in London vom Henker verbrannt wurde.

der wilden und kriegerischen Völker durch die Kirche (Weihrauch, Kirchenmusik 2c.) hat man auch mit der Art und Weise verglichen, wie man die aufgeregten Bienen durch Rauch und Erzklang oder Trommeln bezähmt.

Sehr glücklich vergleicht der Koran das menschliche Leben mit dem Leben der Biene. Der Mensch soll, wie die Biene, von allem genießen, aber aus allem nur das Gute ziehen und nach einem fleißigen und harmonischen Leben auf den von Gott gewiesenen Wegen wieder heimkehren (16te Sure des Koran).

Ein altes Loblied auf das friedliche Gemeindeleben der Bienen findet sich in des Knaben Wunderhorn III. 60, nur von der beschreibenden Art, die später Brockes in seinem irdischen Vergnügen in Gott noch mehr in die Breite gezogen hat.

Sinnreich ist eine Fabel von Pfeffel, welche die französische Revolution unter dem Bild einer Revolution im Bienenkorbe auffaßt. Die frommen und fleißigen Bienen werden plötzlich rebellisch, hören auf zu sammeln und zu arbeiten, bekämpfen und tödten einander und müssen am Ende alle, weil sie keinen Vorrath mehr haben, verhungern.

Ein Bienenkorb war oft auf Münzen und anderwärts das Sinnbild republicanischer Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft. Man brauchte dabei gern die Devise: mens omnibus una oder labor omnibus unus.

Moralische Gedanken sind ebenfalls sehr oft in Gleichnissen von der Biene ausgedrückt worden. So sagt St. Martin (im Geist und Wesen der Dinge), indem er die Biene mit dem Schmetterling vergleicht: jene ist die lebendige Liebe, die alles in sich hat, dieser ist die todte Schönheit, die alles nur auf sich hat. — Sie bilden einen Gegen-

satz unter den Insecten, wie die Lilien und Tulpen unter den Blumen, oder wie die Nachtigall und der Papagai unter den Vögeln.

Jean Paul sagt einmal: die Biene braucht ihr Wachs nicht wie der Mensch, der es ihr raubt, zu Masken und Kerzen, sondern nur zu Zellen für den Honig. So soll auch der Dichter nicht täuschen noch enttäuschen, sondern nur das Leben versüßen.

Ziemlich gemein ist der Gebrauch der Biene als eines Sinnbildes für den Fleiß, das fleißige Sammeln, die Gelehrsamkeit, gelehrte Gesellschaften, Zeitschriften ꝛc. Edler ist die Vergleichung, wenn man hervorhebt, daß die Biene zwar alles prüft, aber nur das Gute behält, und sogar aus dem Bittern Süßes zieht, und sogar aus giftigen Blumen gesunden und heilkräftigen Honig. Nicht minder schön ist die Wendung, daß die Biene den Honig nicht für sich allein, sondern auch für andre sammle, daß ihr Fleiß uneigennützig ist. Daher ein beliebtes Sinnbild die Biene mit der Devise: sic vos non vobis. (nach Virgil).

Auch die Rüstung und der kriegerische Muth der Biene ist oft hervorgehoben worden, theils in erotischen Bildern, theils zur Bezeichnung des poetischen Witzes und der Rache, welche Dichter üben. „Die Biene, welche sticht, die kann auch Honig geben“ oder umgekehrt, „nimm dich in Acht, auch dieses süße fromme Geschöpf hat einen gefährlichen Stachel.“

Dieß führt uns zu der erotischen Bedeutung der Biene. Die Liebe ist süß, aber auch gefährlich. Deßhalb sind ihre beliebtesten Sinnbilder von jeher theils die schöne Rose mit

ihrem Dorn, theils die süße Biene mit ihrem Stachel gewesen. Die Biene aber eignete sich um so mehr zu einem Symbol der Liebe, als sie, wie wir oben schon sahen, in der genauesten Beziehung zur großen Naturmutter stand und zu Hochzeiten und Geburten. Das frühere, strengere, hierarchische Heidenthum scheint mehr die tiefsinnigen und unschuldigen, das spätere poetische und frivole Heidenthum mehr die witzigen und lasciven Nebenbegriffe hervorgehoben zu haben.

Schon bei den Indern ist die Biene ein Attribut des Liebesgottes Kama. Er setzt seinen Fuß auf eine Biene. Die Sehne seines Bogens ist eine Reihe von Bienen, wodurch ausgedrückt werden soll, daß, wenn seine Pfeile Schmerzen verursachen, es nur süße Schmerzen sind. — In ähnlicher Weise kommt die Biene auch mit dem griechischen Eros in Verbindung. Eros taucht seinen Pfeil in Honig. Eros wird von einer Biene gestochen und klagt seiner Mutter. Eros stürzt einen Bienenkorb um (antike Paste bei Winckelmann IX. 416). Davon war schon oben in unserer Erörterung aller Mythen und Symbole des Eros die Rede. Die derben nugae venales (S. 37.) vergleichen den Amor selbst mit einer Biene, quia in ore mel, in cauda aculeum habet. Pater Abraham a Sta Clara drückt dieß aus: vorn süß, hinten Spieß (Judas der Erzschelm II. S. 69).

Vorzugsweise wurde die Emsigkeit, mit welcher Bienen von den Blumen Honig sammeln, mit dem Bemühen der Liebenden um zärtliche Küsse verglichen. Darauf gründete man sogar eine ganz neue Mythologie der Bienen. Vor allen andern Dichtern aber hat in dieser Beziehung unser Logau die lieblichste Mythe vom Ursprung der Bienen gedichtet:

Jungfern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?

Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Da sie den Adonis liebte,
Der sie labt' und auch betrübte?

Wann im Schatten kühler Myrthen,
Sie sich kamen zu bewirthen,
Folgte nichts als lieblich Liebeln;
Folgte nichts als tückisch Bübeln,
Wollten ohne süßes Küssen
Nimmer keine Zeit vermissen;
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des andern Klette,
Bis es Venus so verfügte,
Die dieß Thun sehr wohl vergnügte,
Daß die Geister, die sie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;
Daß die Küsse Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Leer der Lüfte,
Wiese, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten sich zum Küssen immer,
Hielten ohne sich sich nimmer,
Saßen auf die Menschentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn sie sie mit Küssen grüßten,
Wenn sie sie mit Grüßen küßten.

Aber Neid hat scheel gesehen;
Und Verhängniß ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.

Venus voller Zorn und Wüthen,
Hat gar schwerlich dieß erlitten.

Als sie mehr nicht konnte schaffen,
Gieng sie, ließ zusammen raffen
Aller dieser Küsse Schaaren,
Wo sie zu bekommen waren,
Machte draus die Honigleute,
Daß sie gäben süße Beute,
Daß sie aber auch darneben
Einen scharfen Stachel gäben,
So wie sie das Küssen büßen
Und mit Leid ersetzen müssen.

Sag ich dieses einem Tauben,
Wollt ihr Jungfern dieß nicht glauben:
Wünsch ich euch, für solche Tücke,
Daß euch Küssen nie erquicke!
Glaubt ihr's aber, o so schauet,
Daß ihr nicht dem Stachel trauet!

In einem andern kleinen Gedicht sagt Logau:

Phyllis schlief: ein Bienlein kam,
Saß auf ihren Mund, und nahm
Honig oder was es war,
Koridon, dir zur Gefahr!
Denn sie kam von ihr auf dich,
Gab dir einen bittern Stich.
Ei wie recht! Du, fauler Mann,
Solltest thun, was sie gethan.

Logau's schöne Mythe ist in dem Aemsen-Immenkrieg von Bereslas (Berlin 1841) nachgeahmt:

Venus, von glücklicher Liebe beseelt zu dem holden Adonis,
Sprach: „Der seligen Zeit verbleib' ein lebendiges Denkmal!"
Da entquollen den Händen der Himmlischen Wundergeschöpfe.
Leicht auf ätherischen Schwingen entschwebten sie, gleichwie der Liebe

Süße Gedanken, durchs Frühlingsgefild in die lockende Ferne.
Immer nur suchend das Eine, des Lebens liebliches Labsal,
Wo es aus himmlischer Höh' in Blumenherzen sich senkte, —
Selig im Suchen und Finden, und selig im Wiedergeben.
Cypria lächelte süß, voll Freud' an dem sinnigen Werke.
Aber das Schicksal lauerte schon heimtückisch, und plötzlich
Brach es herein, und der Herrliche sank vom Zahne des Ebers.
Nun in unendlichem Leid durchschweifte die trauernde Göttin
Hain und Gebirg, — das bang nachrief die weinende Stimme, —
Bis sich ihr Herz der Thränen gesättigt. Da rief sie mit Wehmuth
Ihre kleinen Trabanten: die Rose der Liebe hat Dornen,
Schmerzliche Dornen, auch euch nicht mangle der bittere Stachel.
Seyd denn, wie meine Liebe, Bereiter der Lust und der Schmerzen.
Allen nun legte den Stachel sie an. So wurde den Immen
Göttlicher Ursprung, süßes Gewerb und tödtliche Waffe.

In Verbindung mit den Küssen erscheinen die Bienen auch schon in der griechischen Anthologie (von Herder übersetzt):

Blumenkostende Biene, warum verlässest du deine
Süßen Blumen und störst sumsend den liebenden Kuß?
Oder willt du mir sagen: o Freund, die Biene der Liebe,
Auch im süßesten Kuß, drücket den Stachel ins Herz.
Ja, das willt du mir sagen: geh' hin zu deinem Geschäfte,
Gute Biene, das sprach lang die Liebe mir selbst.

Ein zärtliches Bienenliedchen steht auch in des Knaben Wunderhorn II. S. 60.

Wie die goldnen Bienlein schweben
Auf der bunten Blumenfahrt,
Hundert tausend Küsse geben
All den Kräutlein mancher Art,

So in meines Herzens Grunde
Treibt es mich nach deinem Munde,
Speis' und Wein,
Küß und Freude,
Mehrt die Pein,
Die ich leide,
Ohne dich, mein Leben!
Durch Umfangen
Stillt dein Mund
Mein Verlangen,
Bin ich wund,
Kannst du mir Gesundheit geben.

Ein sehr zärtliches sicilianisches Bienenlied von Meli (dem Honigreichen) hat Herder in die Stimmen der Völker aufgenommen:

Sage, sag o kleine Biene,
Wohin eilst du schon so frühe?
Noch auf keinem Gipfel taget
Nur ein Strahl der Morgenröthe.

Allenthalben auf den Wiesen
Zittert noch der Nachtthau funkelnd;
Nimm in Acht dich, daß er deinen
Goldnen Flügelchen nicht schade.

Sieh die Blümchen alle schlummern
Noch in ihren grünen Knospen,
Schließen noch die Köpfchen träumend
Dicht an ihre Federbettchen.

Doch du schlägst so rasch die Flügel!
Eilest emsig deines Weges!
Sage, sage mir, o Bienchen,
Wohin gilt's? wohin so frühe?

Suchst du Honig? Wenn nichts anders,
So laß ruhen deine Flügel,
Ich will dir ein Oertchen zeigen,
Wo du immer Honig findest.

Kennest du nicht meine Nice?
Nice mit den schönen Augen,
Ihre Lippen hauchen süße
Süßigkeiten unerschöpflich.

Auf der schöngefärbten Lippe
Meiner einzig Hochgeliebten
Da ist Honig! Auserles'ner!
Da, o Bienchen, sauge, sauge!

Auch die Bienenstiche haben den Dichtern Anlaß zu zahlreichen, mehr oder weniger geistreichen Scherzen gegeben. Ein Mädchen wird gestochen und weint bitterlich, als ihr aber der Dichter sagt, die Biene sey unschuldig, denn sie habe nur ihren Mund mit der schönsten Rose verwechselt, da lächelt sie wieder. Zuweilen droht die Biene nur:

Süße, warme Frühlingsluft,
Wenn bequem mit offner Brust
Lehnt im Fenster meine Schöne,
Hört der Nachtigallen Töne,
Unbesorgt, daß man sie sähe,
Weil sich rings in dichter Nähe
Bäume vor ihr Fenster drängen,
Welche schwer voll Blüthen hängen.
Ich geschmiegt an ihre Seite
Zieh', indem ich mit ihr streite,
Ob ihr Busen weißer sey,
Einen Blüthenzweig herbei.
Aber ehe wir's verglichen,
Ist sie schnell zurückgewichen,

Weil ein kleines Bienchen sie
In den Blüthenschnee versteckt,
Plötzlich summend hat erschreckt.
Kleiner Nebenbuhler, flieh!
Ruf ich aus und schüttl' ihn weg,
Und ein Kuß versüßt den Schreck,
Und wir ruhen Brust an Brust,
Süße warme Frühlingslust!

In einem kleinen Gedicht von Haug ist der erotische Gedanke wieder anders verfaßt.

Ich wallte jüngst, o Cölestine,
Mit dir am Silberbach,
Als plötzlich lüstern eine Biene
Dich in die Lippe stach.
Da küßt ich von dem Rosenmunde
Die Süße, wie den Schmerz;
Der Honig blieb auf meinem Munde,
Der Stachel ging ins Herz.

Bei Julius Mosen erscheint der Bienenstich als Rache:

Im Blumenkelch gefangen
Sie eine Biene trug,
Es glühten ihre Wangen,
Es flatterte das Tuch.

Sie rief: ich laß es brummen,
Und wär es auch dein Herz!
Es mag auf Freiheit sinnen,
Es gilt mir alles Scherz!

Doch plötzlich war gesprungen
Ein Blumenblatt entzwei,
Die Biene vorgedrungen
So zornig, wild und frei.

Sie hat sich auch gerochen
An ihrem harten Sinn,
Und in die Brust gestochen
Die schöne Quälerin.

Auch noch in vielen andern Beziehungen werden die Bienen von den Dichtern sinnbildlich gebraucht. Die Biene, die mit trocknen Flügeln mitten im Honig lebt, ist ein Bild der Keuschheit. Ein vollblühender, von unzähligen Bienen durchschwärmter Lindenbaum ist ein Sinnbild der üppigsten weiblichen Lebensfülle. Geschäftige Bienen, die von Blume zu Blume fliegen, sind oft als Sinnbilder für Liebesboten, besonders der zutragenden Ammen gebraucht worden. — Bienen haben das Wachs zusammengetragen zu der Kerze, bei deren Schimmer der Dichter mitten in rauher Winternacht sich von Blumen umringt sieht.

Mit vieler Liebe hat Spee vor zweihundert Jahren das Bienenleben beschrieben. Doch kann ich hier nicht die ganze Beschreibung aus seinem weitläufigen und hin und wieder sehr zur Prosa herabsinkenden Gedicht mittheilen. Nur eine schöne Stelle:

Auf! auf! ihr kleinen Bienen, der Winter ist vorbei;
schon gaffen jetzt und gienen die Blümlein allerlei.
Auf! auf, die Blümlein gaffen, zu Felde zieht noch heut.
Auf! auf! mit Wehr und Waffen schickt euch zur Blumenbeut.

Ei da, sie schon erbrommen, zu Feld sich stellen ein,
stark rühren sie die Trommen, die gelben Kriegerlein.
Sie weit und breit mit Sorgen erforschen ihren Raub,
der draußen liegt verborgen in weichem Blumenlaub.

Vom Raub sie nur sich nähren, nur leben sie der Beut.
Doch niemand sie beschweren, verschonen Land und Leut.

Sie zielen scharf mit Augen zum reichsten Blümlein zart,
von ihnen Schäz sie saugen, in Blättlein eingescharrt.

Das Best sie gleich erheben, das beste Blumenblut,
und bleiben doch daneben die Blümlein wohlgemuth.
Gar stark und immer zahlen die Blümlein ihren Zoll,
und bleiben allemalen jedoch noch eben voll.

Obschon die Schätz erhoben, obschon geplündert aus,
doch schweben sie nach oben, verbleiben eben kraus.
Ihr Zähnlein wohl gewetzet die Bienlein schlagen an
doch allweg unverletzet die Blümlein lassen stahn.

Kein Blättlein sie zerbeißen, kein Härlein kränken's nit,
kein Aederlein zerspleisen, als wie man's täglich sieht.
O wohl, wie friedlich's Rauben! wie süßer Blumenkrieg!
In Honig, muß ich glauben, verwandt sich aller Sieg.

In lauter Wachs und Honig verwandt sich alle Beut
so mancher Fürst und König genießt mit Herzensfreud.
Was sie von Blumen schaben, was da sie frükken aus,
wird gleich zur Honigwaben, wenn's ihnen kömmt nach Haus.

Drum zeitlich dann sie rühren die schwanken Federlein,
den süßen Raub entführen, und heimwärts kehren ein.
Mit Flüglein dünn gezogen von güldnem Pergamen
sie oftmals, ungelogen, zwo kleine Meilen gehn.

Wann wohl dann hat gezehret das Völklein Honig süß,
es mit dem Rest beschweret die beiden Hinterfüß.
In Luft sie muthig treten, mit Brommen und Gesaus,
Bei Trommel und Trompeten sie fahren reich nach Haus.

Oft fürchten s'unterwegen, daß nit von ihrem Zweck,
wann Wind sich gunnt zu regen, er sie möcht blasen weg.
Sich drum dann baß beladen mit kleinen Steinelein;
so schweben s'ohne Schaden, weil dann sie schwerer seyn.

Eine ähnliche ältere deutsche Beschreibung des Bienenlebens findet sich in des Knaben Wunderhorn (III. S. 6.)

In den lieblichsten poetischen Bildern kommen die Bienen bei den Indern vor. In einem Gedicht des Magha werden sie die Thränen der Lotosblume genannt, aus deren Kelch sie des Morgens, wie Thränen aus dem Auge, hervorquellen. Die Sonne, sagt der Dichter, befreit sie aus dem süßen Kerker, der sie verschlossen hielt. (Siehe hinten am Schluß der Gesänge des Bhatti-Kavya von Schütz). Auch deutsche Dichter haben das Bild der im Blumenkelch gefangenen Biene öfter gebraucht. Am artigsten ist wohl das Bild der in einer Blume gestorbenen Biene von Nicolaus Becker:

Eine Biene fand ich liegen
In der Blume süßem Schooß.
Sucht nicht Honig, lebenlos
Kann sie nicht von dannen fliegen.
Rings die Blätter zugeschlagen,
Daß sie ganz darin sich barg,
Lag sie in dem Blüthensarg,
Den die Winde schaukelnd tragen rc.

Uebrigens gibt es wirklich eine Biene, apis campanularis, deren Männchen fast beständig im Kelch einer Glockenblume (campanula) wie berauscht liegt und dieselbe nicht verläßt. Nach Kirby.

In dem indischen Gedicht Gita Govinda werden die Augenbrauen einer zornigen Schönen mit einem schwarzen Bienenschwarm verglichen, der sich um eine eben erschlossene Lotosblume drängt.

Sehr oft kommt in indischen Gedichten das Bild von Bienen vor, die schaarenweise die Schläfe eines Elephanten umschwärmen, denn zur Brunstzeit schwitzt der Elephant an

den Schläfen einen süßen Saft aus, der die Bienen herbeilockt.

In Kalidasa's Jahreszeiten kommt eine Biene vor, die sich in ein Pfauenrad verirrt, weil sie die prächtigen Farben des Pfaues für Blumen hält. Höfers indische Gedichte. I. 82. Dasselbe Bild wiederholt sich in dem von P. v. Bohlen herausgegebenen Gedichte Ritusanhara, S. 84. Hier sehen die Bienen den Pfauenschweif für eine Lotosblume an. In einem Liede des indischen Dichters Dsjajadever (in William Jones asiatischen Abhandlungen, deutsche Ausgabe I. S. 363.) werden schwarze Bienen an den Lotosblättern mit den Krallen an der Tatze des Löwen verglichen. Dieß weist wieder auf den oben schon besprochenen Zusammenhang des Bienen- und Löwensymbols hin. Das Lied, von dem hier die Rede ist, preist den Gott Wischnu und dieser ist zugleich die Biene und der Löwe.

In Martials Epigrammen wird eine im Bernstein gefundene Biene erwähnt, wie in ihrem eigenen Honig begraben und unsterblich durch ihr eigenes Werk.

Auch bei Shakspeare findet sich ein sehr artiges Bild. Im Sommernachtstraum befiehlt Titania den Elfen, der Biene ihre wachsbeladenen Beine auszureißen und als Fackeln am Licht des Glühwurms anzuzünden.

Das Verhältniß der Bienen als Ammen ist in einem französischen Feenmährchen carikirt. Der Prinz Biribinker wird daselbst von kolossalen Bienen als Ammen bedient, und er wird von ihrer Kost so durchsüßt, daß er nichts mehr von sich gibt als Honig und Pomeranzenblüthwasser.

Napoleon nahm die Bienen unter die Embleme seines Kaiserreichs auf und setzte sie namentlich statt der alten

Lilien auf Mäntel und Teppiche. Ihm bedeuteten sie das Einsammeln. Eine ähnliche Bedeutung haben sie im Wappen der habgierigen Barberini. Papst Urban VIII., der aus diesem Hause stammte, nahm, als er die Kirche della sapienza in Rom baute, die Bienenform zum Grundriß. (Winckelmanns Werke, Donaueschingen IX. S. 196).

Das neue Sternbild der Bienen ist nur willkürlich gewählt und hat keine mythische Bedeutung.

IV.

Die Mythen des Regenbogens.



In der Hoffnung, daß es den Freunden der Poesie angenehm seyn wird, die erhabenen, lieblichen oder wenigstens sonderbaren Vorstellungen kennen zu lernen, welche die verschiedensten Völker mit einer der schönsten Naturerscheinungen verbunden haben, will ich sie hier, so weit ich sie zu sammeln im Stande war, an einander reihen.

Eine der ältesten ohne Zweifel und einfachsten Vorstellungen ist die indische. Man glaubt in Hindustan seit uralten Zeiten, der Regenbogen sey der Bogen des Donnergottes Indra, von welchem derselbe die Pfeile des Blitzes abschieße und den er nachher, wenn sein Zorn nachgelassen, in Ruhe stelle.

Auch die alte chinesische Vorstellung hat eine gewisse Einfachheit. Ihr zufolge nämlich ist der Regenbogen die Stütze des Himmelsgewölbes. Der böse Geist Kon-kong stieß, wie die Mythe sagt, eine Säule des Himmels um, aber Nin-hoa, die Gattin des guten Gottes Fohi, schuf den Regenbogen, um den sinkenden Himmel wieder zu stützen. Die Mythe bringt den Regenbogen auch schon mit der Mutter des Fohi in Verbindung. Diese nämlich, die göttliche Hoa-sü, ruhte in sanftem Schlummer, als ein Regenbogen ihr leise nahe schwebte, sie von allen Seiten umgab

und auf magische Weise in dieser zarten Umarmung mit ihr den Fohi zeugte.

In der weitverbreiteten Glaubenslehre des Buddha finden wir den Regenbogen aufs großartigste angewandt auf die ganze Schöpfung. Nach dieser Lehre ist die Welt in viele über einanderliegende Regionen eingetheilt, jede in einer Farbe des Regenbogens. Die Welt selbst ist nur ein großer Regenbogen. Dieselbe Vorstellung kehrt im westlichen Asien wieder. Die siebenfachen Mauern von Ecbatana trugen die sieben Farben des Regenbogens und waren ein Sinnbild des Himmels und der Regionen, in welche sich derselbe nach den sieben Planeten abtheilt. Die Beziehung der Farben auf die Planeten kehrte auch später im Mittelalter wieder und noch in diesem Jahrhundert hat der tiefsinnige Oken in seiner Naturphilosophie jeden Planeten aus einem der farbigen Ringe entstehen lassen, die gleich einem Regenbogen die junge Sonne am Schöpfungsmorgen umgaben.

Auch im alten Peru gab es einen bunt mit allen Farben bemalten Tempel, der aber nicht den Planeten, sondern ausschließlich dem Regenbogen (Cuychu) geweiht war. Die Peruaner bezeugten dem Regenbogen so große Ehrfurcht, daß sie, so oft sie einen am Himmel sahen, verstummten und die Hand auf den Mund legten.

Eine anmuthige Einbildung herrscht bei den Bewohnern der Marianen-Inseln. Sie glauben nämlich, der Regenbogen sey aus den Augenbrauen des Urwesens Puntan entstanden, als dasselbe sterbend seinen Leib habe zertrennen lassen, um aus allen Gliedern desselben die verschiedenen Theile der Welt zu bilden. Vergl. Otto von Kotzebue's erste Reise II. S. 131. Noch spielender aber sehr lieblich ist der Glaube der Karaiben, daß der Regenbogen das Diadem des Meer-

gottes sey, zusammengesetzt aus buntfarbigen Fischen und feurig glänzenden Colibris. Auch die Kamtschadalen glauben, der Regenbogen sey Schmuck eines Gottes, nämlich der bunte Franzenbesatz am Gewande des Bullikai.

Bei den Hauptvölkern des Nordens kehrt die indische Vorstellung wieder. Wie nämlich die Inder den Regenbogen vorzugsweise in Verbindung mit Regen und Gewitter dachten, nach deren Beendigung er am häufigsten zu erscheinen pflegt, so auch die sogenannten finnischen und keltischen Völker des Nordens, mit Ausnahme der Germanen und Skandinavier. Die alten Esthen sahen im Regenbogen die Sichel des Donnergottes, mit der er die bösen Dämonen verfolge. Vergleiche Grimms deutsche Mythologie, Anhang vom Aberglauben, N. 65. Die Lappländer aber bewahrten sogar buchstäblich die indische Vorstellung und sahen im Regenbogen den Bogen des Donnergottes Thoran, von dem er Blitzespfeile gegen die bösen Geister schieße. Vergl. Scheffer Lappland, S. 107. Und auch die alten Britten dachten sich den Regenbogen in einer verwandten Beziehung. Als ihre Vorfahren einst von bösen Zauberern auf unerträgliche Weise mit Ungewitter, Sturm und Regen gepeinigt wurden, zog die Göttin Arianrhod einen Regenbogen um ihre Halle und wehrte dadurch allem Unheil ab. Vergl. Mone's nordisches Heidenthum II. S. 532. Bei Ossian ist der Regenbogen immer ein Bild sanfter Freude und Weiblichkeit und wird immer der blumige genannt. Das ist wohl nicht ächt alterthümlich. Doch findet sich neben dem Aberglauben der Esthen, nach welchem der Regenbogen die Sichel des Donnergottes ist, noch eine alte esthnische Dichtung (das höchst merkwürdige Gedicht Kalevala, von dem die Gesellschaft für esthnische Alterthümer in Dorpat unlängst in ihren gedruckten Verhandlungen Kunde gegeben),

worin es heißt, die reizende Tochter der Göttin Lonhi sitze auf dem Regenbogen und webe ein goldenes Gewebe (die Sonnenstrahlen?). Die alten Lithauer sahen im Regenbogen den bunten Gürtel der Göttin Laima.

Von den Vorstellungen der slavischen Völker ist mir nicht viel bekannt worden. Nach Vuk herrscht bei den Serben ein sonderbarer Aberglaube, daß nämlich alles, was durch den Regenbogen gehe, sein Geschlecht verwandle. Die mosaische Vorstellung vom Regenbogen als einem Unterpfande der göttlichen Gnade findet sich schon in der altheidnischen Mythologie der Lithauer: der Gott Pramzimas zerstörte die verderbte Welt durch eine Sündfluth. Nur ein sehr bejahrtes Menschenpaar blieb übrig und war sehr traurig, da es sich keiner Nachkommenschaft mehr zu erfreuen hatte. Da erschien ihnen Linrmine, der Regenbogen, tröstete sie und rieth ihnen, über die Gebeine der Erde (Steine) zu springen. Das thaten sie und siehe, es entstanden neun junge Menschenpaare. Nach Narbutta in Hanusch erst in diesen Tagen erschienenem Slavischen Mythus S. 235.

Bei den Völkern germanischen Stammes herrschte vorzugsweise die Ansicht, daß der Regenbogen eine Brücke zwischen Himmel und Erde sey. Nach der Edda hieß diese Brücke Bifröst, das ist der bebende oder zitternde Weg. Nur die Götter (Asen) ritten auf derselben auf und ab. Damit die bösen Riesen diese Straße der Götter nicht beträten, wurde der Ase Heimdall an den Fuß derselben als Wächter gesetzt. Wenn auch zitternd und nur von leichter Luft gebaut, sollte diese Brücke doch bis zum Weltende dauern. Dann erst, glaubte man, werde Surtur, der gewaltige Feuergott, mit seinem Heer aus dem Süden kommen und unter seinen Flammen den Regenbogen einstürzen. — Die alte Heiligkeit des Regen=

bogens erhellt aus dem deutschen Aberglauben, man solle niemals mit dem Finger gegen ihn deuten. Vergl. Grimm deutsche Mythologie, Anhang vom Aberglauben N. 422.

Sehr gemein ist in Deutschland der alte schöne Kinderglaube, daß man unter dem Regenbogen kleine goldene Schüsselchen finde, aber nur unschuldige Kinder könnten sie finden und sie brächten großes Glück. Veranlassung zu diesem Glauben gaben wahrscheinlich die hohlen altkeltischen Goldmünzen, die zuweilen vom Regen aus der Erde ausgewaschen wurden. Damit hängt vielleicht auch der Glaube der Traumbücher zusammen. Wenn man nämlich träumt, man sehe einen Regenbogen gegen Morgen, so soll man ein Geschenk erhalten; wenn im Abend, so bedeutet es, daß man eines geben werde. Dagegen heißt es schon im Freydank: auf den Regenbogen bauen, = sich täuschen.

In den drei Hauptfarben der Brücke Bifrößt sahen die nordischen Commentatoren der Edda das Vorbild der drei Stände (Vergl. das eddische Rigsmal), im Gold den Stand der Edlen oder Jarle, im Roth den Stand der Freien oder Karle, im Blau den Stand der Sklaven oder Thrälle, und sie bemühten sich, darin sogar einen ursprünglichen Unterschied der Stämme zu erkennen. Schwarzhaarige Finnen seyen von rothhaarigen, und diese zuletzt von noch edlern blondhaarigen Germanen überwunden und in eine niedere Stellung hinabgedrückt worden. Leo (rectitudines etc. der Angelsachsen. Halle 1842. S. 153) nimmt dagegen an, die Stufenleiter der Stände sey bedingt durch die Zunahme des Lichts in den Farben. Das Blau bedeute die Sklaven, weil es die dunkelste, das Gold die Edlen, weil es die hellste Farbe sey.

Dem heitern Geist der Griechen angemessen verband das classische Alterthum mit dem Regenbogen eine ungemein liebliche und poetische Vorstellung. Es personificirte denselben, wie Alles in der Natur, und zwar unter dem Namen der Iris, in der Gestalt einer reizenden Jungfrau mit Schmetterlingsflügeln, auf denen alle Regenbogenfarben glänzten, zuweilen auch (nach Plutarch) mit kleinen Flügeln an den Fersen, ja sogar einmal (an einer kleinen Bronze) mit Flügelchen in den Kniekehlen, wodurch man sinnig die Schnelligkeit und das plötzliche Hervortreten des von allen Seiten fertigen Regenbogens andeuten wollte. Im homerischen Hymnus an Apollo 114 und in den Vögeln des Aristophanes 575 schwebt sie heran „einer schüchternen Taube vergleichbar'', wodurch das sanfte Hervortreten des Regenbogens sehr schön ausgedrückt wird. Johann Heinrich Voß hat sich im ersten Theil seiner mythologischen Briefe viele Mühe gegeben, zu beweisen, daß sowohl die Iris, als auch alle andern geflügelten Gottheiten der Alten zu Homers Zeit noch keine Flügel, sondern nur goldne Schwungsohlen gehabt hätten. Die Dichter hätten wohl von einer geflügelten Iris gesprochen, um sinnbildlich ihre Schnelligkeit anzudeuten, aber erst später hätten die bildenden Künstler dieß wörtlich genommen und der Iris, dem Eros 2c. wirkliche Flügel gegeben. Das macht ihnen nun Voß sehr zum Vorwurf und nennt es eine Herabwürdigung der reinmenschlichen Göttergestalt zur Thierheit. Gewiß eine irrige Ansicht. Das kann man von indischer und ägyptischer Bildnerei sagen, aber nie von der griechischen, die im Gebrauch des Thierischen stets Maaß hielt und in Verbindung thierischer Theile mit der menschlichen Gestalt stets den edelsten Geschmack bewährte, wie unter andern gerade die liebliche Iris beweist. — Auch gab

man ihr einen Heroldstab in die Hand, als einer glückverkündenden Götterbotin. Man dichtete, sie sey eine Tochter des Thaumas. Dieser selbst war ein Sohn des Oceans und der Erde, der wunderreiche Hervorbringer plötzlicher Lufterscheinungen, daher nicht nur Vater des Regenbogens, sondern auch der Orcane (die man sich unter dem Bilde der Harpyen dachte). Als die Mutter der Iris aber sah man die Electra an, d. h. die Klarheit und den durchsichtigen Glanz des Wassers (in den Regentropfen). Electra war eine Tochter des Oceans und der Thetis, welche letztere eine Personification der sanften und wohlthätigen Eigenschaften des Meeres war. In dieser ganzen Genealogie ist die Naturerscheinung aus ihren nächsten scheinbaren Ursachen hergeleitet. Besonders wichtig war aber das Verhältniß der Iris zur Göttermutter Here oder Juno. Diese war die Luft, und die Iris wurde als ihre Botin und Dienerin gedacht. Nach der schönen Dichtung des Kallimachus legte Iris niemals ihren Gürtel und ihre Sandalen ab und schlief nie in eignem Bette, sondern ruhte wachend am Throne ihrer Gebieterin. Theokrit (XVII. 134.) malt sie, wie sie dem Zeus und der Here als dienende Magd das eheliche Lager bereitet. Denkt man sich die Wolken als das Bett des Donnergottes und der Luftgöttin, so bezieht sich auf diesen geheimen Kammerdienst auch die Stelle in Ovids Metamorphosen (I. 270), wo Iris das Amt versieht, aus dem Meere den Wolken Nahrung zu schöpfen.

Wenn bei den Alten auch eine Ἶρις ἐρωτική (Iris amatoria) vorkommt, die mit dem Zephyr sich vermählt und demselben den Eros geboren haben soll, so hat dieß schon Eustathius Il. V. 99. als eine poetische Licenz erklärt, vermöge welcher die Iris ihrer Schönheit wegen mit der Venus identificirt

worden sey. Es war gewissermaßen pars pro toto, sofern der Regenbogen nur ein flüchtiges Phänomen in der Atmosphäre ist, welche selbst als Göttermutter gedacht wurde. Wie aber in den Begriff der Göttermutter sich viele Wesen theilen und außer der Here namentlich auch Venus, ist bekannt. Als Gattin des Zephyr aber und als Schwester der Harpyen wurde Iris gedacht, weil man glaubte, der Regenbogen kündige Wind an, oder noch wahrscheinlicher, weil Regenbogen und Wind beide in der Luft rasch entstehen und wieder verschwinden.

Als Botin der Here oder auch des Zeus kommt Iris sehr oft in den Dichtungen des classischen Alterthums vor und zwar in den malerischesten Situationen, so daß es der Mühe werth wäre, sie in einer Art von Galerie zusammenzustellen. Ich will hier nicht alle unbedeutenden Fälle aufzählen, in welchen die Iris vorkommt, wohl aber die charakteristischen und reizenden hervorheben. Ich übergehe also, wie oft sie von Zeus sowohl als von Here zu den Heeren vor Troja hinabgesendet wird, um Botschaften auszurichten. Interessanter und thatkräftiger erscheint sie, als der wilde Diomedes die Liebesgöttin verwundet und für die Theilnahme an einem Kampfe straft, in den die Zarte sich nicht hätte wagen sollen. Wie Homer singt (Ilias V. 334 ff. nach Voß):

> Als er nunmehr sie erreicht, durch Schlachtgetümmel verfolgend;
> Jetzo, die Lanze gestreckt, der Sohn des erhabenen Tydeus,
> Traf er mit eherner Spitze daher sich schwingend die Hand ihr,
> Zart und weich; und sofort in die Haut einstürmte die Lanze
> Durch die ambrosische Hülle, gewebt von den Chariten selber,
> Nah am Gelenk in der Fläche: da rann unsterbliches Blut ihr.
> Jetzo erhub die Stimme der Rufer im Streit Diomedes:

Weiche zurück, Zeus Tochter, aus Männerkampf und Entscheidung!
Nicht genug, daß du Weiber von schwachem Sinne verleitest,
Wo du hinfort in den Krieg dich einmengst; wahrlich ich meine,
Schaudern sollst du vor Krieg, wenn du fern nur nennen ihn hörest!

Jener sprach's: und verwirrt enteilte sie, Qualen erduldend.
Iris nahm und enttrug sie windschnell aus dem Getümmel,
Ach vom Schmerze betäubt, und die schöne Hand so geröthet!
Jetzo fand sie zur Linken der Schlacht den tobenden Ares
Sitzend, in Nacht die Lanze gehüllt, und die hurtigen Rosse.
Und auf die Knie hinfallend vor ihrem theuersten Bruder,
Bat sie und flehete sehr um die goldgeschirreten Rosse:

Theuerster Bruder, schaffe mich weg, und gib mir die Rosse,
Daß zum Olympos ich komm', allwo die Unsterblichen wohnen.
Heftig schmerzt mich die Wunde; mich traf ein sterblicher Mann dort,
Tydeus Sohn, der anjetzt wohl Zeus den Vater bekämpfte.

Jene sprach's; und er gab die goldgeschirreten Rosse.
Und sie trat in den Sessel, das Herz voll großer Betrübniß.
Neben sie trat dann Iris, und faßt in den Händen die Zügel;
Treibend schwang sie die Geißel, und rasch hin flogen die Rosse.
Bald erreichten sie dann die seligen Höhn des Olympos.
Allda hemmte die Rosse die windschnell eilende Iris,
Schirrte sie ab vom Wagen, und reicht' ambrosische Nahrung.
Aber mit Wehmuth sank in Diona's Schooß Aphrodite;
Mütterlich hielt nun jene die göttliche Tochter umarmet.

Thatkräftig erscheint die Iris auch, indem sie zu den Troerinnen auf die Insel Sicilien hinabsteigt und sie antreibt, die Schiffe des Aeneas zu verbrennen. Da sie aber hier ihre Gestalt ablegt und als ein altes Mütterchen erscheint, so hört ihre malerische Bedeutung auf (Virgils Aeneis V.

606. ff.) Aber höchst reizend malt sie derselbe Dichter, wie sie der sterbenden Dido beisteht. Von Aeneas verlassen hat sich Dido einen Scheiterhaufen bereiten lassen und ersticht sich auf demselben (IV. 688 ff. nach Voß):

Jene versucht zu heben das starrende Auge, doch kraftlos
Sinket es; tiefgebohrt gischt unter der Brust ihr die Wunde.
Dreimal hebt sie empor auf stützendem Arme sich; dreimal
Rollt sie aufs Lager zurück; und hoch mit irrenden Augen
Sucht sie das Licht am Himmel, und seufzt des gefundenen Lichtes.

Doch die allmächtige Juno, der langen Qual sich erbarmend,
Und wie schwer sie verschied, sandt' Iris herab vom Olympus,
Daß sie die ringende Seel' auflöst' und die Bande der Glieder.
Denn weil nicht durch Geschick, noch schuldiges Todes sie hinstarb,
Nein vor der Zeit, die Arme, da rasch sie entflammte der Wahnsinn;
Hatte Proserpina noch das goldene Haar von der Scheitel
Nicht ihr entwandt, und das Haupt dem stygischen Orkus verurtheilt.
Iris mit Safranschwingen im thauigen Lauf durch den Himmel
Gegen die Sonn' hinziehend den tausendfarbigen Bogen,
Flieget hinab, und das Haupt ihr umschwebet sie: dieses geweihte
Trag' ich zum Dis auf Befehl, und dich entbind' ich des Leibes!
Sprach sie, und schnitt mit der Rechten das Haar ab. Alle zugleich nun
War verflogen die Wärm' und schwand in die Winde das Leben.

So hilft Iris auch dem vergifteten und auf dem Scheiterhaufen schmachtenden Hercules, der nicht leben und nicht sterben kann. Sie kommt herab und schneidet ihm das Haar

ab, wodurch der Zauber gelöst wird und er stirbt (Vergl. Mythogr. Vatic. III. 9).

Eine ähnliche Hülfe leistet Iris bei Ovid (Metamorphosen XIV. 830.) der Hersilia, einer der geraubten Sabinerinnen, die des Romulus Gemahlin wurde und als seine Wittwe ihn zärtlich beweinte. (Nach Voß):

Ihn beweint als verloren das Weib. Doch die Herrscherin Juno
Heißt zur Hersilia schnell auf gekrümmetem Pfade die Iris
Niedergehn, und so der Verödeten bringen die Botschaft:

Du vom latischen Volk, und zugleich vom Volk der Sabiner,
Ausgesonderte Zierde der Fraun, du würdigste Gattin
Solches erhabenen Mannes zuvor, und jetzt des Quirinus!
Hemme der Wehmuth Thränen; und wann du den Gatten zu schauen
Sehnsucht hast, so folge zum Haine mir, der den Quirinus-Hügel umgrünt, und den Tempel des römischen Königs beschattet.

Iris gehorcht; und zur Erd' im farbigen Bogen entgleitend,
Naht sie, Hersilia, dir, und sagt die befohlenen Worte.

Sie mit verschämtem Gesicht, und kaum die Augen erhebend:
Göttin! (denn welche du seyst, ist mir zwar dunkel, doch deutlich,
Daß du der Göttinnen seyst) o führe mich, ruft sie, und zeige
Mir des Gemahls Anblick! Wenn ihn zu schauen nur einmal
Mir das Schicksal vergönnt; wie in himmlischer Seligkeit schweb' ich!

Stracks nun wandelt sie hin mit der thaumanteischen Jungfrau
Zum romulischen Hügel. Ein Stern dort, gleitend vom Aether,
Fällt auf die Erde herab: von dessen Schimmer entbrennend
Schnell der Hersilia Haar mit dem Stern auffliegt in die Lüfte.

Jetzo schließt sie bekannt der Stifter Roms in die Arme,
Welcher, den vorigen Namen zugleich mit dem Leibe verändernd,
Ora sie grüßt, die als Göttin nunmehr dem Quirinus gesellt ist.

Eigenthümlich ist auch die Erscheinung der Iris als Retterin ihrer Schwestern, der häßlichen Harpyen, die von den Boreaden verfolgt werden, bei Apollonius Rhodius (II. 288. ff.).

Die reizendsten Contraste des Zarten im Regenbogen mit der Rauhigkeit der Elemente und dem Schauerlichen der Nacht treten in folgenden Dichtungen hervor. Nach Hesiod (Theog. 777.) mußte die Iris in die Unterwelt hinabsteigen, um das zum großen Schwur der Götter erforderliche Wasser in goldenem Kruge aus dem Styx zu schöpfen. Der Dichter hat es aber unterlassen, dieses Bild genauer auszumalen. Von unübertrefflicher Schönheit ist dagegen Ovids Dichtung von der Iris, die von Juno gesendet, den Traumgott in seiner Höhle aufsucht, um einen die verlassene Halcyone beglückenden Traum von ihm zu erbitten (Metamorphosen XI. 583. ff. nach Voß):

Nicht mehr duldet die Göttin das Flehn für einen Gestorbnen;
Und um trauernde Hände von ihrem Altar zu entfernen:
Iris, sagt sie, du treuste Verkünderin meines Befehles,
Eil' und besuche den Hof des schlummerbringenden Schlafes,
Daß er Träum' in Gestalt des abgeschiedenen Ceyx
Zur Halcyone sende, das wahre Geschick zu erzählen.

Juno sprach's; in Gewande von tausend Farben verhüllt sich
Iris, und zeichnend am Himmel den weitgewölbeten Bogen,
Eilet sie, nach dem Gebot, zu des Königes Felsenbehausung.

Nächst den Kimmeriern ist die lang eingehende Steinkluft
Tief in dem Berg, wo hauset der unbetriebsame Schlafgott.

Nimmer erreicht, aufgehend, am Mittag, oder sich senkend,
Phöbus mit Strahlen den Ort. Ein mattumdüsternder Nebel
Haucht vom Boden empor, und Dämmerung zweifelndes Lichtes.
Kein wachhaltender Vogel mit purpurkammigem Antlitz
Kräht die Aurora heraus; auch stört durch Laute die Stille
Kein sorgfältiger Hund, noch die aufmerksamere Hofgans.
Weder Gewild, noch Vieh, noch von Luft geregete Zweige,
Geben Geräusch, noch Rede, von menschlichen Zungen gewechselt.
Stumm dort wohnet die Ruh. Doch hervor am Fuße des Felsens
Rinnt ein lethäischer Bach, durch den mit leisem Gemurmel
Ueber die Kieselchen rauscht die sanft einschläfernde Welle.
Rings um die Pforte der Kluft sind wuchernde Blumen des Mohnes,
Und unzählbare Kräuter, woraus sich Milch zur Betäubung
Sammelt die Nacht, und thauig die dumpfigen Lande besprenget.
Keine knarrende Thür' auf umgedreheter Angel
Ist in dem ganzen Haus, und keine Hut an der Schwelle.
Tief im Gemach ist ein Lager, erhöht auf des Ebenus Schwärze
Dunsend von bräunlichem Flaum, und mit bräunlicher Hülle bedecket,
Wo sich der Gott ausdehnet, gelöst von Ermattung die Glieder.
Rings um jenen zerstreut in vielfach gaukelnder Bildung,
Liegen die luftigen Träume, so viel, als Aehren das Kornfeld,
Als Laub träget der Wald, und gespületen Sand das Gestade.

Wie sie die Grotte betrat, und die sperrenden Träume die Jungfrau
Weg mit den Händen gedrängt, da erhellte der Glanz des Gewandes
Schnell das heilige Haus; und der Gott, der in lastender Trägheit
Kaum die Augen erhob, und zurück und von neuem zurücksank
Und mit nickendem Kinne die obere Brust sich berührte,
Schüttelt sich nun aus sich selber hervor, und auf stützendem Arme

Fraget er, die er erkannt, warum sie komme. Doch Iris:

Schlaf, du Ruhe der Wesen, o Schlaf, huldreichster der Götter,
Friede dem Geist, der du Sorgen verbannst, und ermüdete
Herzen
Nach des Tages Geschäft einwiegst, und erneuest zur Arbeit.
Laß doch Träume, die wahrer Gestalt Nachahmungen gaukeln,
Nach der herculischen Trachin, gehüllt in des Königes Bildung,
Zur Halcyone gehn, und genau darstellen den Schiffbruch.
Das ist der Juno Gebot. — Da den Auftrag Iris vollendet,
Eilt sie hinweg; denn sie konnte nicht mehr ausdulden des
Qualmes
Taumelkraft; und sobald sie den Schlaf auf die Füße geglitten
Schauete, geht sie zurück auf dem jüngst bewandelten Bogen.

Bei Homer wird Iris auf ähnliche Weise in die Höhle der Winde gesandt, weil ohne die Hülfe der Winde der Scheiterhaufen des Patroklos nicht brennen will. Diese Dichtung ist eben so schön, wenn auch etwas weniger ausgeführt (Ilias XXIII. 198. ff. nach Voß):

Die hurtige Iris
Hörete seine Gelübd', und kam als Botin den Winden.
Sie nun saßen gesellt in des sausenden Zephyros Wohnung,
Froh am festlichen Schmaus; und Iris, fliegendes Laufes,
Trat auf die steinerne Schwell'. Als jene sie sahn mit den
Augen,
Sprangen sie alle vom Sitz, und neben sich lud sie ein jeder.
Doch sie weigerte sich des gebotenen Sitzes, und sagte:
Nöthiget nicht: denn ich eile zurück an Okeanos Fluthen,
Dort wo die Aethiopen den Ewigen jetzt Hekatomben
Festlich weihn, daß ich selber des Opfermahls mich erfreue.
Aber, o Boreas, dir und dem sausendem Zephyros flehet
Peleus Sohn zu kommen, und heilige Opfer gelobt er,
Daß ihr in Gluth aufregt das Todtengerüst des Patroklos,
Wo er liegt, den seufzend das Volk der Achaier bejammert.

Also sprach sie, und eilte hinweg. Da erhuben sich jene,
Mit graunvollem Getös', und tummelten rege Gewölk her.
Bald nun kamen ins Meer sie gestürmt; da erhub sich die
Brandung
Unter dem brausenden Hauch; und sie kamen zur scholligen
Troja,
Stürzten sich dann ins Gerüst; und es knatterte mächtig empor
Gluth.

Noch schöner ist der Contrast des Regenbogens mit dem Abgrund des Meeres in Homers herrlicher Dichtung. Iris wird abgesandt, um die schöne Meergöttin Thetis, die Mutter des Achilles, in den Himmel zu holen. (Ilias XXIV. 77. ff. nach Voß):

Iris erhub sich, die windschnell eilende Botin.
Zwischen Samos hinab, und die rauhumstarrete Imbros,
Sprang sie ins finstere Meer; und es scholl die Woge des
Sundes.
Jene sank, wie geründetes Blei, in die Tiefe hinunter,
Welches, über dem Horn des geweideten Stieres befestigt,
Sinkt, den gefräßigen Fischen des Meers das Verderben zu
bringen.
Jetzo fand sie Thetis in wölbender Grott', und die andern
Meergöttinnen umher; sie selbst in die Mitte gesetzet
Weinte des Sohns Schicksal, des Untadlichen, welchem bestimmt
war,
Ferne vom Vaterland' in der scholligen Troja zu sterben.
Nahe trat und begann die windschnell eilende Iris:
Hebe dich, Thetis; es ruft, der unwandelbar ordnet, Kronion.
Ihr antwortete drauf die silberfüßige Thetis:
Warum heißt mich solches der Mächtige? Blödigkeit hält mich,
Ewigen Göttern zu nahn, weil Gram mir die Seele belastet.
Aber ich geh; kein Wort auch entfalle mir, welches er redet.
So die heilige Göttin, und nahm ein Trauergewand um,
Dunkelschwarz, noch keinen umhüllete schwärzere Kleidung.

Rasch nun wandelte sie, und die windschnell eilende Iris
Führete; seitwärts fuhr die getrennete Woge des Meeres.
Als sie den Strand nun erstiegen, entschwangen sich beide gen
Himmel.
Und sie fanden den waltenden Zeus, und rings um den Herrscher
Saßen, zum Rathe gesellt, die unsterblichen seligen Götter.

Eine andere gewiß sehr glückliche poetische Idee hat Nonnus (Dionysiaca, gleich im Eingang des 13ten Buchs) leider nur angedeutet, nicht ausgeführt. Zeus sendet seine Botin Iris zu Dionysos, um denselben aufzufordern, die Inder, die ihn beleidigt hatten, zu bekriegen. Iris tritt in die rauschende Halle, in welcher die Korybanten in trunkener Lust zusammen zechen. Sogleich bietet ihr der tolle Haufen einen Becher voll des stärksten Weines dar, und sie nimmt ihn mit jungfräulicher Sittsamkeit an und trinkt, aber bald wird das Haupt ihr schwer. Es ist gewiß ein sehr origineller Gedanke, den im Wasser gebornen Regenbogen einmal Wein trinken zu lassen. Aber Nonnus hat diesen Gedanken nicht näher ausgebildet, sondern sich mit dem kurzen Bericht in wenigen Zeilen begnügt.

Höchst anmuthreich ist die Erscheinung der Iris auch im Reiche der Vögel bei Aristophanes. Die Vögel haben sich eine große Stadt mitten in die leere Luft gebaut, aber nur in ihrer Einbildung. Niemand kann sie sehen. Der Regenbogen steht mitten darin, ohne die Stadt gewahr zu werden. Die Vögel aber halten die reizende Iris an und suchen der Ungläubigen die Herrlichkeit ihrer Capitale begreiflich zu machen.

Unter den hier angeführten Beispielen kommen einige vor, in denen Iris auch als Führerin der abgeschiedenen

Seelen erscheint, wie sonst Mercur. Doch ist es ein Irthum, wenn Natalis Comes S. 902 behauptet und als Regel feststellt, Iris befreie die Seelen der Weiber, Mercur die der Männer aus ihren Körpern. Das oben erwähnte Beispiel von Hercules, dessen Seele die Iris befreit, beweist, daß hier das Geschlecht keinen Unterschied macht.

Noch willkürlicher und nur durch das Wortspiel hervorgerufen scheint die Beziehung der Iris zur Eris, Göttin der Zwietracht. Wenn die mythographi Vatic. I. 6. und II. 4. 6. behaupten, Mercur werde von den Göttern abgesandt, um Frieden und Vereinigung, Iris aber nur um Zwietracht zu stiften, so ist das keineswegs ganz richtig, wie aus den eben mitgetheilten Beispielen erhellt. Iris erscheint oft tröstend und rettend, während Mercur selbst hin und wieder als Bote der Zwietracht vorkommt. Daß Eris, die den goldenen Apfel auf die Göttertafel wirft, nicht die Iris ist, leuchtet ein, aber gerade Mercur ist es, der die drei um die Schönheit streitenden Göttinnen vor den Hirten Paris führt, damit er entscheide, welche den Apfel haben solle. Passend ist die Bemerkung des zweiten vatic. Mythographen in der citirten Stelle nur insofern, als hier die Scheinherrlichkeit des Regenbogens den reellen Gütern des Mercur (als des Kaufmannsgottes) entgegengesetzt wird.

Unter den pompejanischen Wandbildern kommt ein sehr merkwürdiges vor, das wahrscheinlich eine Iris darstellt (Herculanum und Pompeji. Hamburg 1841. III. tab. 39). Sie hat zwar keine Schmetterlings-, sondern rosenfarbene Vogelflügel, aber sie hebt ihren violetten Schleier im Bogen über sich, sie hat blondes Haar und ein grünes Kleid, mithin vereinigen sich in ihr die Regenbogenfarben nur auf eine neue und geniale Weise. Im Alterthum war ein unvollendet

gebliebenes Bild der Iris vom Maler Aristides wegen seiner seltenen Schönheit sehr berühmt, wie Plinius in seiner Naturgeschichte XXXV. 11. meldet.

Man muß sich wundern, daß die Alten gar nicht daran gedacht haben, den Regenbogen auf die Sonne und demnach die Iris auf Apollo oder Helios zu beziehen. Welche neue Quelle der zartesten Poesie wäre ihnen aufgegangen, wenn sie den Sonnen- und Mondregenbogen unterschieden und eine Iris solaris und lunaris gekannt hätten!

Eine sehr liebliche Sage findet sich noch bei Plinius (hist. nat. XII. 24). Ein gewisser Balsamstrauch nämlich, Aspalathus genannt, soll ganz ohne Geruch bleiben, bis ein Regenbogen erscheint, der ihm sogleich den herrlichsten Wohlgeruch verleiht.

Nach Artemidors Traumbuch (II. 39.) bedeutet der Regenbogen, wenn man ihn im Traum sieht, Gutes, besonders den Armen und Bedrängten, aber nur, wenn man ihn zur rechten Hand, nicht wenn man ihn zur linken sieht. Als ein Wahrzeichen für die Menschen habe Zeus den Regenbogen in die Wolken gestellt, sagt schon Homer (Ilias XI. 27.), was freilich ein sehr allgemeiner Ausdruck ist. Bei Plautus kommt das Sprüchwort vor: bibit arcus, pluet hodie, weil man (gemäß der oben erwähnten ovidischen Vorstellung) glaubte, der Regenbogen ziehe Wasser und verkündige noch mehr Regen. Wenn es in Schottii physica curiosa S. 1312 heißt, die goldnen Regenbogenschüsselchen seyen Trinkschalen der Iris, so kann damit vielleicht auf das Wasserschöpfen dieser Göttin (wenn sie die Wolken aus dem Meere aufüllt) Bezug genommen seyn.

Es sey mir erlaubt, hier noch eine Vermuthung über den Ursprung des Glaubens an die Regenbogenschüsseln anzu-

knüpfen. Dem Pausanias (II. 16. 3.) zufolge erhielt die Stadt Mykene ihren Namen von μύκης, dem Deckel der Degenscheide, der dem Perseus hier entfallen war, als er in der Luft über diese Gegend schwebte. Sein Degen aber ist der Golddolch, derselbe, den auch Mithras, der persische Sonnengott, führt. Perseus selbst ist der persische Mithras. Unter dem Golddolch ist der in die Erde eindringende Sonnenstrahl, aber auch der die Erde befruchtende Regen (der goldene Regen, in den sich einst Zeus verwandelte, um zur Danae zu kommen) verstanden. Einer zweiten Sage zufolge erhielt Mykene ihren Namen von μύκητα, dem Pilz, den einst der durstende Perseus aus der Erde riß und hinter dem sogleich Wasser nachlief, das seinen Durst löschte. Vergleiche darüber die dritte Auflage von Creuzers Symbolik I. S. 282. Nach einem fruchtbaren Sommerregen schießen Pilze auf, und hier scheinen namentlich goldfarbne Pilze verstanden zu seyn, da sie auf den Deckel einer goldnen Waffe bezogen werden. Ich glaube nun die Erörterung des ehrwürdigen Creuzer über diesen Gegenstand noch durch die Hinweisung auf den nordischen Glauben an die goldnen Schüsseln, die nach einem Regenbogen sichtbar werden, ergänzen zu dürfen.

Wir müssen nun zu den biblischen und christlichen Vorstellungen übergehen. Jedermann kennt die hohe Bedeutung des Regenbogens als des Friedens- und Bundeszeichens, das Jehovah nach der Sündfluth aufrichtete und durch das er dem Noah und seinem Geschlecht Gewähr leistete für die Dauer der aus der Fluth neu hervorgegangenen Schöpfung und für die ungestörte Entwicklung der neuen Menschheit. Es ist klar, daß hier der Regenbogen als eine ganz neue und

höchst wunderbare, zuvor nie gesehene Erscheinung aufgefaßt werden muß, und in diesem Sinn mußten die Erklärer auch annehmen, daß es in der vorsündfluthlichen Periode der irdischen Natur weder einen Regenbogen, noch überhaupt Regen gegeben habe.

Wie sich das die Physiko-Theologen in ältern und neuern Zeiten zu erklären versucht haben, wollen wir hier nicht näher erörtern. Alles läuft dabei auf die Voraussetzung einer ehemals anders gemischten Atmosphäre hinaus. Doch hat man unter den Ueberresten vorweltlicher Pflanzen und Thiere, die unter einem so ganz andern Himmel gelebt haben mögen, noch nie und nirgends Menschenknochen gefunden, durch welche das Daseyn des in der Sündfluth untergegangenen Geschlechts sich nachweisen ließe. Es genügt aber an der poetischen Idee, deren Erhabenheit durch die Physik nichts gewinnen und nichts verlieren kann.

Gleich erhaben ist die biblische Vorstellung des Regenbogens als des hohen Thrones, auf welchem einst der Herr seinen Stuhl setzen und über die Lebendigen und Todten richten werde. Minder großartig erscheint der Regenbogen als Nimbus um den Kopf des großen Engels, der einen Fuß auf die Erde, den andern auf das Meer setzt. Ebenfalls in der Offenbarung Johannis.

Aber diese altbiblischen Vorstellungen sind von christlichen Dichtern später noch weiter ausgeführt worden. Mit Beziehung auf den noachischen Regenbogen lehrte der heilige Beda, so lange die Menschen dieses Zeichen am Himmel sehen würden, so lange würden sie auch der göttlichen Gnade versichert seyn. Da die zunehmende Verderbniß der Menschen aber am Ende doch das letzte Strafgericht nothwendig machen werde, so werde sich die Nähe desselben und der bevorstehende



Untergang des Menschengeschlechts und der alten Erde durch das plötzliche Ausbleiben des Regenbogens ankündigen. Dieß werde stattfinden vierzig Jahre vor dem jüngsten Tage. — In Beziehung hierauf findet sich auch eine sehr merkwürdige Deutung der Regenbogenfarben bei Gervasius Tilberiensis I. 24. (Leibnit. script. rer. Brunsvic. I. S. 9 8). Auch hier nämlich wird die Sage wiederholt, daß vierzig Jahre vor dem Weltuntergange kein Regenbogen mehr werde zu sehen seyn. Die Art des Weltunterganges aber sey vorbedeutet in den Farben des Regenbogens. Wie Gott der Herr dem Noah und seinen Nachkommen seine Gnade zusicherte innerhalb des Weltalters, das zwischen der Sündfluth und dem künftigen Weltuntergang im Feuer in der Mitte liegt, so bedeutet auch in der Erscheinung des Regenbogens die äußere blaue Farbe das Wasser, die innere rothe aber das Feuer.

Unter den Sinnbildern der katholischen Kirche kommt der Regenbogen öfter vor. Sofern er in der Luft stehend einen Schenkel auf die Erde, den andern auf das Meer stellt, also die drei Naturreiche verbindet, dachte man sich ihn als ein Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit. Sofern er, ein zartes und vergängliches Luftbild, durch den ganzen Himmel reicht und das ganze Weltall umfassen zu wollen scheint, dachte man sich ihn als die Jungfrau Maria, die als schwaches und sterbliches Weib den unendlichen Gott in ihrem Schooße trägt. Ein Regenbogen mit der Devise circumdat immensum bei Piccinelli. Sofern er aber aus vielen Farben harmonisch zusammengesetzt ist, nahm man ihn zum Sinnbild der christlichen Kirche, in der sich alle Völker der Erde harmonisch einigen. Ein Regenbogen mit der Devise circumdata varietate bei Broschius. Wieder in anderer Weise wurden

die sieben Farben des Regenbogens auch häufig auf die sieben Sacramente gedeutet, namentlich von Dante.

Auf den Kirchenbildern, welche den Bund Gottes mit Noah darstellen, fehlt natürlich der Regenbogen nie. Eines der ältesten ist wohl das einer antiken christlichen Gemme in Gori's Dactyliothek (oder Cabinet des pierres) I. N. 118, darstellend die Taube mit dem Oelzweig, unter sich die Arche, über sich die Wolken mit einem schmalen Abschnitt des Regenbogens. Eben so auf Bildern des Weltgerichts. Von vorzüglicher Schönheit ist der Regenbogen in dem berühmten Danziger Weltgericht, das unserm Johann von Eyck zugeschrieben wird. Hier sieht man ihn sogar noch sich spiegeln in der goldenen Kugel, die dem ewigen Richter zum Fußschemel dient. Auf einem ähnlichen und nicht minder berühmten Weltgericht des Schoreel in Brügge spiegelt sich der Regenbogen im Meere.

Warum der Regenbogen (in Lothringen) die Krone des h. Lienhard oder Bernhard heißt, ist mir nicht bekannt. Bezieht sich das Sinnbild vielleicht auf die sieben schweren Eisenringe, welche der strenge Ascet Bernhard zu St. Omer im 12ten Jahrhundert angelegt hatte?

Ich will hier noch einige wenige Notizen von geschichtlich merkwürdigen Regenbogen beibringen, die ein poetisches Interesse darbieten. Als der berüchtigte Schwärmer Thomas Münzer das bethörte Volk bei Frankenhausen dem Heer der Fürsten und Ritter entgegenführte, verkündigte er ihnen, sie würden ohne Schwertstreich allein durch die Hülfe des Himmels siegen und nahm dessen zum Zeugen den schönen Regenbogen, der eben am Himmel stand. Aber er wurde überfallen, geschlagen und selbst gefangen. — Bei dem großen Blutgericht in Prag im Jahr 1621, als Kaiser Ferdinand II. nach der Schlacht auf dem weißen Berge die böhmischen Directoren und Hauptanhänger der hussitischen Lehre und des vertriebenen

Königs Friedrich hinrichten ließ, flehte der Bürgerhauptmann Kutnauer noch auf dem Schaffot den Himmel an, ein Zeichen der Gnade zu geben, da die irdischen Fürsten keines geben wollten, und siehe da, plötzlich zeigte sich am Himmel ein schöner Regenbogen.

Für die Albertinische Linie des sächsischen Hauses ist der Regenbogen auf eine merkwürdige Weise verhängnißvoll geworden. Als Kurfürst Johann Georg I. mit der Lausitz belehnt wurde (zu Camenz), erschien ein Regenbogen, den er für ein glückliches Zeichen nahm, aber es folgten die unglücklichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Als wieder im Jahr 1806 Kurfürst Friedrich August von Napoleon die Königswürde annahm, erschien abermals ein Regenbogen, den man wieder für ein glückliches Zeichen hielt. Aber es folgten die großen Kriege, in deren Folge Sachsen getheilt wurde.

In der widrigsten und unnatürlichsten Verbindung erscheint der Regenbogen als das von ihr selbst gewählte Symbolum der berüchtigten Megäre Frankreichs, Katharina von Medicis.

Unabhängig von religiösen und mythologischen Bedeutungen haben die Dichter noch viel Schönes an die Erscheinung des Regenbogens geknüpft. Schon der berühmte indische Dichter Kalidasa verglich, von der herkömmlichen Vorstellung abweichend, den Regenbogen mit dem bunten Gürtel eines Mädchens und die Wolken mit ihrem vollen Busen (Höfers indische Gedichte I. S. 84). Noch schöner ist der Regenbogen benutzt in dem altindischen Drama Mrichchakati (Theater der Hindu, Weimar 1828. Theil I. S. 190). Die reizende Vasantasena hat ihren Geliebten Charidatta in Sturm und Gewitter gefunden. Da ruft er:

Mag schwarz der Himmel seyn, und aus den Wolken
Viel hundert Blitze brechen; sie sind freundlich,
Und haben sie, nach der umsonst ich seufzte,
Mir hold gegeben. — Glücklich, dreimal glücklich
Ist jeder, dessen Wände in sich schließen
Die Schöne, die er liebt, der in den Armen,
An seiner Brust die Zitternde erwärmt.
Geliebte, sieh; dort wölbt sich Indra's Bogen
Am Himmel, Armen gleich, die ausgebreitet
Ermüdet sind; der Himmel schleudert Blitze,
Und seine Wolken hängen tief herunter.
Es ladet alles uns zur Ruhe ein;
Laß uns hineingehn; sieh, die Tropfen fallen
Melodisch tönend auf der Palme Laub,
Und auf den Kieselbruch und in den Bach
Und geben solche holden Klänge wieder,
Wie lieblich Laute und Gesang sie wecken.

In einem andern, in demselben Werke mitgetheilten Drama, Malati und Madhava, heißt es (Theil II. S. 101):

Den Jubelruf zu hören ringsumher,
Mit dem die Pfauen froh den Regenbogen,
Der ihrer Liebe günstig ist, begrüßen.

Die himmlische Erscheinung steht wegen ihrer Farbenpracht mit den Pfauen in einer poetischen Wahlverwandtschaft.

Am Ende des Mittelalters deutete Theophrastus Paracelsus den Regenbogen auf eine freilich sehr unwissenschaftliche, aber gewiß sehr poetische Weise, indem er ihn eine himmlische Blume nannte, die unsichtbar und im Stillen auf dem Feld der Sterne wachse und nicht eher von uns gesehen werde, als bis sie den großen farbigen Blüthenkelch öffne, aber dann schnell wieder verblühe. Die neuern Dichter haben nichts aufgebracht, was diesem Bild an poetischer

Tiefe gleich käme. — Auch der sogenannte philosophische Regenbogen der Alchymisten ist eine ungemein poetische Vorstellung. Sie verglichen die Efflorescenz vieler metallischer Farben, die der Ausscheidung des reinen Goldes vorhergehe, mit dem Regenbogen, der da verkündige, daß der Kampf der Elemente beendigt sey, daß Frieden herrsche und daß nun der König im Purpur erscheinen werde.

Im allegorischen Zeitalter nach der Reformation wurde der Regenbogen oft zu Sinnbildern benutzt, zuweilen sehr poetisch. Ein Regenbogen im drohenden Gewölk mit der Devise inter nubila gratior bedeutete eine schöne Fürstin unter Gefahren, oder einen gegen die besiegten Feinde gnädigen Fürsten. Eine vor dem Regenbogen fliegende Wolke mit der Devise auget splendorem bedeutete die Niederlage des Feindes. Die Wolke wollte die Sonne verfinstern und macht sie nur noch glänzender und schöner. — Pater Abraham a Santa Clara sagt in seinem Erzschelm (III. S. 2.) sehr sinnreich vom Prunk der damaligen Höfe: die Liberey der Lakayen und Bedienten hat fast allerlei Farben, wie ein Regenbogen; es kann wohl seyn, daß es nasses Wetter bedeute in den Augen der Unterthanen.

Jean Paul vergleicht die Wassergalle mit der kurzen Freude des trüben Erdenlebens. Sehen wir auch nur ein kurzes Stück des schönen Bogens, so denken wir ihn doch fortgesetzt und voll im Himmel. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher neuere Dichter das schöne Bild eines Regenbogens mitten im noch stürmischen Meere ausgeführt und als Hoffnungszeichen sinnig gedeutet hat.

Herder dichtete ein sehr schönes Lied auf den täuschenden Schein des Regenbogens:

Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen,
Ueber schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung.

Tausend muntre Farben
Bricht der Strahl der Sonne
In verhüllten Thränen
Ueber grauer Dämmrung.

Und des weiten Bogens
Feste Säulen stehen
Auf des Horizontes
Sichrem Felsenbogen.

Weh! der Bogen schwindet,
Seine Farben blassen;
Von den festen Säulen
Glänzet noch ein Wölkchen.

Aber seht, der Himmel
Bläuet sich; die Sonne
Herrschet allgewaltig
Und die Auen duften.

Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne
Steig' hinauf und walte.

Hoffnungen sind Farben,
Sind gebrochner Strahlen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit ist die Sonne.

Ein andrer Dichter nahm die liebliche Täuschung des Regenbogens zugleich in der antiken Bedeutung:

In finstrer Höhle lagen die Träume,
Gefesselt am Boden, am harten Stein,
Es drang in die tiefen dunklen Räume
Kein Schimmer des Lichtes je hinein.

Da klagten sie leise und klagten bange:
„Warum hat uns Zeus in die Nacht gebannt,
In die alte Jahrtausend lange,
In der wir die Sonne nie gekannt?

Dürfen wir frei die Schläfer umschweben,
So sterben wir doch im Morgenroth,
Die sehnend hin zum Lichte schweben,
Im Lichte finden wir den Tod.

Wir bilden so liebreich in der Stille,
Was immer des Menschen Herz erfreut,
Möchten's ihm bieten in goldner Fülle
Und werden doch nie zur Wirklichkeit.

Wir sind der Armuth reiche Gäste,
Wir baun mit unerschöpflicher Kunst
Blühende Gärten und weite Paläste
Und alles verrinnt doch wieder in Dunst.

Wir legen, die sich heimlich sehnen,
In der entbehrten Liebe Schooß,
In Freude verwandelnd alle Thränen,
Leiden wir selbst der Thränen Loos."

So weinten die kleinen Träume leise.
Der finstre Traumgott hörte zu,
Und in der Sklavenhändler Weise
Schwang er die Peitsche: habt nun Ruh!

Sie schwiegen und zitterten und krochen
Zusammen, nur heimlich jeder weint.
Da hört man's an der Thüre pochen
Und eine lichte Gestalt erscheint.

Denn Iris ist's, die sich verstohlen
Ins nächtliche Reich des Traumgotts schlich,
Für Juno einen Traum zu holen.
O seht, sie bangt, sie fürchtet sich.

Vorsichtig schreitet sie durch die engen
Höhlungen mit gesenktem Blick
Und schiebt die Träume, die sie umdrängen,
Mit ihrem zarten Fuße zurück.

Sie lauschen entzückt und wie geblendet
Vom sanften Regenbogenlicht.
„Bist du's, die unser Leiden endet,
Auf ewig unsre Fesseln bricht?

Bist du, o Liebliche, die Sonne,
Die uns aus der langen Nacht befreit?
Führst du uns zu des Tages Wonne
Und in die schöne Wirklichkeit?"

Sie breitet weit aus ihr Gefieder
Und leuchtet mild in die Nacht hinein
Und lächelt: ihr armen kleinen Brüder,
Ich bin wie ihr ein bloßer Schein.

Den Regenbogen, wie er in Wasserfällen sichtbar wird, hat C. G. Ritter von Leitner (Vesta 1832 S. 212) sinnig auf die badende Iris bezogen:

Hoffend senke den Leib, den sterblichen, in das Gewässer,
Das Unsterbliche selbst nicht zu besuchen verschmähn,
Iris ladet hier oft geheim die ätherischen Glieder,
Wie es am Ufergebüsch hangend ihr Schleier verräth.

Er spricht insbesondere vom Regenbogen im Wasserfall der Gasteiner Ache.

Justinus Kerner singt:

> Wenn Schmerz mit Lust des Sängers Brust durchglüht,
> Entspringt aus ihr das farbenreichste Lied.
> Wenn Regen in den Glanz der Sonne quillt,
> Entsteht des Regenbogens buntes Bild.

Ein sehr liebliches Bild hat uns Rückerts reiche Phantasie ausgemalt:

> Die Göttin Iris stand in lichter Zier
> Und lächelte herab vom Farbenbogen,
> Der Brücke von Rubin, Smaragd, Sapphir,
> Die über einem Eiland stand gezogen,
> Ihr einer Fuß auf Meereswogen hier,
> Und dort ihr andrer Fuß auf Meereswogen;
> Und mitten in am Eiland saßen wir,
> Von Liebesscherz und Grazien umflogen.

Nicht selten haben aber auch die Dichter, wie die Maler, den Regenbogen mißbraucht zu Effectscenen und ihn bei sentimentalen und feierlichen Gelegenheiten gar zu oft erscheinen lassen. Was insbesondere die Maler betrifft, so haben selbst die glänzendsten Versuche von Rubens, Poussin, Koch &c. nur beweisen können, daß sich der Regenbogen nicht malen läßt.

J. G. Jacobi fingirt einen Wettstreit zwischen der Morgenröthe und dem Regenbogen und tadelt die (übrigens nur in seiner Einbildung vorhandenen) Verächter der Iris. In diesem etwas geschraubten Gedicht ist doch folgender Gedanke schön:

> Hätte je mit reinerem Feuer
> Euch der Muse Gesang durchglüht,
> Euer Ohr geachtet auf der Leyer
> Siebenfach tönende Harmonie,
> Auf den Wechsel der Saiten, und wie

Schwesterlich eine die andre verkündet,
Jetzt im tieferen Ton der höhern schwindet,
Alles sich trennt und wieder findet,
Alles sich ordnet zu süßem Verein,
O der siebenfarbne Schein
Würd' euch höhere Dinge lehren;
Staunen würdet ihr und ehren
Die geheimnißvolle Hand,
Welche Strahlen und Sterne band,
Und die Wunderkraft des Schönen,
Das in Farben und in Tönen
Unsern Geist dem Staub entzieht.

Mehrere Gedichte auf den Regenbogen sind in Räthselform gegeben. So ein älteres aus den Kurzweiligen Fragen (S. 23.) aufgenommen in des Knaben Wunderhorn I. S. 209.

Es ist die wunderschönste Brück,
Darüber noch kein Mensch gegangen,
Doch ist daran ein seltsam Stück,
Daß über ihr die Wasser hangen,
Und unter ihr die Leute gehn
Ganz trocken, und sie froh ansehn,
Die Schiffe segelnd durch sie ziehn,
Die Vögel sie durchfliegen kühn;
Doch stehet sie im Sturme fest,
Kein Zoll noch Weggeld zahlen läßt.

So das berühmte Räthsel von Schiller:

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin,

Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie du ihr nah'st, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet,
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

Eines der großartigsten und schönsten poetischen Bilder ist die Erklärung der Planetenschöpfung durch den Regenbogen in Okens Naturphilosophie (2te Ausgabe S. 69), deren ich oben schon gedacht habe, sofern sie gewissermaßen nur eine uralte orientalische Vorstellung wiederholt. Oken sagt: „Die Farben sind nichts als Abbilder der Sonne in der Finsterniß, Selbsterscheinungen der Sonne in der finstern Materie. Ein Lichtpunkt in die Finsterniß geworfen, ist Farbe. Dieses gilt rings um die Sonne, daher ist die Sonne von einer Hohlkugel von Farben, von ihrem eigenen Widerschein umgeben. Der Regenbogen ist ein Ring um die Sonne von unendlichen Positionen der Sonnenbilder in der Finsterniß. — Jedes Verdichten des Aethers durch das Licht ist mithin Production der Farbe; und umgekehrt, jedes Produciren der Farbe ist ein Verdichten des Aethers. — Die Gesetze der Färbung gehen also denen der Materiewerdung parallel, oder vielmehr sind dieselben. — Die Planeten sind also nach den Gesetzen des Lichts, die es in den Farben ausübt, producirt. — Es gibt so viele Weltkörperproductionen als es Farbenproductionen gibt, also vier. — Die Sonne ist die Verleiblichung des Rothen und des Feuers, die Planeten der drei irdischen Farben. Die Kometen gehören dem Reiche der Finsterniß an. — Die Planeten sind nur abgespiegelte Sonnen in der Finsterniß; sie sind ursprünglich Farbenhohlkugeln gewesen, dann Farbenbahnringe (solare Regenbogen),

dann Farbenpunkte geworden. — Die Planeten sind geronnene Farben, denn sie sind geronnenes Licht.. — In derjenigen Entfernung von der Sonne, wo das Licht anfängt sich zu trüben, wo es, im newtonischen Sinne zu reden, anfängt sich zu brechen, da entstehet Planetenmasse. Die Planetenmasse gerinnt also rings um die Sonne zusammen, wie ein Regenbogen. — Diese planetaren Farbenbogen verhalten sich zur Sonne, wie die drei irdischen Farben zu der kosmischen oder wie die drei irdischen Elemente zum Feuer. — Es müssen also drei Planetenproductionen um die Sonne sich gebildet haben, weil das Licht sich in drei Momenten verdichtet, materialisirt. — Zur ersten Production gehören Mercur, Venus, Erde, Mars, Vesta, Juno, Ceres und Pallas. Sie sind die erste Abweichung vom Roth, das Gelb. Das Erdige überwiegt in ihnen. Zur zweiten Production gehören Jupiter und Saturn, das Wasser regiert sie und wogt selbst uns sichtbar auf ihnen, Grün. — Zur dritten, entferntesten Production gehört der Uranus; er ist das Blau, in dem die Luft überwiegt."

Es sey mir erlaubt, an diese Sammlung mythischer und poetischer Vorstellungen noch einige Notizen über die landschaftliche Schönheit des Regenbogens anzuknüpfen. Eine physikalische Erklärung möge man hier nicht erwarten, da sie dem Zwecke des vorliegenden Werkes nicht entsprechen würde und da man sich darüber in allen guten Handbüchern der Physik und namentlich in Gehlers Wörterbuch hinlänglich unterrichten kann. Ich habe hier nur das Schöne im Auge. Doch muß der poetischen Beziehungen wegen, die darin liegen, voraus bemerkt werden, 1) daß jeder Mensch nur

seinen eigenen Regenbogen sieht und daß der Regenbogen überhaupt nur vorhanden ist, sofern er gesehen wird, d. h. wenn alle Menschen und Thiere blind wären, so würde er nicht nur nicht gesehen werden, sondern auch gar nicht vorhanden seyn. Die Sonne bewirkt ihn nur vermittelst unsers Auges und für unser Auge. Er ist nur durch die eigenthümliche Organisation unseres Auges hervorgerufen. Es gibt daher keinen objectiven Regenbogen, sondern nur einen subjectiven für jedes Auge, das ihn sieht. Der Beweis dafür liegt einfach darin, daß der geradlinichte Weg von der Sonne, als der Quelle des Phänomens, zum Mittelpunkt des Farbenringes, von dem wir im Regenbogen nur die obere Hälfte sehen, immer mitten durch unser Auge geht. Demnach ist 2) zu beachten, daß wir den Regenbogen nur sehen, wenn wir die Sonne im Rücken haben, etwas sehr Natürliches, das aber eine tiefe poetische Bedeutung hat. So sehen wir die ganze Schönheit der Natur vor uns, beleuchtet durch eine unsichtbare Sonne hinter uns, die wir nur an ihren Wirkungen erkennen — Gott. Daran knüpft sich 3) die Bemerkung, daß wir den Regenbogen immer nur als eine in Farben zerlegte Abspiegelung der Sonnenscheibe sehen, weßhalb er rund ist. Wäre die Sonne statt einer Kugel ein Würfel oder eine Pyramide, so würden wir auch den Regenbogen vier- oder dreieckig sehen müssen; und 4) daß der Regenbogen immer als Spiegelbild vor uns bleibt, daß wir, obgleich er uns immer anlockt, durch sein schönes Thor hindurchzugehen, ihn doch nie erreichen. Dieß macht ihn zum lieblichsten Sinnbild einer unerreichbaren, himmlischen Schönheit oder eines ewig ersehnten und nie zu erlangenden Glückes.

Je klarer die Luft ist, je reiner und kräftiger die Sonne strahlt und eine je dunklere Wolkenwand den Hintergrund

bildet, um so heller ist auch der Regenbogen und treten seine Farben in der größten Pracht hervor. Dann bildet sich gewöhnlich auch über ihm der Nebenregenbogen, der immer etwas blässer ist und dessen Farben in umgekehrter Ordnung stehen, nämlich das Violett am äußern und das Roth am innern Rande. Seine Stellung ist eben so regelmäßig wie die des Hauptregenbogens. Die innere violette Farbe bildet mit der Achse, die vom Mittelpunkt des Kreises durch unser Auge zur Sonne geht, beim Hauptregenbogen stets einen Winkel von 40^0 29′, die äußere rothe Farbe einen Winkel von 42^0 23′; dagegen beim Nebenregenbogen die innere rothe Farbe einen Winkel von 50^0 21′, die äußere violette einen von 53^0 46′. Man hat die Entstehung des Nebenregenbogens aus einer zweiten Reflexion des Sonnenlichts in denselben Regentropfen erklärt, die bei der ersten den Hauptregenbogen bilden.

Am obern Rande heller Regenbögen zeigen sich häufig schwächere Wiederholungen einiger Hauptfarben. Diese sogenannten secundären Regenbögen hat man sich theils aus der Interferenz des Lichts, theils aus der Reflexion in unregelmäßig gebildeten, abgeplatteten Regentropfen — noch immer ungenügend — zu erklären versucht.

Im Innern des Bogens zeigt sich die Luft oder Wolkenwand gewöhnlich viel heller und weißer, auf der äußern Seite des Bogens aber viel dunkler und schwärzer. Das kommt daher, weil sich innerhalb des Kreises alle Farbenstrahlen decken, woraus die weiße Farbe entsteht, und daß sie nur am Rande des Kreises in Farben auseinandertreten. An der Gränze dieses Farbenkreises hört die Spiegelung auf und erscheint die Wolke wieder in ihrer natürlichen Dunkelheit. Wäre der Sonnendurchmesser kleiner und würden die Regen-

tropfen die Farbenstrahlen weiter auseinanderstreuen, so würden viele Bogen, jeder von einer besondern Farbe entstehen müssen. Was die Physik nur theoretisch nachweiet, kann die Phantasie als verwirklicht denken in andern Sonnensystemen. Je nach der Verschiedenheit des sehenden Auges, des leuchtenden Körpers und des reflectirenden Mediums lassen sich unendlich verschiedene Formen und Farben der Iris denken.

Die Verschiedenheiten, die uns unser irdischer Regenbogen darbietet, sind wesentlich folgende.

Zuweilen erscheint statt des ganzen Regenbogens nur ein Stück davon, eine sogenannte Wassergalle, die gewöhnlich viel breiter ist, als ein ganzer Regenbogen. Sie zeigt an, daß es noch mehr regnen wird. Zuweilen ist auch der ganze Regenbogen ungewöhnlich breit, was von der Nähe des Wolkenhintergrundes und von der Beschaffenheit der Luft abhängt, die uns die Gegenstände näher oder entfernter zeigt. Ist der Hauptregenbogen sehr breit, so steht auch der Nebenregenbogen scheinbar weiter von ihm ab, was besonders zur hohen Mittagszeit auffallend ist, wenn der Regenbogen sehr tief steht und nur einen niedern brückenartigen Kreisabschnitt bildet. Eine merkwürdige Abweichung von der Kreisform hat man an den auf Schneewolken mitten im Winter gebildeten Regenbögen in den Daurischen Gebirgen beobachtet. Hier bildet das Farbenband zuweilen keinen Halbkreis, sondern lagert sich nur wie ein gekrümmter Balken auf die Wolken. Vergl. Ritters Erdkunde III. S. 319.

Man sieht den Regenbogen zuweilen scheinbar oval, wenn der eine Schenkel desselben auf einem Berge aufsteht. Ganz rund sieht man den Regenbogen unter sich, wenn man in einem Luftballon über der Regenwolke schwebt, oder bei-

nahe voll, wenn man auf einer vorragenden Felsennase über einem auf allen Seiten umher schäumenden Wasserfall steht, was am Reichenbach im Haslithal vorkommt und bei Plürs an einem Wasserfalle des Berges Savon (nach Scheuchzer itin. alpin. II. 107). Ueberhaupt sind Wasserfälle häufig die prachtvollsten Folien der Regenbogen. So ist der Regenbogen, der, so lange die Sonne scheint, unbeweglich im Toben des Rheinfalls steht, eines der schönsten Naturphänomene und tief poetisch, wenn man ihn sinnbildlich deutet, z. B. auf die segenvolle Erscheinung des Christenthums mitten im Sturm der Völkerwanderung. Nicht minder berühmt, aber von mehr idyllischer Schönheit ist der Regenbogen im Staubbach im Lauterbrunner Thal. Nicht zu gedenken unzähliger andrer berühmten Wasserfälle, denen der Regenbogen nicht fehlt. Besonders sollen sich die heiligen Gangesquellen durch die Regenbögen in ihren erhabenen Cascaden auszeichnen.

Wir sehn zuweilen den Regenbogen, ohne daß wir die hinter einer Wolke verborgene Sonne selbst sehn können, wenn diese nur auf die uns gegenüberstehende Regenwolke scheint. Zuweilen zeigt sich auch der Regenbogen vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang, indem die Sonne bereits die hohen Wolken bescheint, ohne uns selbst sichtbar zu seyn. In den Breslauer Sammlungen findet man mehrere solche Fälle verzeichnet (Jahrgang 1718 S. 1607, 1719 September, 1722 Juli). Ich selbst sah am 7 September 1841 in Stuttgart einen Regenbogen nach Sonnenuntergang stufenweise von unten her verschwinden und zuletzt noch hoch in der Luft einen kleinen Kreisabschnitt bilden.

Man sieht den Regenbogen zuweilen auch im blauen Himmel stehen ohne Wolke. So sah ihn Kämtz. Die sehr schöne Schilderung eines solchen Regenbogens, der noch in

vollem Glanze stehen blieb, nachdem alle Wolken schon verschwunden waren, findet man in Schweiggers Journal Band 56. S. 388 vom Jahr 1838. Fast noch merkwürdiger aber war der Regenbogen, den man 1830 in Erlangen noch vor Sonnenaufgang beobachtete und der einen ungeheuer großen vollen 180 Grad umfassenden Halbcirkel über den heitern, nur von wenig Gewölk getrübten Himmel zog. Beschrieben in Kastners Archiv II. S. 391. Kastner vermuthet, er sey durch Erhebung oder Luftspiegelung aus weiter Ferne nahe gebracht worden.

Zu den merkwürdigsten Beobachtungen gehört die eines ebenfalls 1830 in Frankfurt a. M. erschienenen Regenbogens. Derselbe zeigte sich in der hintersten Regenschicht und war durch mehrere im Mittel- und Vordergrunde stehende Regenschichten zum Theil gedeckt.

Bisweilen zeigen sich zwei oder gar drei Nebenregenbögen, was viel nachfolgenden Regen anzeigen soll. Noch merkwürdiger aber sind die Regenbögen, welche sich durchkreuzen. Solche kann es natürlicherweise nur dann geben, wenn die Sonne sich im Wasser spiegelt und aus dem Wasser heraus nach denselben Gesetzen, wie vom Himmel aus, einen zweiten Regenbogen bildet. Dieser zweite steht immer höher als der erste (weil das Sonnenbild im Wasser nothwendig tiefer steht), und zuweilen gerade über dem ersten, zuweilen rechts oder links abgeneigt, in welchem Falle er einen Schenkel des ersten durchschneidet. Ein Fall der ersten Art ist ausführlich beschrieben in Poggendorfs Annalen IV. S. 111; ein Fall der zweiten Art in Gilberts Annalen, LXII. S. 124. Im Jahre 1792 beobachtete man zu Gosport in Hampshire

an der englischen Küste sogar vier schräg gegen einander gestellte Regenbögen, weil jeder der beiden Hauptregenbögen noch einen Nebenbogen hatte. Eben so merkwürdig und wohl noch seltner ist das Vorkommen zweier Regenbögen, die verkehrt auf einander stehen, einer auf dem Lande wie gewöhnlich, der andere verkehrt über ihm hoch in der Luft. Ich finde nur einen Fall verzeichnet, den die Memorie di matematica e fisica (Modena. XI. Band) beschrieben haben. Er wurde am 22 Julius 1798 beobachtet und erklärt sich nur aus der Luftspiegelung.

Nicht selten herrscht im Regenbogen eine Farbe vor oder ist er ganz einfarbig. Dieß rührt theils von der Beschaffenheit der Luft, theils von der Färbung der Sonne her, welche letztere aber ebenfalls nur aus der Schwängerung der Atmosphäre mit ungewöhnlichen Dünsten herzuleiten ist. Ganz weiß sieht man den Regenbogen im Nebel. Beispiele findet man in den Breslauer Sammlungen von 1722, Monat December, und in den actis acad. naturae curios. 1730 appendix. S. 61. Cranz spricht auch davon in der Historie von Grönland (deutsche Ausgabe S. 59). Vielleicht erscheint er in den nordischen Nebeln öfter so. In den Breslauer Sammlungen von 1718 S. 1607 ist bemerkt, daß man den Aberglauben hege, wenn ein weißer Regenbogen erscheine, so stehe die Pest bevor.

Roth erscheint der Regenbogen, wenn die Sonne selbst ungewöhnlich roth gefärbt ist. Auffallend rothe Regenbogen sind beschrieben in den Breslauer Sammlungen 1720 August und 1724 März. Sie sollen, wie überhaupt Röthe der Sonne und des Mondes, Wind bedeuten. Auch hat man sich davon ein gutes Weinjahr versprochen. Ein gelber Regenbogen soll

dagegen ein gutes Kornjahr bedeuten nach den Breslauer Sammlungen 1720 August. Am seltensten ist der grüne Regenbogen, doch ist er auch schon vorgekommen. Er soll große Nässe bedeuten.

Der Mondregenbogen (Iris lunaris) übertrifft den Sonnenregenbogen noch an geisterhafter Zartheit. Man kann sich nichts Feenhafteres denken. Die Stille der Nacht, der Schlaf der Menschen erhöhen den poetischen Reiz dieser Erscheinung, die meist unbeachtet und ungesehen vorübergeht. Die Schwärze der Nacht aber ist die schönste Folie seines Farbenglanzes. Wie man ihn überhaupt selten sieht, so noch seltner in vollem Glanze; gewöhnlich ist er nur bleich, weißlich oder gelblich. Doch hat man auch außerordentlich helle beobachtet mit den lebhaftesten Farben und sogar mit dem Nebenregenbogen. Die Beschreibung eines so herrlichen Phänomens findet man in Gilberts Annalen XI. S. 480. und in Schweigger's Journal LIII. S. 126.

Den in letzterm Journal beschriebenen Mondregenbogen sah man am 29 Mai 1828 zu Löwen, gegenüber dem Vollmond, aber von der schwärzesten Nacht umgeben, prangend in glänzenden Farben und doppelt. Man hat sogar einmal einen schönen Mondregenbogen gesehen, als der Mond im ersten Viertel nur eine schwache Sichel zeigte, wie das Philos. Magazin von 1833 Monat April, S. 317 berichtet. Von einem sehr seltsamen Mondregenbogen, der nichts Gelbes noch Rothes, aber Weiß und Hellblau im herrlichsten Glanze zeigte, melden die acta acad. nat. cur. von 1673 S. 17. Dieses werthvolle Werk, das nach einem Jahrhundert wieder fortgesetzt worden ist, erschien bekanntlich damals noch unter dem Titel Ephemerides cur. med. phys.

Außer dem Regenbogen irisirt bekanntlich noch unendlich Vieles in der Natur. Nicht nur die Regentropfen, sondern auch zahllose andere durchsichtige und reflectirende Körper zerlegen das Licht in das Farbenspectrum, worauf sich die ganze Wissenschaft und Praxis des Prisma gründet. Aber ich glaube schließen zu müssen, da ich hier nur das große atmosphärische Phänomen ins Auge fassen wollte.

Nachträge.

Zu Seite 41. Der Vollständigkeit wegen entlehnen wir hier noch den Hauslehren des Hesiod (nach der Vossischen Uebertragung) die schöne Stelle, die von der Schöpfung des Weibes handelt: Zeus ist aufs heftigste erzürnt,

Weil ihn getäuscht der Betrug des schlaugewandten Prometheus.
Drum nun dem Menschengeschlecht mühselige Leiden ersinnend,
Barg er das Feuer. Doch er, des Japetos herrlicher Sprößling,
Bracht' es den Menschen zurück, von dem Donnerer heimlich entwendet,
Drinnen im markigen Rohr, unbemerkt Zeus waltender Vorsicht.
Jetzo begann voll Zornes der Herrscher im Donnergewölk Zeus:

Du des Japetos Sohn, vortrefflichster Kenner des Rathes,
Du frohlockst, daß du Feuer entwandt, und den Sinn mir getäuschet:
Traun, dir selber zum Weh, und den kommenden Männergeschlechtern!
Jenen geb' ich für Feuer ein Unheil, dessen sich alle
Sollen erfreun, herzinnig ihr eigenes Uebel umfangend.

Also sprach hohnlachend der Götter und Sterblichen Vater.
Und er gebot, daß eilig der kunstberühmte Hephästos
Erde mit Blut einmengt', und menschliche Stimm' ihr ertheilte,
Stärke zugleich, und Gestalt, unsterblichen Göttinen ähnlich,

Mit holdseliger Schöne der Jungfraun; dann daß Athene
Zierliche Werk' anwies', und Kunstarbeiten des Webstuhls;
Daß anmuthigen Reiz um das Haupt ihr göß' Aphrodite,
Unruhvolle Begier, und schmachtende Sorgen der Sehnsucht;
Ihr dann dreiste Gesinnung zu leihn, und bethörende Schalkheit,
Gab er dem Hermes Befehl, dem bestellenden Argoswürger.

Also Zeus; sie aber gesammt willfahrten dem König.
Schleunig aus Erd' erschuf der hinkende Künstler Hephästos
Jungfraungleich ein edles Gebild, nach dem Rathe Kronions.
Solche gürtete nun, und schmückte sie, Pallas Athene.
Auch die Chariten schlangen umher, und die herrliche Peitho,
Ihr ein goldenes Busengeschmeid', und rings um die Scheitel,
Wanden die lockigen Horen den Kranz von Blumen des Frühlings.
Allen Schmuck um den Leib dann ordnete Pallas Athene.
Ihr auch legt' in die Brust der bestellende Argoswürger
Sanft einnehmende Wort' und Lug und bethörende Schalkheit,
So wie Zeus ihm geboten, der Donnerer; redende Stimm' auch
Legete Hermes hinein. Und allbegabte Pandora
Ward sie genannt, weil alle die Seligen auf dem Olympos
Eigene Gab' ihr bescheert, zum Leid den erfindsamen Männern.

Als sie den schlüpfrigen Trug, den schwervermiednen, gefertigt;
Sendete zum Epimetheus den rüstigen Hermes der Vater,
Daß er der Götter Geschenk hinführete. Doch Epimetheus
Dachte nicht mehr an das Wort des Prometheus, nie ein Geschenk doch
Anzunehmen von Zeus dem Olympier, nein zu entsenden
Jegliches, eh' es vielleicht den Sterblichen würde zum Unheil.
Siehe, zuvor ja lebten die Stämm' erdbauender Menschen
Fern den Leiden entrückt, und fern mühseliger Arbeit,
Auch Krankheiten des Weh's, die Tod' herbringen den Männern;

Denn in dem Unglück pflegen die Sterblichen frühe zu altern.
Aber das Weib hob jetzo den mächtigen Deckel des Fasses,
Rüttelte dann, daß den Menschen hervorging Jammer und Trübsal.
Dort die Hoffnung allein, in dem unzerbrechlichen Hause,
Blieb inwendig dem Fasse zurück, tief unter der Mündung,
Und nicht flog sie heraus; denn zuvor schloß jene den Deckel'
Nach Zeus heiligem Rathe, des donnernden Aegiserschüttrers.

Zu S. 45. Indem ich das mir abhandengekommene Citat zu der Notiz, die Sage der Andreasinseln betreffend, vergebens suchte, fand ich dieselbe Sage vollständiger von den Pelewinseln erzählt in Hockies Reise (deutsche Ausgabe 1805 Einleitung S. XXIII). Diese Inseln liegen bekanntlich im Süden von Japan, östlich von den Philippinen. Die Sage lautet: die Gottin Lingobund schwebte schwanger in der Luft, senkte sich aber auf die damals noch ganz kahle Erde herab und gebar hier drei göttliche Kinder. Während ihrer Geburt aber entstanden zugleich die Pflanzen, Thiere und Menschen. Die Menschen waren anfangs noch dergestalt mondsüchtig, daß sie jederzeit mit abnehmendem Monde starben, mit zunehmendem Monde aber wieder auflebten.

Zu S. 61. Die Stelle bei Aristophanes lautet nach der Vossischen Uebersetzung:

Nur Chaos und Nacht und Erebos war Anfangs und des Tartaros Abgrund;
Nicht Erde, noch Luft, nicht Himmel auch war. In des Erebos ödem Bezirk nun
Da gebieret die schwarzumflügelte Nacht vom befruchtenden Winde das Urei,

Woraus in der Zeit umrollendem Lauf entsproß der begehrliche Eros,
Der am Rücken mit zwei Goldfittigen glänzt rc.

Zu S. 65. Ein italienisches Sprüchwort lautet:

Amor, e tossa, e rogna,
Celar non ti bisogna.

Zu S. 68. Ueber die Flügel des Eros ist noch nachzutragen, daß derselbe keineswegs immer geflügelt, sondern auch hin und wieder ohne Flügel erscheint, z. B. bei Lippert (I. 754), bei Tassie (N. 2509). Vergl. Gerhards antike Bildwerke (Text, erste Lieferung S. 72). Ferner ist zu bemerken, daß die Flügel des Eros bei den Dichtern insgemein golden, zuweilen auch Taubenflügel genannt werden, daß ihm aber auch Euripides (Hippol. 1270.) und Claudian (XXXI. 140) und häufig die Vasen bunte Flügel geben. Bei Montfaucon kommt ein Eros vor, dem kleine Flügel am Kopfe sitzen, wie der Medusa. Geistvoll ist die Auslegung, die Plato (Phädros 252) den Flügeln des Eros gibt: Sterblichen heißt Eros der Geflügelte, aber den unsterblichen Göttern heißt er Beflügler.

Eine sehr phantastische Fabel vom Ursprung der erotischen Flügel hat uns Aelian in den Thiergeschichten (XIV. 28.) aufbewahrt. Der Meergott Nereus hatte außer fünfzig schönen Töchtern, den berühmten Nereiden, auch einen Sohn, den Nerites, der alle Jünglinge in der Welt an Schönheit übertraf. Aphrodite selbst verliebte sich in ihn und wollte ihn mit sich in den Olymp nehmen, zu welchem Behuf sie ihm Flügel wachsen ließ. Aber der phlegmatische Jüngling

zog es vor, bei seinen Schwestern zu Hause zu bleiben und aus Zorn verwandelte ihn die verschmähte Göttin in eine Muschel und gab seine Flügel dem kleinen Eros. In dieser Mythe ist vielleicht mehr ausgedrückt, als nur die Rache, welche feurige Liebe an träger Gemeinheit nimmt; es ist vielleicht auch eine Erhebung der uranischen über die lascive Venus gemeint, deren priapisches Symbol bekanntlich die Schnecke ist.

Aelian knüpft hier eine zweite Mythe an, wonach derselbe Nerites ein Liebling Poseidons, des Meergottes, gewesen, und von dem Sonnengott Helios aus Eifersucht in eine Muschel verwandelt worden seyn soll und von dem Anteros seinen Ursprung genommen habe.

Zu S. 73. Die Liebe ist blind, wie das Glück; aber auch geblendet, wie die Mücke, die sich in die Flamme stürzt, und der Sinne wie durch Zauberei beraubt, daß sie nicht nur am einmal geliebten Gegenstande keinen Fehler sieht, sondern sich sogar an Gegenstände hängt, die Jedem andern häßlich und lächerlich erscheinen. Am reizendsten aufgefaßt von Shakspeare in der thörichten Liebe Titania's im Sommernachtstraum.

Zu S. 75. Die Alten kannten keinen weiblichen Eros, stellten aber in Mysterienbildern auf Vasen den Eros oft doppelgeschlechtig dar, oder wenigstens, wenn auch männlichen Geschlechts, doch mit weiblichem Kopfputz. Vergl. Gerhard und Panofka Neapels antike Bildwerke I. S. 118 und

286. Hierbei dachte man wohl an den ältesten Eros Protogonos oder Phanes. Ueber die als Büsten vorkommenden Hermeroten vergl. Böttiger kleine Schriften I. 161.

Zu S. 76. Auf einer Gemme bei Galeotti (Musenm Odescalcum Tab. 12.) sieht man einen Lorbeerbaum, auf dem ein Greif sitzt, einen Schild vor sich haltend (apollinische Symbole). Daneben rechts arbeitet ein Eros emsig an einem kleinen Amboß, links steht ein anderer Eros rüstig da. Ein einen Helm schmiedender Eros kommt öfter auf Gemmen vor. Auf einer Gemme bei Stosch (N. 693) hat sich ein Eros in einer Falle gefangen, während ein andrer ihm ruhig zusieht. Auf einer Camee des Herzogs von Grafton (Böttiger kl. Schriften II. 324.) fährt Eros als Wagenlenker den von zwei Psychen gezogenen Wagen des Bacchus, während Anteros in das Rad greift und den Wagen gewaltsam zurückhalten will.

Unter allen Wettrennen der Eroten ist das auf einem Basrelief in der Sammlung des römischen Capitol das wildbewegteste und am geistreichsten ausgeführt. Pferde und Eroten stürzen übereinander in unaufhaltsamster Eile. Viel mehr Figuren enthalten die Vaticanischen Basreliefs (V. 38 — 41 des Mus. Pio = Clement.), wo eigentlich die Pferde die Hauptrolle spielen, daher man die Eroten nur als Genien des Circus erklärt hat.

Zu S. 86. Bei Horaz (Oden IV. 13. 6.) ruht Amor auf den Wangen einer schönen Sängerin.

Zu S. 94. Ein wie Triton die Muschel blasender Eros kommt auf einem Sarkophag im neapolitanischen Museum vor. Zwei auf einem Kahn fahrende Eroten, von vier Delphinen gezogen (eine maritime Quadriga) bei Bracci. — Ein mit halbem Leibe aus einer Schnecke vorragender auf dem Meere schiffender Eros, der den mit Winden angefüllten Sack des Aeolus an zwei Stricken zurückhält (Licetti hierogl. S. 402), bedeutet wohl nicht, wie der Erklärer glaubt, einen Beherrscher der Elemente in kosmischem Sinne, sondern einfach die mit Absicht zaudernde Liebe. — Drei auf einer Muschel schiffende Eroten auf einer Gemme in Borioni collect. 40. Venus auf einer Muschel, getragen von zwei Tritonen, auf deren Schweifen je ein Eros steht, der eine mit einem Spiegel, der andere mit einer Schale. Monum. Mathaeiorum III. 2. Die Büste einer Venus in einer Muschel, getragen von einem kleinen Eros und gestützt von zwei Meerkentauren. Daselbst III. 12.

Da Venus selbst aus dem Meere stieg und alle Fruchtbarkeit auf Erden durch das feuchte Element bedingt ist, so war auch der Fisch ein überall bekanntes erotisches Symbol. Daher dachten sich die Alten auch unter den beiden Fischen im Thierkreis wieder nur Venus und Amor. Als nämlich Typhon die ganze Götterwelt in Schrecken versetzte, verwandelten sich Venus und Amor in Fische (Manilii astron. IV. 580). Anakreon besingt in der 51sten Ode die göttliche Aphrodite, wie sie auf dem Meere fährt, umringt von Eroten, die auf Delphinen reiten, und von Fischen, die sich zärtlich um ihre Glieder schmiegen. — Gar schön ist ein Basrelief in Vanuti et Amaduzzi Monument. Matthaeiorum III. tab. 11. darstellend den kolossalen Kopf des Okeanos über das Meer erhoben und umringt von Delphinen, auf

denen Eroten reiten. Auch Psyche fährt mit Delphinen, z. B. Borioni collect. 43.

Zu S. 96. Ein Eros, der auf einem Schwan reitend mit dem Dreizack nach einem Delphin sticht, kommt vor auf einer Gemme im Mus. Cortonense Nr. 29. Einer, der auf einem Delphin reitend nach einem Krebse sticht, bei Stosch Nr. 739.

Zu S. 112. Ein Basrelief bei Inghirami (IV. P. 2.) zeigt uns ebenfalls den Triumph des Eros und der Psyche. Er ist als Jüngling aufgefaßt. Vor ihm schwebt ein kleiner kindlicher Eros und überreicht den Liebenden eine Taube. Zu ihren Füßen neckt ein anderer ein Häschen, dem er eine Traube vorenthält. Auf Psyche's Seite steht ein Schwan, auf der des Eros ein Pfau. Von beiden Seiten kommen Genien mit Geschenken, darunter auf Psychens Seite zwei ihr ähnliche Wesen mit Schmetterlingsflügeln.

Zwei andere Bildchen bei Inghirami (VI. N.) wiederholen den Kuß. Auf dem einen ist Eros ein Kind und Psyche hat vier Augen auf jedem Flügel; auf dem andern (einem auch anderwärts vorkommenden Vasenbilde) ist Eros ein Jüngling mit sehr langen Flügeln und wirft sich in die Arme der sitzenden Liebesgöttin. Eine der lieblichsten Darstellungen des Kusses kommt vor in Buonarotti vetri antichi XXVIII. 3. Eros und Psyche umarmen und küssen sich; neben ihm hängt sein Köcher an einem Rosenstock; neben ihr steht man einen Spiegel. Wieder anders ist diese Idee aufgefaßt in einem Basrelief (Vanuti et Amaduzzi monu-

menta Matthaeiorum III. 15). Hier bilden die drei Grazien die Mitte und auf jeder Seite derselben küßt ein Eros eine Psyche. Man kann das innerste Geheimniß der Grazie nicht reizender offenbaren.

Zu S. 113. Auf einer alten Gemme (Licetti hierogl. S. 3.) kommt ein Knabe mit Schmetterlingsflügeln in einem Wagen vor, den zwei Lorbeerzweige in den Händen tragende Eroten ziehen. An eine männliche Psyche ist nicht zu denken. Auch die wunderliche Erklärung des Licetus gibt keinen guten Sinn. Er hält den Knaben mit Psycheflügeln für den Amor rationalis, und die beiden ihn ziehenden für den Amor voluptuosus und heroicus, deren niedere Natur von seiner höhern geleitet wird. Wäre diese Erklärung richtig, so müßten die vorgespannten Eroten wohl eher demüthig oder unwillig, als freudig und mit Siegeslorbeern geschmückt erscheinen. Vielleicht ist der psychische Knabe ein Hesperos; wenigstens kommt dieser Genius des Abendsterns öfter mit Schmetterlingsflügeln vor. Vergl. Panofka's Terracotten S. 71. Dann würde die Gemme des Licetus den Triumph des Abends, der für die Liebe glücklichsten Zeit bedeuten.

Zu S. 114. Im Pflügen des Eros mit der Psyche sieht Böttinger (kl. Schriften II. 319.) ein Symbol der Zeugung, weil Plutarch (praecept. conjug. 42.) von der Athenern sagt, sie hätten drei Ackerfeste gefeiert, das heiligste aber in der Brautnacht.

Zu S. 117. Einen Eros, der den Bogen wegwirft und dagegen die Lyra ergreift, malte der berühmte griechische Maler Pausias (nach Pausanias IV. 25). Ein sehr edles Motiv.

Der älteste Eros Phanes oder Protogonos wurde vornehmlich von Plato und später von den Neuplatonikern als das ordnende Weltprincip aufgefaßt, Licht bringend in die Nacht des Chaos, Leben bringend in die Materie, Ordnung in die himmlischen Sphären und in die Reiche der irdischen Natur, Liebe, Sitte und Weisheit unter die Menschen. So denkt ihn Plato (im Symposion 188) als den Eros, welcher der uranischen Venus identisch ist, setzt demselben aber einen zweiten Eros entgegen, welcher der pandemischen Venus entspricht, und von dem alle Unordnung und Unsitte in die Welt kommt. Unter den Neuplatonikern hat Plotinus (Ennead. III. im 5ten Buch, Cap. 2.) jene Lehre Plato's commentirt. Man kann nun den so oft bei den Alten mit der Lyra vorkommenden Eros gewiß auf keine bessere Weise deuten, als wenn man in ihm den guten Eros des Plato erkennt.

Was Plato's bösen Eros anbelangt, so könnte man darunter einfach den Anteros verstehen; aber Anteros gehört überall, wo er vorkommt, dem engern Kreise zärtlicher Streitigkeiten, Nebenbuhlereien und Lästerungen an, und scheinen die Dichter und Künstler ihn nicht in Plato's großartigem philosophischem Sinne aufgefaßt zu haben. Plato selbst nähert sich hier auffallend der altpersischen Idee von einem guten und bösen Weltprincip, von Ormuzd und Ahriman, und sagt von seinem bösen Eros Dinge aus, die eher dem Ahriman zugeschrieben werden müssen, als sie irgend einem der griechischen Eroten angedichtet werden können, die alles Böse, was sie thun, durch ihre Liebenswürdigkeit wieder vergüten. Plato's böser

Eros ist der Vater aller Krankheiten, alles Mißwachses, alles Unglücks, aller Laster unter dem Monde, und stört, wo er kann, die Gestirne, verdirbt das Thier = und Pflanzenreich xc. In diesem Sinn scheint er mehr persisch, als griechisch, und gehört nur dem Plato an; während der gute Eros Protogonos, als Princip der Weltharmonie, allgemein in Hellas bekannt und anerkannt war.

Neben diesem platonischen Dualismus findet sich bei den Alexandrinern auch eine vielfach umgewandelte Dreieinigkeitslehre, in welcher der orphische Eros Phanes oder Protogonos die Hauptrolle spielt. Vergl. die treffliche Erörterung Zoëga's in dessen Abhandlungen S. 211. Mich tiefer in diese Philosophien einzulassen, würde dem ästhetischen Zweck, den ich hier verfolge, nicht angemessen seyn. Ein neues und sehr poetisches Motiv wäre zu gewinnen, wenn die Metis, die dort zuweilen dem Phanes (wie die Maja dem indischen Brahma und später noch Sophia dem gnostischen Gott, als Weisheit neben der schöpferischen Kraft) beigegeben wird, irgendwie auf die in so vielen Bildern mit dem Eros verbundene Psyche bezogen werden könnte, was aber nicht der Fall ist.

Zu S. 122. Auf einem Basrelief im römischen Capitol kommt ein Triumphzug der Eroten vor. Sie führen je auf einem besondern Triumphwagen die Attribute des Hermes, Bacchus, Apollo xc. Sehr schön ausgeführt. Zu den naivsten Triumphen der Eroten gehört der über die keusche Luna. Auf einer Urne im Vatican sieht man zwei Eroten den Wagen und die Pferde der Mondgöttin halten, während sie abgestiegen ist und dem schönen Schläfer zueilt. Aehn=

liche Darstellungen findet man in Gerhards antiken Bildwerken. I. 37. und 40.

Zu S. 126. Eros wurde im Tempel zu Leuctra in Lakonien verehrt (Pausanias III. 26.); auch von den Pariern am Hellespont (IX. 27.), deßgleichen von den Kauniern (Hesychius). Die Mysterien des Eros scheinen, wie die bacchischen und mit denselben verbunden, besonders auf die Unsterblichkeitslehre Bezug genommen zu haben. Daher Eros und Psyche so oft auf Sarkophagen und Grabdenkmälern mit bacchischen Symbolen verbunden sind.

Die Perlenschnur, die Eros zuweilen auf Vasen um die Stirn trägt, kommt noch öfter bei Hermaphroditen vor und mag ihn als den Eros der Mysterien bezeichnen.

Zu S. 129. Die schönste Darstellung des von vier Eroten leicht gebundenen und geführten Löwen findet man unter den Mosaiken des capitolinischen Museums (IV. 19). Hinter dieser Gruppe steht Herakles mit dem Spinnrocken. Vergl. Gorii dactyl. Zanetti 35. — Auf einer Gemme bei Stosch (Winckelmann N. 661) zieht Eros einem Löwen, dessen Haupt von einem Strahlennimbus umgeben ist, einen Dorn aus dem Fuße. Auf einer Camee im neapolitanischen Museum reitet Venus auf dem Löwen und wird von Eros geführt.

Zu S. 130. Eroten, die auf Kentauren reiten, kommen zuweilen in bacchischen Zügen und auf Grabmälern

vor, z. B. auf den, von Lessing in seiner Abhandlung: wie haben die Alten den Tod gebildet? mitgetheilten. Ein Eros reitet auf einem männlichen Kentaur, welcher die Lyra, und ein andrer (der auch für eine Psyche gehalten worden ist) auf einem weiblichen Kentaur, welcher die doppelte Flöte bläst. Welche Bedeutung den Kentauren im Todtencultus eigentlich zukommt, ist noch nicht gehörig ermittelt. Lessing geht davon aus, daß die Kentauren Nachbarn der Unterwelt seyen. Creuzer (Symbolik 2te Auflage Theil II. S. 251.) faßt den Gegensatz der Kentauren gegen den Herakles und gegen Löwen und Stiere als bekannte Sonnensymbole auf. Erwägt man, daß das herbstliche Zeichen des Schützen sowohl bei den Griechen, als auch auf einem ägyptischen Wandbilde bei Denon ein Kentaur ist, so scheint er die Nähe des Winters, und auch in dieser Beziehung des Todes, der Unterwelt zu bezeichnen. Uebrigens stehn die Kentauren zu Tod und Gräbern immer nur in einem mittelbaren Verhältniß, sofern sie ein integrirender Theil des bacchischen Gefolges sind. Die bacchischen Scenen aber auf Sarkophagen und Grabdenkmälern erklären sich aus dem Opfertode des Dionysos, des jährlich sterbenden Naturgottes. Auch auf einem Basrelief im Vatican (Mus. Pio-Clement. IV. 25.) kommen zwei Kentauren vor zur Rechten und Linken zweier in der Mitte stehenden Eroten, die einen großen Schmetterling über der Flamme ihrer zwei zusammengelegten Fackeln halten.

Zu S. 131. Oefters kommt Eros auf Gemmen mit einem Hunde vor, dem Sinnbild der Treue, zumal der ehelichen, wenn man nicht an die Beziehung auf die Jagd denken will. Eros führt einen Hund, liebkost einen Hund.

Unter Correggio's Wandgemälden im Nonnenkloster St. Paolo in Parma kommt auch ein kleiner Eros vor, welcher der Diana einen Hirschkopf, vielleicht den des Aktäon überreicht. Von der Hagen Briefe in die Heimath Theil II. S. 37.

Haug gibt in einem artigen Sinngedicht dem Amor zwei Schlüssel, einen, um den Mund zu verschließen, den andern, um das Herz aufzuschließen.

Zu S. 132. Wohl die schönsten Gruppen kelternder Eroten sind die auf einem Vaticanischen Sarkophage. (Mus. Pio-Clem. VII. tab. 12. und 13.)

Zu S. 134. Die bacchischen Eroten haben mehr oder weniger Uebereinstimmung mit den Faunen, Satyrn, Panen, und nur Silen leidet seines Alters wegen keine solche Beziehung. Faunesk könnte man den Eros mit der Doppelflöte nennen, wie er z. B. im Wiener Gemmencabinet (bei Ekhel. N. 29) einer nachdenklich dasitzenden Psyche lustig und verführerisch vorbläst. Satyresk könnte man die Eroten nennen, die mit spitzen Ohren vorkommen, z. B. bei Zoëga Bass II. 88. Panesk darf Eros genannt werden, wenn er die siebenfache Pansflöte bläst. Auf Gemmen in Florenz sehen wir einen Wettstreit zweier Eroten, von denen einer auf der Lyra spielt, der andere die Pansflöte bläst. Sie bedeuten entweder den Gegensatz zwischen dem apollonischen und bacchischen Kreise, der zugleich der Gegensatz zwischen himmlischer und irdischer Liebe oder zwischen der Venus Urania und Pandemos ist; oder sie entsprechen einander in einer kosmischen Bedeutung, insofern sowohl die siebensaitige Lyra als die sieben-

rohrige Pansflöte die Harmonie der Sphären bezeichnet. Mus. Florentinum I. tab. 81. N. 1. II. 16. 2. — Wie es ferner unter den Satyrn zwei Hauptclassen gibt, die man mit dem Namen Oinos und Komos bezeichnet, je nachdem die einen vorzugsweise trinken, die andern tanzen und scherzen, so ist dieser Unterschied vielleicht auch bei den traubenbekränzten und trinkenden Eroten einerseits und bei den tanzenden und thyrsusschwingenden andrerseits wiederzuerkennen. Und könnte demnach der sinnige und epheubekränzte Eros auch noch eine entfernte Beziehung auf den Silen zulassen.

Diese Nuancirungen haben aber erst die spätern Künstler auf Basreliefs, Vasen, Gemmen rc. ausgebildet. Platon unterscheidet (in seinem Symposion 181.) nur sehr einfach einen der Urania entsprechenden sittlichen und einen der Aphrodite Pandemos entsprechenden unsittlichen Eros.

Psyche kommt mit dem bacchischen Kreise nur in entfernte und zarte Berührung. Ein Eros mit dem Thyrsus neben Psychen findet sich bei Buonarotti, 382. Eine selbst den Thyrsus schwingende Psyche bei Lippert I. 832.

Zu S. 136. Ein gar lieblicher Amor, der ein unter ihm ächzendes und sich schwer emporarbeitendes Schwein niederdrückt, kommt vor auf einer Gemme bei Worlidge. — Die schönen vaticanischen Eber, mit denen Eros fährt, werden vom Erklärer im Mus. Pio-Clementino (IV. zu tab. 12.) im Sinn des Virgilischen: Amor omnibus idem gedeutet (Georg. III. 244.)

Zu S. 141. In einem der geistreichsten spanischen Lustspiele Don Gil von Tirso de Molina (übersetzt von Dohrn) kommt folgendes niedliche Liedchen vor:

Nach der Mühle Amors geht
Wohlgemuth ein schönes Kind,
Ihre Wünsche zu vermahlen;
Gebe Gott, daß es gelingt!
Auf das Rad der Eifersucht
Wirft der Gott den Waizen hier:
Eifersucht zermalmt die Körner,
Schält daraus das feinste Gries.
Die Gedanken sind der Mühlbach,
Kommen, gehen, her und hin.
Kam das Mädchen an das Ufer,
Und sie hört ein kleines Lied:
„Bläschen werfen diese Wasser,
Geht vorbei mein artig Lieb,
Singen, springen, schimmern, flimmern
Ueber blanken Stein und Kies.
Vöglein fliegen aus den Nestern
Nach den Myrtenbäumchen rings,
Picken, pflücken, schnattern, flattern
In Orangen und Jasmin.
Doch das Hornvieh bösen Argwohns
Seicht und leer das Bächlein trinkt;
Ueberall wo das sich einstellt,
Ist die Hoffnung nur gering."
Da sie nun aus Wassermangel
Still die Mühle stehen sieht,
Fragt die Kleine, welche eben
Auf dem Weg zu lieben ist:
„Müllerchen, was mahlst du nicht?"
„„Weil mir das Hornvieh das Wasser entzieht.""
Sah sie Amorn weiß von Mehlstaub,
Wie er mahlt den freien Sinn

Aller Herzen, die er peinigt,
Und so sang die Maid zu ihm:
„Amor, du Müller und Weißmacher!"
„„Bin ich's, so lauf, sonst vermehl' ich Dich!""

Zu S. 152. Ein sehr glückliches Motiv liegt in dem sogenannten Cupido Statuarius, der an der Büste eines alten etwas sokratischen Mannes meißelt. Mus. Flor. I. tab. 78. N. 6.

Der antike Erotenhandel ist mehrfach abgebildet, (zuletzt in Herculanum und Pompeji Hamburg 1841. Malereien II. N. 19). Dieses alte Bild ist nicht so ausgeführt, wie das moderne von Thorwaldsen, und es ist darin eine ganz andere Grundidee ausgedrückt. Wie nämlich Thorwaldsen die Liebe in ihrer Beziehung zu den verschiedenen Altersstufen darstellte, so wollte der antike Bildner die Wähllerei der Liebe bezeichnen. Die Ausleger dieses Bildes haben es, wie mich bedünkt, viel zu gelehrt zu erklären versucht. Vergleiche Gerhard und Panofka I. S. 425. Mag auch die Verkäuferin der Eroten Penia (die Armuth und Mutter des Eros) seyn, so gehn die Akademiker doch wahrscheinlich zu weit, wenn sie in den beiden weiblichen Gestalten, denen jene die geflügelten Kinder aus dem offenen Käfig anbietet, die Venus und Pitho und in den erstern selbst die erotische Dreieinigkeit Eros, Pothos und Himeros sehen wollen. Wozu einem einfachen und durch sich selbst hinlänglich verständlichen Bildchen einen so gesuchten mythologischen Sinn unterlegen? Auch Gerhards und Panofka's Auslegung scheint noch zu künstlich, da sie in der weiblichen Hauptfigur die Venus, in der hinter ihr stehenden und in der Verkäuferin aber Grazien sehen, die der Venus beistehen und sie mit

den Eroten gleichsam „ausrüsten" wollen. Die junge Frau betrachtet die ihr dargebotenen Eroten viel zu ernst und mit einem Ausdruck von Theilnahme und zugleich von Zweifel, daß man sich dabei wohl kaum etwas anderes denken kann, als: sie wählt. Ein sehr natürliches und einfaches Motiv. Die Wahl unter mehrern Liebhabern ist den Schönen immer angenehm, aber schwer. Der Bildner dachte hier wohl nicht an irgend eine Göttin, er wollte nur ein sehr allgemeines, die Herzensangelegenheiten des schönen Geschlechts betreffendes Thema sinnig andeuten. Ein Eros steht schon neben der Wählerinn, aber sie achtet seiner nicht: ein zweiter wird ihr eben dargereicht, aber auch ihn scheint sie weniger zu beachten, als den letzten, der sich noch verschämt tief unten im Korbe versteckt.

Zu S. 153. In einer griechischen Dichtung, deren Citat ich im Augenblick nicht finde, verwechseln der Tod und Eros ihre Waffen. Dann heißt es sehr schön, wie der Jüngling sterben muß und der Greis sich verliebt, wie der Tod das Brautbett schmückt und Eros das Grab.

In der Todtenfeier des Adonis von Bion heißt es (nach der Vossischen Uebersetzung):

> Schaue den zarten Adonis, gestreckt auf Purpurgewanden.
> Ringsher weinen um ihn und seufzen empor die Eroten,
> All um Adonis geschoren das Haar: der stampft die Pfeile,
> Der sein krummes Geschoß, der bricht den gefiederten Köcher,
> Dieser löst dem Adonis die Schuh', ein anderer bringet
> Wasser im goldnen Geschirr, und ein anderer wäscht ihm den Schenkel,
> Jener zum Haupt ihm kühlt mit der Fittige Wehn den Adonis.

In der Klage um den Dichter Tibull läßt Ovid den Amor ebenfalls trauern, aber mit Uebertreibung. Der Kleine zerschlägt sich die Brust und weint, daß er fast in Thränen erstickt.

Zu S. 182. Des Kampfes der Bienen mit den Phalänen gedenkt Aelian in den Thiergeschichten I. 58. Derselbe sagt daselbst, daß nicht nur üble Gerüche, sondern auch künstliche Wohlgerüche den Bienen zuwider seyen.

Zu S. 184. Konrad von Megenberg sagt im Buch der Natur (gedruckt 1475), der Honig sey am besten, wenn man ihn im Vollmond ausnehme, was mit den Beziehungen der Biene zur Mondgöttin und Weltmutter übereinstimmt. Derselbe citirt aus Michael von Schottenland, in fruchtbaren und blumenreichen Jahren sammelten die Bienen so emsig und reichlich Honig ein, daß sie darüber vergäßen, Junge zu erzeugen, wodurch denn der Stock, trotz alles Honigreichthums, zu Grunde ginge. Uebrigens irrt er, indem er aus Aristoteles anführt, die alten Bienen bereiteten viel süßern Honig, als die jungen. Aristoteles sagt in seiner Thiergeschichte (IX. 21.) im Gegentheil, der Honig aus jungen Stöcken sey der bessere.

Zu S. 188. In Griechenland begegnet man einsamen Hürden, worin im Halbkreis Bienenkörbe aufgestellt sind, nur von Hunden bewacht. Brandis Mittheilungen I. 146.

Zu S. 191. Am Gambia bereiten die Neger den Bienen ihre Stöcke aus hohlen Palmbäumen. Die Bienen sollen eine Abneigung gegen die Citronenbäume haben, aber vorzugsweise gern rothe Blumen aufsuchen. Winterbottom's Sierra Leona. Deutsche Ausgabe S. 101. — Herr von Uffenbach sah in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einem Garten bei Amsterdam eine Statue der Flora, in deren Innerm sich ein Bienenstock befand. Eine ächt holländische, doch anmuthige Allegorie. U. Reisen. II. S. 415.

Zu S. 193. An einer farnesischen Statue der ephesischen Diana sind seitwärts zwei Bienen abgebildet Menetrejus tab. 59.

Zu S. 195. Unter Bellori's Münzen, die sich auf die Bienen beziehen, ist auf tab. VII. ein Siegelring abgebildet mit einer Biene, deren Kopf die Sonne selbst ist.

Zu S. 206. Bellori hat unter den von ihm gesammelten Bienensymbolen tab. VII. aus der Barberinischen Daktyliothek eine Gemme abbilden lassen, welche den Eros auf einem Kruge über Wasser fahrend darstellt. Ein oft bei den Alten wiederkehrendes Bild. Hier aber ist auf dem Kruge noch eine Biene dargestellt, als Verkündigerin der Wiedergeburt, zu welcher die in dem Kruge bewahrte Asche bestimmt ist.

Zu S. 214. Auch der oben erwähnte Konrad von Megenberg beschreibt den Bienenstaat sehr anziehend. Bei

ihm heißt die Bienenkönigin der Kaiser oder der Weiser (wobei man an wissen oder weise denken kann). Wenn er ausfliegt, fliegen die Bienen im dichten Gedräng um ihn her, doch ohne ihn mit ihren Flügeln auch nur leise zu berühren. Wenn die jungen Prinzen geboren sind, lassen die Bienen nur einen leben und tödten die andern, um Thronstreitigkeiten zu verhüten ꝛc.

Nicht minder ausführlich sind die Bienen von Philes (de animalium proprietate) in griechischen Jamben gepriesen worden, doch hat dieser Hofpoet selten einen originalen Gedanken.

Zu S. 215. Auch dem Gelon wurde die Königswürde durch Bienen angezeigt. Justinus XXII. 4.

Die ephesischen und andere Münzen von Colonialstädten, auf denen Bienen vorkommen, sind gesammelt und abgebildet von Bellori. Neben der Biene zeigen die Münzen von Ephesus noch einen Hirsch, zuweilen auch eine Palme; die von Delphi einen Ziegenkopf; die von Messana einen Hasen; die von Dyrrhachium eine säugende Kuh; die von Neapel einen Stier mit bärtigem Mannskopf: die von Metapont eine Aehre. Auf einer arkadischen Münze kommt neben der Biene vor ein Adler, auf einer tauromenitanischen ein Dreifuß, auf einer syrakusanischen eine Quadriga, auf einer römischen des L. Papius eine Juno Caprotina mit dem Ziegenfell als Helm.

Zu S. 219. Um eine zwischen drei Aehren in ein Getreidfeld geworfene Hostie bauten die Bienen eine zierliche

Monstranz. Elsässer Sagenbuch von Stöber S. 86. Einer Frau, die eine Hostie in ihre Bienenkörbe that, damit sie besser gedeihen möchten, und die dann staunend ein Sanctuarium erblickte, welches die Bienen aus Wachs um die Hostie gebaut hatten, erwähnt Cäsarius von Heisterbach (hist. memor. IX. de eucharistia cap. 8.) — Eine sehr eigenthümliche und schöne psychische Bedeutung in der christlichen Poesie ist der Biene durch das Herrnhuter Gesangbuch gegeben worden. Da heißt es:

Du grüner Zweig, du edler Reis,
Du honigreiche Blüthe,
Du aufgethanes Paradeis,
Gewähr mir eine Bitte:
Laß meine Seel' ein Bienelein
Auf deiner Rosenwunde seyn.

Ach, ach, wie süß ist dieser Thau,
Wie lieblich meiner Seele,
Wie gut ist's seyn auf solcher Au
Und solcher Blumenhöhle.
Laß mich doch stets ein Bienelein
Auf deiner Rosenwunde seyn &c.

Ausgabe von 1741. S. 84. Auf S. 99. heißt es noch einmal:

O Herr Jesu, gib mir Gaben,
Wie die klugen Bienen haben,
Weil ich mich zu dir gefunden
Auf die Rosen deiner Wunden,
Daß ich deins Bluts Honigseim
Trag in meinm Mund und Herzen heim.

Zu S. 252. Bei Aristophanes trägt Iris einen arkadischen Sonnenhut, dessen bunter Rand der Regenbogen ist, als Parodie einer ähnlichen Erscheinung der Iris in einem verlornen Drama des Sophokles, wie der Scholiast zu dieser Stelle des Aristophanes (Vögel, 1203) berichtet.

Zu S. 253. Wie wenig Mercur und Iris als Führer der Seelen einander ausschließen, erhellt aus einem von Millin (galerie mythol. N. 462.) mitgetheilten antiken Bilde, welches die Entführung des Hercules in den Olymp darstellt. Hercules sitzt neben der Iris auf ihrem Wagen, welchem Merkur voranschreitet. Etwas ganz ähnliches sehen wir auf einem Vasenbilde bei Dubois (im zweiten Theile p. 38). Hier ist die Ermordung des kleinen Astyanax dargestellt. Er liegt todt in den Armen seiner Mutter Andromache. Von oben her aber naht sich, um seine Seele abzuholen, Hermes zu Fuß und gleich hinter ihm Iris auf einem Wagen von vier weißen Pferden gezogen. Gewiß eine sehr liebliche Apotheose des Knaben, den uns Homer mit so unübertrefflichem Reiz in Hektors Abschied geschildert hat. Iris trägt hier lange Vogelflügel, aber als Andeutung des Regenbogens einen Nimbus von zwei Kreisen um das Haupt. — Ohne Mercur, aber mit dessen Attribut, dem Caduceus (Schlangenstab) erscheint Iris unter andern bei Inghirami (VI. L.); bei Tischbein (Vasen IV. tab. 11).

Zu S. 265. Für die poetische Idee Rückerts findet sich schon ein Vorgang im classischen Alterthum. In Mil-



lingen's monuments (Vasen p. 10.) kommt eine Umarmung des Peleus und der Thetis vor, und über dieser zärtlichen Gruppe wölbt sich ein Regenbogen.

Zu S. 270. Konrad von Megenberg glaubt, die Reihenfolge der Farben im Regenbogen sey durch die Schwere bedingt, der leichtere Wasserdunst bilde oben die hellere oder die rothe, der schwerere unten die dunklere oder die blaue Farbe. Vincenz von Beauvais nimmt in seinem Spiegel der Natur (IV. c. 74.) vier Hauptfarben an nach den Elementen, aus denen sie gleichsam durch den Sonnenstrahl ausgezogen werden: Radius Solis de coelo igneum, de aqua purpureum, de aëre hyacinthinum, de terra colorem gramineum trahit. Vincenz enthält in den folgenden Capiteln noch einen Schatz von antiken und mittelalterlichen, sinnigen und unsinnigen Erklärungen der Natur des Regenbogens, die ich aber hier nur erwähnen, nicht wiedergeben will, weil aus ihnen für Symbolik und Mythologie kein Gewinn zu ziehen ist.

Berichtigungen.

Seite 7	Zeile 10	von unten	lies:	Manu statt Mann.
" 13	" 5	" "	l.	zwischen st. mit.
" 14	" 11	von oben	l.	ostasiatischen.
" 14	" 18	" "	l.	habe.
" 16	" 1	von unten	l.	derselbe.
" 21	" 13	" "	l.	den der.
" 32	" 14	von oben	l.	habe Abraham.
" 141	" 7	" "	l.	Guckkasten.
" 153	" 9	von unten	l.	Flögel.
" 155	" 3	" "	l.	an statt von.
" 160	" 9	von oben	l.	konische.
" 207	" 16	" "	l.	Herodot.
" 240	" 1	" "	l.	Louhi.



